
3 1761 08152765 7

J. J. Engel's

Schriften.

Vierter Band.

Reden und ästhetische Versuche.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Reden.

Aesthetische Versuche.

Reden

und

ästhetische Versuche.

Lobrede auf den König.

Gehalten den 24. Jänner 1781.

Meine Herren!

Wenn schon ein zu dürftiger und zu geringfügiger Gegenstand dem Redner nachtheilig ist, so ist es noch weit mehr ein zu großer und zu erhabener. An jenem kann noch immer sein Witz oder sein Scharfsinn Seiten finden, von denen er merkwürdig erscheint; er kann durch die Zauberkraft der Beredtsamkeit seine Zuhörer täuschen; kann, wenn auch nicht Bewunderung für den Mann, den er loben will, wenigstens Bewunderung für sich selbst erwecken. Aber wo die Vortrefflichkeiten seines Helden zu glänzend, zu mannichfaltig, zu unbegränzt sind; wo er schon alle Seelen der Zuhörer von ehrfurchtsvoller Bewunderung durchdrungen, alle in Erwartung einer eben so außerordentlichen Kraft der Beredtsamkeit findet, als außerordentlich der Mann ist, der durch sie geehrt werden soll: da muß der Muth auch des kühnsten Redners, zugleich mit der Einbildungskraft und der Sprache, erliegen. Er thut dem Genie seines Helden, und thut vielleicht seinem eigenen, Unrecht: jenem, weil er ihn weniger erhaben in der Schilderung darstellt, als er

in der Natur ist; und diesem, weil man nur allzuleicht Schwäche der Kunst mit Schwäche des Redners verwechselt.

Darf ich's erst sagen, wie sehr dies der Fall bei dem Lobredner eines Königes sei, welcher die Ehre seines Jahrhunderts, auf das er so mächtig gewirkt hat, und der Stolz eines Volks ist, das ihn als seinen zweiten Schöpfer verehrt? Nicht jene glorreichen Siege des Königs; jene Thaten, die Europa in Erstaunen setzten, und oft mehr Wunder einer Gottheit als Wirkungen menschlicher Kräfte schienen; nicht irgend eine seiner einzelnen Tugenden und Vortrefflichkeiten, seine weise Kühnheit und Unerschrockenheit, wenn er schlägt, seine vorsichtige Betriebsamkeit, wenn er unterhandelt, sein über dem ganzen Staate offner, immer wachsamer, Alles durchspähender Blick, der so schnell jeden Mangel und die Mittel ihm abzuhelfen entdeckt; seine Milde, seine Gerechtigkeit, seine Mäßigkeit, seine rastlose Geschäftigkeit: nicht diese einzelnen Thaten und Tugenden sind es, welche die Schwierigkeit der Schilderung machen; aber ihrer aller wundervolle Harmonie, ihrer aller Hinstreben, durch so unzählige mittlere Zwecke hindurch, zu einem einzigen letzten und großen Endzweck, welcher der Endzweck Gottes in seiner Schöpfung und jedes wahrhaftig großen Monarchen in seinem Reich ist: die höchste, in der Verbindung mögliche, Wohlfahrt. Ein Blick auf das Ganze eines solchen Charakters ist, wie ein Blick auf das Ganze der Natur, wo sich jeder einzelne Theil in der Vorstellung verdunkelt; Alles, was Sinne, was Einbildungskraft, was Pinsel des Malers davon fassen und darstellen können, sind nur einzelne Seiten, sind nur hie und da herausgehobene Scenen: das Ganze selbst ist kein Anblick und kein Gemälde mehr; es ist eine Wirkung der nachsinnenden Vernunft, ein Gedanke.

Doch wie, wenn sich eben hier der einzige Weg eröffnete, den Monarchen, mit dem uns die Vorsehung gesegnet hat, auf eine nicht ganz unwürdige Art zu loben? Wie, wenn dieser Weg nicht die beredte Erzählung seiner zu großen und zu zahlreichen Thaten nach aller ihrer Weisheit und Zweckmäßigkeit, nicht der fruchtlose Versuch einer lebendigen Schilderung seines ganzen Charakters wäre, wie er sich durch das Unterscheidende seiner Lage unterscheidend ausgebildet, und unter so unzählig mannichfaltigen Umständen, in so verwickelten Situationen, geglänzt hat; wie, wenn es eine mehr ruhige, untersuchende, nur durch die stille Begeisterung der Vernunft sich erhebende, Betrachtung jener allgemeinen Vortrefflichkeit wäre, die sich mehr oder minder bei jedem wahrhaftig großen König, und mit einem ganz sichtbaren, nicht zu verkennenden Vorzuge, bei diesem Einzigen findet? Freilich wird da an die Stelle des Gemäldes ein nur flüchtiger unvollendeter Schattenriß, ein Entwurf der äußersten Linien, treten; aber zu dem vollen, redenden und beseelten, Gemälde fehlen die Farben: oder wenn diese Farben der Sprache selbst nicht fehlen, so fehlen sie wenigstens mir, der ich auch jenen Schattenriß nur mit ungewisser und zitternder Hand werde zeichnen können. — —

Wer auf die Stimme der Schmeichelei hört, die muthwillig alle Begriffe verfälscht, oder des Blödsinns, der keinen ergründet; der wird der großen Könige in allen Jahrhunderten und in den Geschichtbüchern aller Völker finden. Aber wer nur denjenigen groß nennt, der in einem ungewöhnlichen Grade Alles ist was er soll; wer aus der Anzahl großer Monarchen jeden ausstößt, dessen Regierung nicht durch ihn selbst, sondern nur durch das glückliche einträchtige Genie vortrefflicher Diener

glänzte, und der nur weise genug war, sich leiten zu lassen, da er selbst hätte leiten sollen; wer, mit unverwandtem Blick auf den einzigen würdigen Zweck eines Königs, keine, auch nicht die glänzendsten, Thaten bewundert, sobald sie jenem Zwecke entgegenlaufen; wer das einseitige Talent des Kriegers von dem mannichfaltigen, so viel andere Talente in sich schließenden eines Monarchen unterscheidet: der wird der großen Könige, groß im echten Sinne des Worts, durch ganze Jahrhunderte und unter ganzen Nationen vergebens suchen. Er wird, schon eh' er sucht, ihrer nur äußerst wenig zu finden hoffen. Denn wie sehr er auch seine Forderungen mäßigen, wie sehr er auch sein Ideal, ohne es gleichwohl zu zerstören, herabstimmen mag: so ist und bleibt das Ideal eines Königs das höchste denkbare aller menschlichen Ideale; und wenn, nach dem allgemeinen Gesetz der Natur, das Vortrefflichste in jeder Gattung nur so selten erscheint: wie selten muß unter der kleinen Anzahl der Könige der Mann hervortreten, der den Forderungen des schwersten aller Aemter Genüge thut, und der, das Größte und Höchste zu seyn, was Menschen seyn können, beides die Kräfte und den Entschluß hat!

Schon der speculative Denker, so viel er von der unendlichen Ideenfülle, die sich in dem einzigen Begriff eines Staats zusammendrängen, abschneidet, und alle die unsäglichen Hindernisse der Ausführung von Planen vergißt, die auf dem Blatt zu zeichnen und zu berechnen, so leicht, und in der Wirklichkeit darzustellen, so schwer sind; schon der Philosoph, sag' ich, ob er gleich nur über so vereinfachten, allgemeinen Begriffen arbeitet, findet ihrer noch immer so unzählige zu überblicken und zu verbinden, daß die Schöpfung des Ideals von einem vollkommnen, glücklichen Staate eine seiner genievollsten Arbeiten

ist. Der Philosoph auf dem Throne, — oder nicht der Philosoph, sondern der erleuchtete thätige Weise, der das Haupt seines Staatskörpers nicht bloß heißen, sondern seyn, nicht bloß vor den übrigen Gliedern, selbst vielleicht das müßigste Glied, hervorragen, sondern auch als Haupt für den ganzen Körper denken und alle seine Bewegungen ordnen will: welch eine weit größere Masse von Ideen muß er umspannen, bearbeiten, einander unterordnen, vereinbaren können! Das Ideal, das er schaffen, oder wenn es vorhanden wäre, wenigstens fassen und durchdenken soll, ist das besondere dieses wirklichen Staats, von dieser eigenthümlichen Lage, diesem Maaß innerer Kräfte, dieser Verwickelung äußerer Verhältnisse, diesem Charakter des Volks, diesen Rechten, Gewohnheiten, Sitten, diesem Grad der Cultur, diesen vorhandenen Hülfsmitteln. Es ist jenes Ideal des Weltweisen, aber unendlich reicher an Bestimmungen, und eben dadurch an Schwierigkeiten. Was für innere Vollkommenheiten jeder Art, in welchem Grade, zu erreichen möglich? auf welchen Wegen? welche nach den Umständen die wichtigsten? wie jede andere nach ihnen abzumessen, daß keine zum Ruin des Ganzen übertrieben werde, und doch auch keine ermangele? wie Jedes durch Jedes unterstützen, die zahllosen Räder der großen Maschine in einander eingreifen zu lassen? wie die Gesetzgebung, die Disciplin, die Staatsökonomie, jedes für sich und jedes in der Verbindung, auf die höchste Vollkommenheit hinzurichten? wie das größte fremde Interesse, mit welcher Vorsicht, in das eigene zu verweben? wie bei Bündnissen und Freundschaften das Ansehn mit der Nothwendigkeit, die Klugheit mit der Redlichkeit zu verbrüdern? Alle diese so verwickelten, so unzählig viel befassenden Aufgaben zu lösen und glücklich zu

lösen: was für Forderungen an einen König! Was für ein Geist muß es seyn, der sich bis zu der Höhe, wo die Uebersicht möglich ist, emporschwingen, und mit dem Blick des Adlers den ganzen weiten Kreis überschauen soll!

Aber dieses Ideal nur innerhalb der Seele schaffen, ist nicht genug: der Monarch soll ihm auch außer der Seele Wirklichkeit geben; soll es, bei dem steten Fluß und Wechsel der Dinge, immer von neuem durchdenken, ergänzen, erweitern, es in tausend und aber tausend seiner Bestimmungen umändern; soll jede Lage der Dinge beurtheilen, und indem er den einen Blick in die Vergangenheit, den andern auf die Gegenwart richtet, die Zukunft enträthseln; soll jede Gelegenheit zur Vervollkommnung ergreifen und nutzen, jeder Gefahr, die sein edles Werk zu zerstören droht, entweder ausbeugen oder sie niederkämpfen; soll beides die fähigsten und die redlichsten Diener wählen, sie weder durch Vertrauen lässig, noch durch Mißtrauen schüchtern machen, in allen den wichtigern Angelegenheiten des Staats mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Kräften wirken. Was für neue Talente, welche Klugheit und Kunst an der Seite der Wissenschaft, welche Menschenkenntniß, welcher Prüfungsblick, welche Vorhersehungsgabe, welche Geistesgegenwart, welche Vereinigung aller der namenlosen Eigenschaften wird erfordert, ohne die keine glückliche Führung der Geschäfte möglich ist, deren Mangel so oft die weisesten Maaßregeln unkräftig gemacht und die überlegtesten Entwürfe hat scheitern lassen! Nicht bloß den allgemeinen Geist aller der Kenntnisse, auch die Gaben, die praktischen Fertigkeiten aller seiner Diener, des Kriegs und des Friedens, muß der vereinigt besitzen, der sich in der That als aller Meister und König zeigen, der sie nicht nur prüfen und aus-

wählen, ihnen nicht nur Richtung und Anstoß geben, sondern auch überall selbst an ihrer Spitze wirken, selbst seinen Geschäften vorstehen, seine Heere führen, seine Schlachten gewinnen will.

Dennoch, so groß schon diese erste Forderung an den Geist eines Königs ist, so ist die zweite an seinen Willen noch größer. Nicht zwar die der Arbeitsliebe und Geschäftigkeit überhaupt: denn ein großer Geist ist ein geborner thatiger Geist, dem Muße bald unerträglich, und Wollust ekelhaft wird; aber die strenge, schwere, fast nie erfüllte Forderung der unausgesetzten, ganzen und wahrern, Thätigkeit, die nichts verachtet, zurückläßt, verschiebt, die nie das Leichtere dem Schwerern, das Angenehmere dem Nothwendigern vorzieht; die nicht dem schmeichelhaften liebkosenden Locken der stärkern Neigung, sondern dem ernsten Ruf der Vernunft gehorcht, mag er sie zu Beschwerlichkeiten oder Ergötzungen, zu Arbeiten des Körpers oder der Seele, des gefahrvollen Kriegs oder des sichern Friedens, wecken; die nicht das eine Mal aus Ekel und Ueberdruß weit vor dem Ziel ermattet, noch das andre Mal im hitzigen, leidenschaftlichen Anlaufe über das Ziel hinaussetzt.

Der untergeordnete Diener, in seinem engern Kreise von weit gleichförmigern Geschäften, denen er sich aus Neigung gewidmet hat, findet dennoch, in der Verbindung aller, eine Menge kleiner, leerer, reizloser Arbeiten, die er fürchtet, denen er ausweicht, die er so viel als möglich von sich abwälzt; und ein König? Er, dessen Kreis von Geschäften gegen jeden andern so gränzenlos ist: wie viele, selbst der nothwendigern, unumganglichern, muß er mit aller seiner Neigung streitend, wie peinlich alle die mechanischen, geistlosen, in ekler Einförmigkeit ewig wiederkehrenden Arbeiten finden, deren Versäumniß gleichwohl

gefährlich wäre; die alle gethan, und von Ihm, dem großen genievollen Geiste, gethan seyn wollen, der hier über seine Kraft selbst zu ermatten in Gefahr ist, den seine Thätigkeit selbst an der Thätigkeit hindert! — Von einer andern Seite, hat jeder Geist seine Lieblingsentwürfe, die den andern so gern alle Aufmerksamkeit rauben: jedes Herz hat seine Schwächen; und wie der volle blutreiche Körper, wenn er einmal erkrankt, den tödtlichsten giftigsten Uebeln, so ist der große kraftvolle Geist den verderblichsten Leidenschaften unterworfen. Woher da Gegenmittel und Gleichgewicht; woher da Kraft nehmen, welche die ganze Seele in Achtung, das widerspenstige Herz in Gehorsam erhalte? Jener, der untergeordnete Diener, hört, außer der sanften Stimme der Pflicht, die in seinem eignen Innern erschallt, noch die gebietende, warnende, strafende Stimme des Obern: er hat für seine Trägheit einen Sporn, für seine Leidenschaft einen Zügel; aber ein König? Er, der Gesetzgeber der Nation, selbst keinem Gesetz unterwürfig, der Richter Aller, von keinem Andern gerichtet: was hat er, das ihn in Schranken erhalten, ihn antreiben oder zurückhalten könnte, als einzig seine eigene Tugend? als die Gewalt seiner Vernunft über alle, auch die Lieblingsneigungen seines Busens? Und doch ist's um seine echte Größe gethan; verloren ist der Ruhm, den er durch seine Talente sich selbst, die Glückseligkeit, die er seinem Volke erwerben könnte, wenn er nicht seiner Vernunft jene Gewalt über die Seele eben so unumschränkt giebt, als er selbst sie in seinem Reiche ausübt? wenn er für seine Thätigkeit eine andere Regel, als die des Besten seines Volks und seines Throns hat; wenn er nicht zu den seltnen, vortrefflichen Geistern gehört, bei denen Erkenntniß des Besten Wille, und Wille That ist.

Aber einer Thätigkeit, bloß auf Geheiß der Vernunft, hängt so gerne, von ihrem Ursprunge her, jener Charakter der Kälte, der Trägheit und Langsamkeit an, der immer ihre Wirkung schwächen, oft sie vernichten, dann und wann selbst verderblich seyn würde. Fordere die Staatsklugheit, nach aller Lage der Umstände, den Krieg, und fordere sie ihn da, wo eben der Monarch in Entwürfe des Friedens vertieft ist, die den vorzüglichsten Kräften seines Geistes freies Spiel geben, für die er sich im Fortgange immer mehr erwärmt, je mehr sie schon Sorgen gekostet haben, und die er nun alle mit widerstrebendem Herzen aufgeben soll: welche Uebel kann da Kälte, Trägheit, Langsamkeit stiften! Nur eine rasche kühne Hand ergreift die vorüberfliehende Gelegenheit, und nur ein feuriges Anstrengen wirft große Hindernisse zu Boden. Soll der beste edelste Wille des Monarchen die ganze wohlthätige Wirkung haben, die er kann, so muß noch der letzte, der vollendete Zug zum Charakter hinzukommen: Er muß fähig seyn, ohne Leidenschaft leidenschaftähnlich zu handeln; er muß eine Seele voll Feuer, und dies Feuer in seiner Macht haben: nicht nur, um es da, wo es natürlicher Weise ausbricht, zu mäßigen oder zu dämpfen, sondern auch überall, wo es ausbrechen soll, es hinzugebieten. Die allgemeine Liebe des Besten seines Volks, und der edle große Ehrgeiz, durchaus den Beifall der Weisesten, vor allen aber seiner selbst, zu haben, muß die reine, herrschende und mächtige Flamme seines Busens seyn, an der sich jeder einzelne Vorsatz entzünde, die jede seiner Thaten befeuere. — —

Wer sich selbst zu schwach fühlt, um Seelen von dieser Stärke, oder zu eingeschränkt, um Geister von jenem Umfange der Fähigkeiten für mehr als Wesen der Einbildung und ge=

träumte Ideale zu halten: den werden die vergangenen Jahrhunderte durch hie und da einen großen edlen Geist, der bei innerer Vortrefflichkeit auch die äußern Anlässe sich zu bilden und zu entwickeln fand; den wird vor allen das unserige durch das Beispiel eines Monarchen beschämen, dessen Geschichte die einzige seiner würdige Lobrede ist. Seine Thaten, sowohl des Kriegs als des Friedens, sein öffentlicher und sein besonderer Charakter; Alles redet.

Wenn die Wirkung von ihrer Ursache, das Werk von dem Werkmeister zeugt, so mag das Reich von dem Geiste zeugen, dem es Ausbildung und Vollendung verdankt. Wo war im Alterthume, oder wo ist zu unsern Zeiten das Reich, das an absichtsvoller Weisheit des innern Baues, an richtiger Ordnung oder fester Verbindung der Theile, dem unserigen vorstünde? Oder vielmehr: Wo ist das Reich, das, als System mit System, mit dem unserigen könnte verglichen werden? — Wenn je ein Staat war, der einen tief durchdachten, überall verbundenen, auf die höchste durch ihn nur mögliche Wirkung berechneten Plan hatte; so ist's der unserige. Wenn je ein Staat war in welchem Würde und Majestät des Throns so innig mit der aufmerksamsten Sorge für die Unterthanen zusammenhing, in welchem beider Erhaltung und Wohl so vorzüglich auf Macht beruhend, die Macht so richtig gegen die umgebenden Mächte abgewogen, zu ihrer vollen, schnellen, ausdauernden Wirksamkeit die ganze öffentliche Haushaltung so unentbehrlich, die Sorge für die Macht in die Sorge für Nahrung und Wohlhabenheit der Bürger durch so mannichfaltige Canäle wieder zurückgeleitet, Alles in Allem, Kleines in Großem und Großes in Kleinem, so tief gegründet, Alles so ganz nur Ein Raisonne

ment war; so ist's der unserige. Wenn je ein Staat unverträglich scheinende Eigenschaften in Harmonie stimmte, die rauhen Künste des Kriegs mit den sanften Künsten des Friedens versöhnte, und gleich sehr der innern Gerechtigkeit, Aufklärung, Geistesfreiheit, als der äußern Sicherheit durch Macht und durch Bündnisse wahrnahm; so ist's der unserige. Wenn je in einem Staate die Unvollkommenheiten, wie in der Welt die Uebel, nicht die Schuld des bildenden Geistes, sondern der widerstrebenden Materie, waren; so ist's der unserige. — Nur der Unverstand meistert, und steht erstaunt, wenn sich ihm hie und da die Nothwendigkeit von Uebeln verräth, die er mit besserer Erkenntniß so leicht gehoben glaubte; die Klugheit, mit tieferm Blick in den Zusammenhang, sieht die Theile durch das Ganze gerechtfertigt, erkennt in den Unvollkommenheiten Quelle oder Bedingung höherer Vollkommenheit, und schweigt, wo sie nicht durchblickt, voll Ehrerbietung, weil sie in dem dunklern verdecktern Theile des Plans die nehmliche Weisheit muthmaßt, die ihr aus dem hellern und offnern entgegenleuchtet.

Diesen Staat aber, von so richtiger, seiner Natur so gemäßer, durch so weise Mittel so wohl erreichter Absicht; wer hat ihn entworfen? Wer die Gedanken dazu, die er vorfand, mit so scharfem Blicke gefaßt, so meisterhaft ausgebildet, erweitert, vollendet? Ehe noch die Erfahrung spricht, läßt uns schon die Vernunft errathen: daß so ein System nur Werk eines einzigen Geistes seyn konnte; und wer war er, dieser kühne, genievolle, allumfassende Geist? Eben der, der für seinen großen Entwurf auch die Mittel, ihn wirklich zu machen, fand; dessen Anschläge sein Reich von einem nur mittlern Ansehn zu einem Grade der Macht und des Einflusses erhoben, daß einst halb

Europa — wer entscheidet, ob vor Furcht oder vor Eifersucht? — sich die Hände bot, es zu zertrümmern und zu zerreißen. Eben der, der ein Leben auf dem Throne hindurch, von sicherer Klugheit geleitet, nie einen Schritt zurückwich, immer sich vorwärts Bahn brach; der auch da, als ihn seine Feinde schon im Geiste vernichtet sahen, und ohne Furcht der Beschämung, laut vor der Welt, von seinem Falle und ihrem Triumphe sprachen; da, als seine Freunde und neidlosen Bewunderer — denn Bewunderer waren alle! — für ihn zitterten und kaum mehr zu hoffen wagten; auch da noch, geliebt von der Vorsehung, Wege zur Rettung, zur Wiederherstellung, zur Vergrößerung entdeckte: Er allein war's, der König! Wenn einst sein Geschichtschreiber die Absichten der Einrichtungen, die Entwürfe der Thaten, wenn er den Geist sucht, der überall vorwaltete, und in jeder, auch der mißlichsten Lage Auswege und Hülfsmittel fand; durch und durch wird er auf ihn, und nur auf ihn, den Monarchen, treffen. Aus seiner Seele nahmen die Feldherren, aus seiner Seele die Verweser des Staats ihre Entwürfe; und all ihr Ehrgeiz, den sie kannten, war der: zu seiner Billigung auszuführen, was zu ihrer Bewunderung von ihm gedacht war; all ihr Stolz: daß ein Geist von seiner Größe und seiner Tiefe der Einsicht eben sie zu Werkzeugen und zu Mitgehülfen erkor.

Doch was red' ich nur immer von Weisheit, Absicht, Anschlägen, Entwürfen? Als ob sich nicht in diesem wunderbaren Könige, mit dem Geist und den Einsichten des Feldherrn, des Staatsmanns, des Gesetzgebers, zugleich alle Gaben und Fertigkeiten zur Ausführung verbänden! oder als ob seine weitgreifende, unermüdbare Thätigkeit irgend einen Anlaß, diese Ta=

nte schimmern zu lassen, versäumt, irgend eine der Arbeiten,
e ihm selbst zu verrichten möglich war, Andern übertragen
ätte! War Er's nicht selbst, der mit aller Ueberredungsgabe,
einheit, Geistesgeschmeidigkeit eines Staatsmanns, jeden Gro=
en, den er wollte, zum Freunde gewann? der seine Staats=
erbindungen errichtete? seine Verträge und Bündnisse schloß?
War's nicht sein eigenes Licht, das die Nation aufklärte und
Vorurtheile jeder Art in ihrer Blöße beschämte? War's nicht
in eigener Muth, der sein unüberwindliches Heer befeuerte?
ine eigene Kriegskunst, die aller Orten den zweimal, dreimal
ärkern Feind vor ihm hertrieb? Und in jenem schwarzen schreck=
chen Zeitpunct, da Alles mit einer Wuth auf ihn einbrach, daß
ömischer Muth hätte zagen und römische Standhaftigkeit wan=
en können: war's nicht seine eigene Entschlossenheit, Tapfer=
eit, Geistesgegenwart, unerschütterte Festigkeit, die das Reich
or dem Untergange — oder was sag' ich, nur vor dem Unter=
gange? — vor der mindesten Einbuße einer Hütte, oder einer Erd=
holle an den äußersten Gränzen rettete? War's nicht seine eigene
aushalterische Kunst, womit er so schnell jede Spur des Ver=
erbens vertilgte? die Trümmer wieder zu Mauern, die Aschen=
aufen zu Städten erbauete? das Heer verstärkte? die Zeug=
äuser anfüllte? die Schatzkammer erweiterte und Millionen auf
Millionen häufte?

Eine so anhaltend, so wirksam, auf so mannichfaltige Art
erwiesene Größe des Geistes läßt schon von selbst auf den Adel
und die Stärke des Willens schließen, der sich so einem Geiste
ugesellte. Wer nur flüchtig beobachtet, den verführt das Feu=
ige, Rastlose, immer auf Vollendung Dringende, immer auf
en höchsten Punct Gerichtete, in der Thätigkeit dieses Königs,

daß er überall Leidenschaft, und Leidenschaft von ungewöhnlicher Stärke, ahnet. Aber bald, bei mehrseitiger Beobachtung fällt er von Widersprüchen in Widersprüche, bis sich ihm endlich der große Gedanke darbietet: daß die Macht der Vernunf über Seelen von höherer Ordnung Alles vermögen müsse; — und die Widersprüche verschwinden. Wenn man die eigne häusliche Sparsamkeit des Monarchen, seine große Aufmerksamkei auf jede schon vorhandene oder noch zu entdeckende Quelle de Reichthümer, seine Sorgfalt sieht, die Güter der Unterthane innerhalb den Gränzen zu erhalten; wie sollte man nicht au herrschende Begierde nach Schätzen rathen? Aber nun bring der Landmann, dem der überschwellende Strom die Aernte nahm seine Klagen vor den Thron; ein entkräfteter, durch Krieg un Mißwachs zu Grunde gerichteter Adel fordere werkthätige Hülfe und wie willig, wie ganz gegen die Natur der geahneten Leidenschaft, werden die Tonnen Goldes, die der allgemeine Hausvater zur Vertheidigung sammelte, zur Ernährung dahingegeben Oder gerathe das Gleichgewicht der Macht in Deutschland, gerathe Freiheit und Recht bundesverwandter Fürsten in Gefahr und wie ohne Bedenken, wie ohne Verlangen der Wiedererstattung, werden Millionen aufgeopfert, um das Heer in Bewegun zu setzen!

Wo der König als Feldherr erscheint, da verführt das ungewöhnliche Feuer seiner Operationen zu einem andern Irrthum Diese anscheinende Hitze, womit er so schnell jeden kommende Frühling aufbrach; diese ungeduldige Eile, womit er oft scho ein Heer geschlagen hatte und vor den Hauptstädten der Provinzen lag, wenn sie ihn kaum über den Gränzen glaubten diese reißende Gewalt, womit er in einem einzigen Feldzuge di

eindliche Macht, wie der Sturmwind die Wolken, vor sich auf-
ollte, von ihren Bergen, aus ihren Verschanzungen stürmte,
i die Hauptstadt zusammenpreßte, belagerte; über Felsen und
Ströme unter tausend Gefahren einen andern Feind suchte, ihn
lb und in alle Winde zerstreute; durch neue Provinzen einer
och stolzern siegreichen Macht entgegenging, sie angriff, ver-
ichtete, Alles, was das Schwert nicht fraß, in den Schnee der
Gebirge jagte, und nicht eher, als nach Eroberung einer Haupt-
adt und eines ganzen feindlichen Heeres, ruhte: diese erstau-
enswürdige Hitze, Eile, Gewalt; was läßt sie anders, als den
ntschiedensten Charakter eines Kriegers, mit aller ihm eigenen
Raubigkeit, Wildheit, Härte vermuthen? Wahrlich! kein Alexan-
er Griechenlands oder Nordens, wie sehr seine Leidenschaft Krieg
nd Geräusch der Waffen seine Wollust war, ist je mit so un-
estümem Feuer von Schlacht zu Schlacht, von Siege zu Siege
eeilt, als dieser so gefürchtete, schreckliche, — friedliebende Weise,
er, weil er Alles ist was er will, auch das in der Vollkom-
nenheit war, was er nur aus Nothwendigkeit wollte; das, was
nit den natürlichen Neigungen seines Herzens vielleicht am mei-
en streitet: ein Feldherr. Denn betrachte man ihn, wo er völ-
g sich selbst gelassen handelt, in seiner Familienliebe und Freund-
haft, in seinen Vergnügungen, in den Arbeiten seiner müßi-
en Augenblicke: wo ist da Spur oder Verdacht eines wilden,
riegerischen Geistes? Blickt nicht vielmehr überall ein sanfter,
ärtlicher, oft bis zum Weichen zärtlicher Charakter hervor? Jene
Entfernung von allen geräuschvollen lärmenden Ergötzungen, wie
ie der Jagd sind; jene Sprache, die er nicht bloß als Sprache
er Höfe aus Gewohnheit, die er aus Wohlgefallen, aus Liebe
richt, und ihr so gerne, für Feinheit und Geschliffenheit, ein

wenig Schwäche vergiebt; jener entschiedene Geschmack für die-
jenige unter allen Künsten, die am meisten zum Herzen redet
jenes Instrument, auf welchem er Meister und im Ausdruck des
Zärtlichen groß ward, das weichste und sanfteste unter allen
jener Tonkünstler, dem er, wegen der Anmuth des Satzes und
der Lieblichkeit des Gesanges, vor allen den Preis gab: wi
sehr verkündigt das Alles natürliche Milde, Empfindsamkeit
Sanftmuth! Sollen wir ihn mehr bedauern, oder mehr ihm Glüc
wünschen, daß ihn die Vorsehung auf einen Thron rief, desse
wichtigste Pflichten ihm so wahrscheinlich eine stete Verläugnun
kosteten? Bedauern werden wir ihn mit der ersten Empfin
dung; aber Glück werden wir ihm nach der Ueberlegung wün
schen: daß eine so völlige Selbstbeherrschung, eine so wunder
thätige Kraft des Entschlusses, die höchste Ehre der Menschhei
und sie fühlen und üben, die edelste aller Wollüste ist.

Nicht so glänzend, wie der Held im Feldlager und an de
Spitze des Heers, aber in der That noch bewundernswürdige
ist der stille ruhige Arbeiter im Frieden. Zu Schlachten un
Stürmen rief ihn mit zu lauter Stimme das Wohl des Va
terlandes und die Ehre des Throns, und einmal beschlossen kon
ten Thaten von solcher Wichtigkeit einen so großen Geist nic
anders als anziehen; aber jede Klage und jede Bitte hören, a
jede unbedeutende Frage antworten, jede oft zudringliche Au
merksamkeit auch des mindesten Unterthanen erwiedern, und n
von dem einmal gemachten Gesetze sich lossprechen, nie diese o
so verächtlich scheinenden, über ihre Geringfügigkeit mühsam
und ihre Einerleiheit peinlichen Arbeiten bis zum kommend
Tage aussetzen: welche Mannheit, welche Stärke des Entschlu
ses kündigt das an! Welche Anhänglichkeit an die Pflicht, au

a, wo sie mit den großen Zwecken des Monarchen nur durch
e einzelne, feine, in dem Gewirre aller so leicht sich verlierende
Faden verknüpft ist! Und kennte noch dieser Monarch nicht Ar=
beiten von ganz anderer Natur! Aber so geliebt, geschmeichelt, be=
günstiget von den Musen, sich ihnen entwinden, ihren so mäch=
igen, durch Unschuld selbst so verführerischen, immer schönern
und immer gefährlichern Reizen widerstehen, um freiwillig auch
die kleinsten reizlosesten Pflichten zu erfüllen, und in dieser Den=
kungsart ein Leben hindurch beharren: wahrlich! das beweist
einen Adel und eine Größe, die, wenn sie nicht eben so sehr
die Einbildungskraft füllt, wenigstens in den Augen der Ver=
nunft erhabener, als selbst die kühnste Entschlossenheit in Ge=
fahr, ist. — —

Diese Herablassung des Königs, diese Achtung, deren er alle,
auch seine geringsten Unterthanen würdigt, ist das festeste Band
der Liebe zwischen ihm und dem Volk. Wenn schon Größe an
sich mit so wunderthätiger Kraft auf die Gemüther wirkt; mit
welcher Kraft muß erst Güte in Verbindung mit Größe wir=
ken! Ehrfurchtsvoll, dankbar gegen die Vorsehung und gegen
ihn, unter tausend Wünschen für die Verlängerung seines Le=
bens, feiert Alles, was ihm gehorcht und durch ihn glücklich
ist, diesen Tag; feiern ihn mit vorzüglichem Rechte wir, da Er
mit so herablassender Aufmerksamkeit auch für uns, auch nur
noch jüngst durch die weise Einrichtung unserer Arbeiten, sorgte.
— Aber wie, theure Jünglinge, wollen wir ihn feiern, diesen
Tag, und was nennen wir feiern? Nur das: von den gewöhn=
lichen Arbeiten des Lebens ausruhen, und den erschlafften Kräf=
ten, durch Ergötzlichkeiten, Spannung und Ton zurückgeben?
Oder nicht vielmehr das: den Blick der Seele, zu ihrer Er=

leuchtung und Vervollkommnung, in sich selbst kehren, alle di Gründe der Thätigkeit überdenken, die Vorsätze fassen oder er neuern, durch welche das übrige Leben regiert werden soll? Wenn wir auf diese bessere würdigere Art einen Tag, wie den heuti gen, feiern: was für Ermunterungen zur Erfüllung unsers Be rufs werden wir, selbst in der Größe des Königs, finden!

Dem erleuchteten weisen Weltbürger ist der Gedanke a einen Vater der Natur, dessen Zwecke lauter Güte, so wie sein Mittel lauter Weisheit sind, nicht nur ein entzückendes Lich für den Geist; er ist ihm auch eine belebende Kraft für da Herz: ein lauter, alle Begierden der Seele weckender, unwider stehlicher Aufruf zur Tugend. Nichts erhöht ihn in seinen eig nen Augen so sehr, und nichts entzündet ihn mit einer so bren nenden Liebe seiner Pflichten, als die Erkenntniß: daß er dur Tugend mit diesem Vater der Natur in Gemeinschaft tritt, de er durch sie in seinem kleinen Wirkungskreise das Gegenbild Go tes in dem unermeßlichen des Weltalls wird; und da sein kle ner Kreis von jenem unermeßlichen ein Theil ist: daß er dur Tugend, gleichsam an der Seite des allerhöchsten der Wese ein Freund, ein Gehülfe der Gottheit, zu ihren Absichten mi wirkt. Und so, wie diese Erkenntniß den Weltbürger; soll nicht eben so den edeldenkenden Bürger des Staats der stol Gedanke rühren: daß die Absicht, der er sich widmet, mag Aufklärung und Sittenbesserung des Volks, oder Dienst im Ten pel der Gerechtigkeit, oder Sorge für das Leben der Bürg seyn, in den Plan seines wohltätigen, großen, erhabenen M narchen mit eingeflochten, mit unter denen ist, die seine eige königliche Seele beschäftigen? Sollte ihn nicht der stolze G danke rühren: daß er sich durch redliche, eifrige Erfüllung s

es Berufs mit einem so erhabenen Geiste zu Einem Werke ver=
ndet, und in einem höhern Sinne des Worts sein Gesellschaf=
r und Freund wird, als Manche — die nur ihrer Geburt we=
n sein Angesicht sehen und die Vergnügungen seiner Tafel thei=
n? Lassen Sie uns trachten, theure Jünglinge, daß wir ihm
nlich werden! Wenn es, ungeachtet der Unendlichkeit des Ab=
andes, kein sinnloser, sondern vielmehr der erhabenste aller
edanken ist: Gott nachahmen; so ist es, bei einem zwar großen,
er doch nur endlichen Abstande, noch weit weniger ein sinnloser,
ist ein würdiger edler Gedanke: dem König nachahmen! Denn
as heißt es im Grunde mehr, als, so wie Er, die ganze Natur
ines Berufs erforschen, die Erfüllung der Pflichten dieses Be=
ufs zur herrschenden Neigung seiner Seele machen, ihr mu=
ig alle übrigen unterwerfen, und unermüdet alle seine Thä=
gkeit gegen den erkannten Punct der Vollkommenheit richten?
Wenn wir gut, und bei vorzüglichern Kräften groß sind, so
nd wir's überall, auf dem Thron, im Palast, in der Hütte,
ur durch Eine Tugend. Der Unterschied an Ausbreitung, an
Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit, ist unendlich; aber
n Grunde und im Wesen ist es die nehmliche Kraft, womit
ne Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt
leuchtet.

Rede bei der Aufnahme in die Königliche Akademie der Künste.

Gehalten 1786.

Die erste Absicht, zu welcher sich Menschen in Gesellschaft vereinigten, mag entweder Sicherheit, oder leichterer Erwerb der Nahrung, oder mag sonst gewesen seyn welche sie wolle: — diese erste Absicht kann vielleicht immer die wichtigste, aber nie die einzige bleiben. Wie dem einzelnen Menschen alles durch seine Kräfte erreichbare Gute Zweck wird, so wird dem Staate alles Gute Zweck, was durch die Vereinigung der Kräfte Aller erreicht werden kann. Ein Monarch, dem der ganze Staat sich unterordnet, dem er die ganze Sorge für sein Bestes aufträgt hat daher keinen eingeschränktern Wirkungskreis, als den Kreis aller der Vollkommenheiten, der Vorzüge, der Glückseligkeiten die durch die mancherlei Verknüpfungen und Richtungen der ihm anvertrauten Kräfte Aller bewirkt werden können.

So, wie ich hier ihn angebe, hat sich den Umfang seiner Pflichten der große Monarch gedacht, dessen Leben die Vorse

ung bis in das späteste Alter nur darum zu verlängern scheint,
amit er in jeder Absicht den Königen Muster werde. Was
at dieser erhabene, umfassende, thätige Geist nicht Alles in sei-
en Wirkungskreis gezogen! Welche Quelle des Guten hat er
icht zu öffnen, zu reinigen, mit neuen Zuflüssen zu bereichern
esucht? Welche Art von Kräften, von Talenten, von Fähig-
iten, hat er nicht seiner Aufmerksamkeit, seiner Ermunterung
ewürdigt? Welcher Thätigkeit für gemeines Beste hat er nicht
ichtung und Regel gegeben, sobald sie, ihrer Natur nach, Rich-
ung und Regel vertrug, und nicht das freieste, uneingeschränk-
ste Spiel der Kraft auch das heilsamste zu ihrer Erhöhung und
eredelung war?

Einen neuen, unserer ganzen Verehrung würdigen Beweis
on der allumfassenden Aufmerksamkeit dieses Königs giebt uns
in Entschluß, der Akademie der Künste neue Vorzüge, neuen
lanz zu verschaffen. In einem Alter, wo sonst die Liebe des
chönen mit Empfindung und Phantasie erkaltet, und die Be-
haftigung mit dem Ernsthaften, bloß Nützlichen, der Seele die
ebste wird; in diesem Alter wirft der gekrönte Greis noch einen
er huldreichsten Blicke auf die zwar nie von ihm vernachläs-
gten, immer geliebten, belohnten, aber noch nie so sehr er-
unterten Künste. Unzufrieden, bloß die alten Vorrechte sei-
er Akademie wieder geltend zu machen, verleiht er ihr neue;
ffnet ihr reizende Aussichten zu immer größern Belohnungen
ür die Zukunft; giebt ihr unter den ersten und verdientesten Ver-
eßern des Staats einen Mann zum Beschützer *), der gleich
urch seine ersten Schritte zeigt, wie sehr er den Geist des Künst-

*) Den Staatsminister Freiherrn von Heinitz.

lers, und die wirksamsten Mittel, seine Kräfte in's Spiel zu setzen kenne. Durch ihn genießt das gebildete, durch ihn erwartet das keimende Talent die erste und höchste Belohnung des Künstlers. Ehre. Im Gefolge mehrerer geschmackvoller Kenner vom ersten Range erscheint hier, nicht bloß als Zeuge, sondern selbst als Theilnehmer der Bemühungen des Künstlers, ein Fürst *) dessen Name den Verehrern der Musen ewig heilig seyn muß weil durch Ihn diesen Wohlthäterinnen der Menschheit einer der schönsten Tempel errichtet ward, und er überall, wo er hinkam Merkmahle seiner Liebe und seiner Achtung für sie zurückließ. —

Aber daß eben jetzt der König die Künste mehr, als sonst je ermuntert, daß eben in dem höhern Alter, wo natürlicher Weis ihre Reize ihn kälter finden mußten, die Verbreitung und Verfeinerung derselben ihm Angelegenheit und mehr Angelegenhei wird, als in jenen glücklichen Jahren der reizbaren Sinne, de schnellern, feinern, wärmern Empfindung; muß uns nicht da auf den ersten Anblick sonderbar und befremdend scheinen? Ode sollte sich vielleicht auch hier das Durchdachte, das Planvoll zeigen, das die ganze Regierung dieses weisen, erhabenen Monarchen auszeichnet? — Wo man überall auf Absichten gearbeitet, der Absichten so viele erreicht sieht, da wird man am End gewohnt, ihrer zu suchen.

So wahr es ist, daß jede im Staat erreichbare Vollkommenheit dem Regenten Ziel des Bestrebens werden muß, so giel es doch unter diesen Vollkommenheiten eine Ordnung, beide des Rangs und der Folge. Schönheit hat nicht gleichen Wert mit Gesundheit und Kraft; aber gesetzt auch, daß sie ihn hätt

*) Der regierende Herzog von Kurland.

so ist doch jene nie ohne diese; und Sorge für Schönheit, wo noch Gesundheit und Fülle der Säfte mangelt, wäre verloren. — Wir sahen bisher den Monarchen, der mit dem Umfang seiner Regentenpflichten auch so ganz ihre verhältnißmäßige Wichtigkeit kennt; wir sahen ihn mit Verstärkung seiner Macht, mit Verbesserung der Gesetze, mit Beförderung der Industrie, mit Gründung sichernder Bündnisse beschäftigt: und wer wird zweifeln, daß diese Gegenstände die ersten, die wichtigsten sind, die den Künsten, welche für das Vergnügen arbeiten, auch schon darum mit Recht vorangehen, weil ohne sie diese Künste nothwendig kränkeln müßten? Wenn also eben jetzt der König auch den Künsten seine Aufmerksamkeit gönnt, auch sie so vorzüglich zu ermuntern anfängt; warum sollten wir nicht den frohen entzückenden Gedanken fassen, daß er für jene Zwecke glaube genug gethan zu haben? daß er sein großes Werk, den Staat, hinlänglich geordnet, gebildet, gesichert finde, um nun an Verfeinerung des Geschmacks, an die beste edelste Richtung eines Luxus zu denken, der immer Gefährte des Friedens unter einem gebildeten, wohlhabenden Volk ist? — Der König hat das wichtigste, das glorreichste seiner Werke vollführt; er hat mit dem Gleichgewichte Deutschlands die Ruhe seiner eigenen Staaten gesichert; hat das Interesse mächtiger Fürsten an das seinige unzertrennlich geknüpft: und nun winkt er mit freundlichem huldreichen Blick auch den Künsten.

Doch dies allein scheint noch nicht die Weisheit in dem Verfahren des Königs zu erschöpfen. Wenn er eben jetzt die Künstler, nicht mehr einzeln wie sonst, wenn er sie als Glieder einer Akademie, als Gesellschaft von Lehrern ermuntert, die eine zahlreiche Jugend bilden, durch diese Bildung die Vervielfältigung

von Kunstwerken befördern, und seinen echten Geschmack von den schönen auch auf die nützlichen Künste hinüberleiten sollen; so sah er vielleicht sein Volk eben jetzt erst auf derjenigen Stufe der Cultur, wo eine Anstalt dieser Art allein nicht fruchtlos ist, oder wo sie doch allein ihre volle, sichere Wirkung thun kann. Der Gang der Natur ist langsam, und die Mühe, ihn zu beschleunigen, kann immer nur in gewissem Maaße gelingen. Der Sinn für das Schöne entwickelt sich in dem einzelnen Menschen nur allmählich, wenn schon längst die äußern Sinne in voller Thätigkeit sind; noch weit allmählicher, und also weit später, entwickelt er sich bei einem Volke, besonders bei einem nördlichern Volke. Die schönen Künste, die in Griechenland einheimisch waren, und in Italien noch jetzt die blühendste ihrer Colonieen haben, sind für unsere Gegenden gleichsam fremde Gewächse; es hilft nichts, daß man Samen und Pflanzen zum allgemeinen Anbau austheilt, so lange der Himmel noch zu rauh, und der Boden noch zu verwildert, zu kalt ist. Auf dieser und jener Anhöhe, die eine mildere Sonne wärmt, mögen sie unter sorgfältiger Wartung gedeihen; aber daß sie gemeine Früchte des Landes würden, das läßt sich eher nicht hoffen, als bis durch eine sorgfältige, weit verbreitete Cultur die Luft gelinder, und der Boden wärmer geworden. — In dem halben Jahrhunderte, welches nun beinahe seit der Regierung des Königs verflossen ist; wie sehr hat der Geist der Nation sich erweitert! wie viel milder sind Denkungsart und Sitten, wie viel feiner und zarter ist der Sinn für das Schöne, wie viel ausgebreiteter der Geschmack an den Künsten geworden! Eben diesen Zeitpunct scheint Er, der so ungern fehl trifft, nur erwartet zu haben, um alle fähigen, und unter diesen, die großen, vortrefflichen

Männer, die durch ihr Genie eine der vornehmsten Zierden seines königlichen Sitzes sind, zur Vereinigung der Kräfte im Unterrichte der Jugend, zur Vervielfältigung der mancherlei Werke des Geschmacks, zur immer weitern Fortbildung eines schon so aufmerksamen, der feinern, edlern Vergnügungen schon so fähigen Publicums, zu ermuntern. —

Daß der scharfe, durchdringende Blick des Monarchen auch hier nicht fehl sah; daß er von der Verbreitung feinerer Kenntnisse und Empfindungen unter seinem Volke nicht zu vortheilhaft dachte: das beweist die allgemeine Theilnehmung an dem glücklichen Schicksale der Akademie, die allgemeine Freude über den neuerworbenen Glanz, über die erweiterten Vortheile derselben. Diese Freude kann bei Tausenden die Folge von tiefern Kenntnissen der Kunst und einem gebildetern feinern Geschmack seyn; aber lebhafter ist sie sicher bei Keinem, als eben bei dem, den Sie, Gnädiger Protector der Akademie, und Sie, ruhmvolle Mitglieder derselben, durch die Erlaubniß, ein näherer Zeuge Ihrer Bemühungen zu seyn, Sich so huldreich und so gütig haben verpflichten wollen.

Rede am Geburtstage des Königs.

Gehalten am 25. September 1786.

Meine Herren!

Die Vorsehung, die das Leben unsers unsterblichen Friederich so groß und so herrlich gemacht hatte, hat sein Ende nicht minder groß und herrlich gemacht. Noch hat kein König, dessen Namen uns die Geschichte aufbehielt, eine schönere Laufbahn schöner vollendet, als Er. Wenn Gustav Adolph — einer der Wenigen, die ich neben ihm aufzustellen wage — mitten auf seinem ruhmvollen Wege in die Arme des Sieges hinsinkt; wenn sein Vaterland laut um den Edelsten seiner Söhne, das unterdrückte Deutschland laut um seinen großmüthigen Retter jammert; wenn das Schicksal von Nationen, wenn die Wage Europens schwankt, weil ein Einziger fiel: — ist er schöner, dieser gepriesene, bewunderte Tod, als wenn Friederich, nach so viel Thaten der Unsterblichkeit in den Jahren der Kraft, noch als Greis seine Feinde in Ehrfurcht, seine Freunde in ungeschwächtem Vertrauen erhält? wenn er im hohen Alter, und

auch da noch, wo ihn Mattigkeit niederdrückt, und Schmerzen ihn foltern, mit unermüdetem Eifer jede kleinste Pflicht seines großen Amtes erfüllt? wenn er nur ein Mal, nur das letzte Mal, von seinem langen Todesschlafe erwacht ohne seiner Geschäfte zu denken; und so endlich, an Kräften, aber nicht an Willen, erschöpft, mit ruhiger Seele und ruhigem Angesichte entschlummert?

Eben so schön, als dieser edle Tod war, ist die Trauer des allgemein gerührten, aber nicht wehklagenden Volks. — Jener Jammer, der um das Grab eines Vaters ertönt, der sein Haus in Zerrüttung, seine Waisen in Sorgen zurückläßt: wie unangenehm durchdringt er das Herz, und wie ein unsicherer zweideutiger Beweis ist er von den Tugenden des Entseelten, oder der Liebe seiner Verlassenen! Aber wie ehrenvoll und zugleich wie rührend ist jene Thräne, die dem Auge von Kindern entzittert, deren ganzer Verlust nur ihr Herz, nicht ihren Wohlstand, ihr Glück trifft! Wäre Friederich in jenem blutigen Kriege gefallen, den nur Er, mit seinem Muthe, seiner Fruchtbarkeit an Hülfsmitteln, seiner Standhaftigkeit der Seele, so ruhmvoll endigen konnte; so wäre unsere Klage lauter erschollen, unsere Thräne hätte voller geströmt, aber sie wäre gleich sehr die Zeuginn unserer eigenen Noth, als die Lobrednerinn seiner Verdienste, gewesen. Unsere jetzige Trauer um ihn ist reines Opfer der Ehrfurcht; unsere jetzige Thräne lautre unverdächtige Thräne kindlicher inniger Rührung: zwar gehaltner und sanfter, aber eben dadurch ehrenvoller und schöner. — Nach gegränzeter siegreicher Macht, nach aufgehäuftem Ueberflusse von Schätzen, nach festgestellter weiser Verfassung, nach gesichertem, tief in das Interesse Deutschlands verwebten Frieden, stirbt der gekrönte unvergeßliche Greis, wie ein Vater unter dankbaren

Kindern, die eben durch seine Güte, Thätigkeit, Weisheit jeder nagenden Sorge für die Zukunft überhoben sind; die keinen Seufzer um sich selbst zu verlieren haben, alle nur Ihm, dem Stifter ihres Glücks, ihres Wohlstandes, widmen.

Doch an dieser Sanftheit und Ruhe, an dieser schönen Mäßigung unsers nur dankbaren, nur zärtlichen Schmerzens, haben auch die Tugenden Friederich Wilhelms Antheil, und größern wichtigern Antheil, als ihn selbst die Verdienste Friederichs haben. — Das Schicksal der Staaten ist veränderlich, wie das Schicksal der Menschen; und je stolzer die Höhe, die wir errungen, desto schwärzer zu unsern Füßen der Abgrund, desto jäher und zerschmetternder der Herabsturz. Hätten wir fürchten müssen, daß mit dem Monarchen, der unser Stolz war, auch seine Königlichen Tugenden unsern Thron verlassen würden, so hätte selbst der Ruhm und der Wohlstand, den Er gegründet hatte, uns nur tiefer erschüttern, mehr unsere Wange mit Schrecken zeichnen, als unser Auge mit der Thräne der Rührung erfüllen müssen. Aber Dank sei der Vorsicht, die uns noch ferner durch unsere Regenten zu segnen verspricht, daß jene Aufmerksamkeit, die immer ein Volk auf seinen Thronfolger richtet, die auch wir auf den unsrigen zu richten so mächtige Antriebe hatten, uns mit Hoffnungen, nicht mit Sorgen erfüllte; daß wir den Erben Friederichs so achtungsvoll gegen jedes Verdienst, so empört gegen jede Handlung der Ungerechtigkeit, so begierig nach jeder Kenntniß, beides der innern Verfassung und der äußern Verhältnisse; daß wir ihn in dem letzten glorreichsten unserer Feldzüge so freudigthätig, so musterhaftwachsam, so voll Muths in der Gefahr, so ganz nur seiner Pflicht lebend, nur sie denkend und übend erblickten; daß

wir, neben der Güte und Wärme des Herzens, die im Charakter Friederich Wilhelms der erste Zug ist, auch die Mannheit, Festigkeit, Kraft entdeckten, durch die allein jene Güte aus der liebenswürdigsten der Schwachheiten zur erhabensten der Tugenden wird!

Wie sehr hat alle die Hoffnungen, die durch diese Eigenschaften der Thronerbe von sich erweckte, der König bestätigt! Mit welcher Liebe, Bewunderung, Zuversicht, hat der neue Monarch, seit der kurzen Zeit seiner Regierung, die Seelen aller Unterthanen erfüllt! Ich wage es, die Gründe dieser Zuversicht zu entwickeln; wage es, die Erwartungen vorzulegen, zu denen der Monarch, durch den glorreichen Anfang seiner Regierung, das Vaterland und das ganze Deutschland berechtigt. Wenn ich, weil ich es muß, in diese frohen Erwartungen noch immer Friederich, den Unvergeßlichen, mische: so fürcht' ich nicht, durch den Schmerz dieser Erinnerung die gerechte Freude dieses Tages zu entweihen; feinern, empfindlichern Seelen, weiß ich, ist Zusatz von einem so edlen Schmerz nur Würze, nicht Verbitterung, ihrer Freude. — —

Es giebt Lagen und Augenblicke, in denen das Herz des Menschen sich aus seinen geheimsten Falten wickelt; wo durch zu schnellen Stoß alle seine Triebfedern in zu volle Bewegung kommen, als daß Vorsatz und Ueberlegung sie hemmen oder mäßigen könnte. Wie der Mensch in diesen Augenblicken sich zeigt, so ist er; oder es gilt durchaus kein Schluß vom Aeußeren auf's Innere, von Wort und That auf Gesinnung. — So ein Augenblick, wenn sonst irgend ein anderer, ist der einer gewonnenen Krone. Wer, bei der Aussicht auf sie, mehr sich selbst, mehr den Glanz und die Vortheile der Hoheit, die Ent-

fesselung seiner Begierden, die Befriedigung seines Ehrgeizes dachte; wie ganz anders wird er in dem prüfenden Augenblicke erscheinen, als der, dem mehr sein Volk, mehr die Bürde des ersten und wichtigsten aller Aemter, mehr die unendliche Größe und Schwierigkeit seiner Pflicht vor der Seele schwebte! Wenn Jener sich am Ziel seiner Einschränkung sieht, so sieht sich Dieser am Ziel seiner Ruhe; wenn Jener, bei seiner frohern Stimmung, von jeder traurigen Idee, der Störerinn seines ersten Genusses, sich loswindet, so nimmt Dieser, bei seiner ernsten feierlichen Stimmung, sie willig auf; wenn bei Jenem die Rührung der Natur nur Miene der Anständigkeit ist, so ist sie bei Diesem wahres, tiefes Gefühl seines erschütterten Herzens.

Friederich Wilhelm, in jener unvergeßlichen Nacht, die dem Vaterlande seinen Beschützer, den Königen ihr Beispiel, dem Jahrhunderte seinen Helden nahm; wie sehr bewies Er, daß er der Edle war, der schon längst die Würde, Wichtigkeit, Erhabenheit seiner Bestimmung fühlte! — Ich erzähle sie nicht, die Geschichte dieser traurigen Nacht; Friederichs letzte Stunden, und die ersten Worte und Schritte seines Thronerben, waren zu wichtig, zu merkwürdig für uns, als daß nicht Jeder nach ihnen geforscht hätte. Ich erinnere nur an das Allen Bekannte an die Thränen der Rührung, die beim Empfange der großen Nachricht, unaufgehalten und unverborgen, auf die Wange des neuen Monarchen flossen; an jeden Beweis seines leidenden empfindlichen Herzens; an sein ängstliches liebevolles Forschen nach dem letzten Kampfe des Königs; an sein stillerhobenes dankendes Auge, da er von dem sanften schmerzlosen Tode des großen Verblichenen hörte; an die Bezeugung innigen Danks gegen den unermüdeten Arzt, gegen die umgebenden, bestürzten Ge-

?reuen, die über die Pflege des theuren Gebieters schon längst ?es Schlafs und der Nahrung vergaßen; und mehr als an Alles — denn es öffnet uns den freisten, rührendsten Blick in sein Herz — an sein Forschen nach dem Orte des Leichnams, ?n sein langsames feierliches Hinzutreten, an sein gedankenvol=?es Verweilen vor dem großen belehrenden Anblick.

Dieser Anblick, den der leichtsinnigere Fürst würde geflo=?en, von dem er würde zurückgebebt haben; was für Betrach=?ungen und Gefühle konnt' er in der Seele des neuen Königs ?recken? Was für andere, als die erschütterndsten, aber auch ?eilsamsten von allen; als Betrachtungen, die jedes Volk sei=?em Fürsten von der Vorsehung erflehen sollte? — In dem Augenblick der Erhebung selbst, ertrug nicht nur der neue Mo=?arch, sondern wollt' er, sucht' er, durchdacht' er den Anblick ?er Vergänglichkeit aller Hoheit, drückt' er sich freiwillig die große Wahrheit in's Herz, die nur zu oft auf den Thronen ?ergessen wird: daß keine Erhabenheit und keine Größe auf Er=?en, auch nicht den Ersten der Könige, von dem Schicksale des ?etzten der Menschen rettet; daß es einen noch unendlich wich=?igern Schritt giebt, als den vom Unterthan zum König, den ?etzten allentscheidenden Schritt vom König — zum Staub; daß ?nfehlbar die Stunde kömmt, wo die furchtbare Wagschale der Geschichte, wo die unendlich furchtbarere Gottes, die Könige ?ägt: wo nichts auf Erden von ihnen übrig bleibt, als der Ruhm ihrer Tugenden, oder der Fluch ihrer Uebelthaten; nichts ?hnen in die Ewigkeit nachfolgt, als das freudige Bewußtseyn ?er beglückten, oder das qualvolle vernichtende der gekränkten ?ntertretenen Menschheit. —

Wie in diesem einzigen Zuge, wie in der ganzen Geschichte

jener Nacht, der König dem Menschenkenner erscheint, so erscheint er jedem, auch dem gemeinsten Auge in der Geschichte aller nachfolgenden Tage. Noch ist das Gefühl seiner Pflicht, verbunden mit dem lebendigsten Vorsatz sie zu erfüllen, keinen Augenblick aus seiner Seele gewichen. — Wer die Fluth von Geschäften, wer die unsägliche Mannichfaltigkeit von Sorgen und Arbeiten kennt, die beim Antritt einer Regierung auf den neuen Monarchen zustürmen; wer das Heer von Leidenden, Bittenden, Anspruchvollen, Ehrgeizigen kennt, die alle den Augenblick nutzen, alle nach Hülfe, Vortheilen, Belohnungen, Blicken und Worten der Gnade streben: der sehe Friederich Wilhelm, den Geschäftigen, den Gütigen, wie Er alles Selbst, das Kleinste wie das Größte, das Unwichtigste wie das Wichtigste, verrichtet: wie er die Angelegenheiten seines Staats, seines Heeres, seiner Kammern, seiner Gerichtshöfe besorgt, und doch auch Keinem selbst nicht dem Zudringlichen und Beschwerlichen, den Trost oder die Freude königlichen Gehörs, königlicher Antwort versagt; er sehe Ihn mit dieser immer gleichen, immer ruhiger Heiterkeit, wie Er ohne Klage jedes Vergnügens, jeder Zerstreuung entbehrt, und noch immer für seine Arbeiten die Zei[t] dem Schlaf und der Tafel, nie für Schlaf und Tafel die Zeit de[r] Arbeiten abbrach; er sehe Ihn, und er zweifle, wenn er e[s] kann, an dem edelsten Willen, an der feurigsten Pflichtliebe, a[n] der muthigsten Entschlossenheit dieses Königs, für dessen Ge[-]sundheit und Leben wir zittern, und dem nur sein freudiger Ei[-]fer, sein unaufhaltsamer Trieb die Kraft geben kann, die ih[n] mitten in dem Wirbel von Geschäften aufrecht erhält.

Friederich war es, der diese allumfassende, nichts verach[-]tende, nichts versäumende Thätigkeit, durch die großen Wirkun[-]

zen, die man von ihr erblickte, den Königen ehrwürdig machte; Er war es, der ihr eine Genauigkeit und Pünctlichkeit gab, die so sehr ihm eigen ward, daß selbst seine Erholungen und Vergnügungen Tag und Stunde und Augenblick hatten: eine Pünctlichkeit, über die der Unwissende lächelt, und die der Weisere bald als unumgängliche Bedingung zum Weiterkommen, zum Abkürzen und zum Vollenden, erkennt. — Wie ganz ist der Geist, der diesen großen unsterblichen Mann beseelte, der Geist seines Nachfolgers geworden! Wie sehr hat Friederich Wilhelm die Notwendigkeit gefühlt, überall selbst zu sehen, zu prüfen, zu handeln, und daß er's könnte, sich unverbrüchliche Gesetze der Ordnung zu geben! Wie zuversichtlich dürfen wir hoffen, daß diese Stärke der Seele, die bis jetzt in dem wildesten Drang der Geschäfte so unerschüttert aushielt, nimmer ermatten, uns immer mit ihren wohlthätigen Einflüssen zu segnen fortfahren werde! — Zu segnen, sag' ich: denn jener Geist der allwaltenden eigenen Wirksamkeit und der nichts versäumenden Ordnung, — er wird der Geist aller Diener; er wirkt vom Throne, wie von einem Mittelpunct aus, durch den ganzen umgebenden Kreis: das große Beispiel des Ersten im Staat macht ihn nicht nur zur Pflicht, auch, was mehr ist, zur Sitte, zum Ton: er gießt durch die Gewißheit, nicht unbemerkt zu bleiben, dem Edlen neuen Eifer in's Herz, spornt den Trägen an, schreckt den Eigennützigen, den Unedlen zurück: und indem er so, durch regen Umtrieb, die Stockung in jeder Ader, in jeder Nerve hindert, wird er Quelle von Leben, Kraft, blühender Gesundheit des Staats.

Ich vergess' es hier nicht, daß Thätigkeit, die keinen echten Grundsätzen folgt, oder die auch ewig in Grundsätzen schwankt,

eher verderblich als wohlthätig seyn kann; aber so echt wie die Grundsätze Friederichs, sind die Friederich Wilhelms: denn sie sind ihnen ähnlich; und so fest wie jene, stehen diese: denn sie sind geprüft und durchdacht. Wären sie mehr als ähnlich, wären sie gleich in jeder Anwendung, jeder Bestimmung: dann möchten wir an ihrer Prüfung und eben damit an ihrer Dauer zweifeln; aber selbst daß sie abweichen, daß sie hier eine Einschränkung, dort eine Erweiterung leiden: selbst das beweist uns, daß Friederich Wilhelm seines großen Berufs im Stillen eingedenk war, daß er schon längst Erfahrungen sammelte, forschte, prüfte, sich nach Einsichten entschied. Und diese Einsichten — wohl uns, daß sie, nach dem Zeugniß der Weisesten und Erfahrensten, so sehr die richtigern sind! daß der Monarch, bei dem besten edelsten Willen, auch jenes Auge, jenen eindringenden Blick besitzt, der das Wahre vom Falschen, das Echte vom Scheinbaren, selbst im Kleinern und im Zufälligern, sondert! Wohl uns, daß Er, unter den tausend, oft so abweichenden Stimmen, die Stimme des tiefern Kenners, des gründlichern Denkers, des redlichern Patrioten, so treffend auskennt! Vor so einem Geiste stehen sie ewig fest, unwankend, und bald auch unangetastet, jene lichthellen, unwidersprechlichen, und doch, zum Erstaunen des Weisen, fast überall verkannten oder vernachläßigten Grundsätze, die Friederichs Regierung so herrlich machten, und zu denen auch Friederich Wilhelm, der Weise, der Edle, gleich beim Antritt der Herrschaft sich so laut und so kraftvoll bekannt hat.

Wer erräth hier nicht schon, daß ich vor Allem von dem Grundsatze der Duldung, von der Schonung des ersten und heiligsten aller Rechte der Menschheit rede: des Rechtes zu den=

ken, zu forschen, ewige Wahrheiten mit bescheidenem Ernst, aber laut und ohne Rückhalt, zu prüfen? — Traurig für den Freund der Wahrheit und des Menschengeschlechts, daß je ein Volk es als Vorzug hat rühmen, es als Gnade und Huld hat empfinden müssen, wenn es nicht an seinem innersten wesentlichsten Eigenthume gekränkt, nicht gewaltthätig des besten und schönsten Guts beraubt ward, das über alle Güter der Erde eben so weit erhaben ist, wie der unsterbliche Geist über den Staub! Traurig, daß je ein Volk hat frohlocken müssen, nicht in Fesseln zu schmachten, die dem edelsten Theil der Natur mit der Freiheit der Bewegung auch seine Kraft, seine Gesundheit nehmen! Und doch ist dieses traurige Schicksal noch immer das Schicksal von Millionen; doch ist unter den Monarchieen Europens die unsrige fast die einzige, wo Staatsklugheit und Menschenliebe jene entehrende Fesseln nicht bloß weiter gehängt, nicht bloß erträglicher und leichter gemacht, sondern sie zerrissen, zerbrochen haben. Mit dieser einzigen ewig unvergeßlichen Wohlthat — wie viel Segen hat Friederich, der Gütige, der Gerechte, über sein Volk ergossen! Wie viel Adel und Muth hat er dem Herzen; wie viel Nerven und Schwungkraft dem Geiste; den Wissenschaften, wie viel Ausbreitung und Licht; dem Geschmacke, wie viel Echtheit und Feinheit gegeben! Und in alle dem — wie viel nie versiegende Quellen der Glückseligkeit, des reinsten, untadelhaftesten, süßesten Genusses, hat er geöffnet! Friederich Wilhelm, so viel er schon menschenfreundliche, große Gesinnungen, so viel er königliche erhabene Worte zu seinen Edlen sprach — er hat noch kein größeres, würdigeres, königlicheres gesprochen, als das, womit er die Erklärung seiner Ehrfurcht für die Religion, seines Eifers sie zu befördern, versie=

gelte: daß er Duldung liebe, und Verfolgung verabscheue. Mit diesem einzigen inhaltvollen erhabenen Worte tritt jene Zeit ein, der die Besten unter den Menschen und die Weisesten unter den Gottesverehrern entgegenharrten: die Zeit des Triumphs für die Wahrheit, wo der Glaube, auch wenn er auf dem Throne Macht hat, die Freiheit der Seele nicht nur schont, sondern begünstigt; wo er die Duldung für das erkennt, was sie ist: für Hülfe, Beförderungsmittel, einzige Bedingung einer Religion, die, nach dem Ausspruche ihres göttlichen Stifters, Geist und Wahrheit seyn soll, und es nie werden kann, wenn sie nicht der freisten, anhaltendsten Untersuchung eben so offen steht, wie jede andere Erkenntniß. Nur durch Freiheit, nur durch Schonung und selbst Beförderung des Prüfungsgeistes, wird das Ungeheuer der Heuchelei, wird der fromme Betrug, der Empörer gegen Gott und Menschheit, vertilgt; er, der die Religion aus dem Innersten der Seelen riß, und sie an die Spitze der Lippen pflanzte; der sie aus Geist und Wahrheit zum leeren Formelngeschwätz, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle machte. — Friederich Wilhelm will durch Vermehrung und Beförderung der Erkenntniß, will durch Unterricht und Ueberzeugung der Seele, dem Glauben Verehrer erwecken, freie, rechtschaffene, edle Verehrer; und wer wird den großen Sinn nicht anbeten, der in dieser Erklärung so sichtbar lebt? den Sinn des göttlichsten unter den Lehrern, der die Religion seiner Väter von Satzung und Ceremonie losriß, damit sie dem Geiste Gegenstand der Erkenntniß, und dem Herzen hohes Gefühl der Tugend würde? —

Gleiche Achtung, als hier in dem größten Puncte der Religion, hat der Monarch in einem andern großen wichtigen Puncte

der Freiheit des Denkens, dem muthigen Forschungsgeiste bewiesen. Schon Jahrhunderte hatten den Mangel einer weisern Gerechtigkeitspflege und eines neuen bessern Gebäudes der Rechte gefühlt — eines von Grund aus neuen! denn das alte, mit allen seinen unzähligen Strebepfeilern, wankte, und war minder Gebäude, als roher Haufe von Trümmern — sie hatten ihn gefühlt, diesen Mangel; aber nur ihn beseufzt, nicht ihm abgeholfen. Die Chicane, bei aller Verachtung und allem Haß gegen sie, triumphirte; und noch immer war's Rom, das, nach mehr als einem Jahrtausende, ganz andern Völkern in ganz andern Verhältnissen Recht sprach. Bei dem Schwunge, den die Denkkraft unter Friederich gewann, und bei dem freiern edlern Muthe, den der Geist durch das Gefühl seiner geübten und erstarkten Kräfte erhielt; wie konnt' er noch fehlen, der kühne, aber verdienstvolle Gedanke: beides die Chicane zu tödten, und das tyrannische Rom des gemißbrauchten Throns zu entsetzen? Er ist versucht, dieser letzte, und ausgeführt, jener erste Gedanke; — ausgeführt! trotz den Zweifeln, dem Spott und dem Tadel, womit hier die Trägheit, dort die Anhänglichkeit an's Gewohnte, womit noch bitterer der gekränkte Eigennutz oder die gehemmte Streitsucht sich gegen ihn waffneten; — ausgeführt! denn Friederich war nicht der Mann, der ohne Gründe wählte, oder wenn er gewählt hatte, zurückwich. Und Friederich Wilhelm? — Mit einem Gleichmuthe, seiner Einsichten und seines Herzens würdig, hat Er über Zweifel und Spott und Tadel hinweggehört; hat der Gerechtigkeit Beifall gewinkt, da sie jene staubigen Spinneweben zerriß, in denen Einfalt und Armuth gefangen werden, während daß List und Reichthum durch sie dahinfahren; hat ganz und tief den glücklich-kühnen

Gedanken gefaßt: an den Buchstaben des Gesetzes zu binden, und doch auch das Gesetz unabläßiger Prüfung, Einschränkung, Erweiterung zu unterwerfen. Er hat noch mehr als selbst sein großer unsterblicher Vorgänger gethan: hat das neue Gebäude des Rechts nicht nur gewollt, sondern mit Wärme, mit Eifer gefordert; hat Gesetztafeln gefordert — erkenne, Volk, seine Denkungsart, seine Milde! — Gesetztafeln, die von der Nation geprüft, von ihren Weisen und Edlen gebilligt, nach den Rechten jedes Standes, jeder Provinz bestimmt, und allen zu Richtenden faßlich, verständlich wären. — Edler, vortrefflicher Geist! der Du so die Würde der Menschen und die Rechte der Deinigen achtest! so die Nation zu ihrer eignen Gesetzgeberinn weihst, und mit dieser Wohlthat die größere verbindest, daß Du ihren Geist zu höherm Beginnen, ihr Herz zu edlern Gefühlen erweiterst! — der Du so durch unauflösliche Bande der Liebe, durch das Gefühl ihrer Wohlfahrt, und des süßesten Glücks der Freiheit, sie an Deinen Thron kettest, und mehr an Macht, selbst durch Nachlaß der Macht, gewinnst, als je der Despot mit alle dem Raube, den er an den Rechten der Menschheit und den Freiheiten seiner Edlen begeht! — —

Jener erhabene, wahrhaft königliche Gedanke, den Geist der Nation zu befeuern, ihm Muth, Thatkraft, Vertrauen zu sich selbst, einzuflößen; wie sehr ist er überhaupt in den Handlungen dieses Königs sichtbar! Wie sehr auch in jenem Zuge, da Er, gleich im Anfange der Herrschaft, einen so ermunternden milden Blick auf Deutschlands Sprache, Deutschlands Schriftsteller warf! — Als König Friederich auf den Thron stieg, da hatte Deutschland nur noch Wissenschaften und Kenntnisse, aber nicht Literatur, nicht Geschmack: seine Werke des Witzes

waren matt, frostig, steif; seine ernsthaftern Werke trocken, langweilig, ohne Geist, ohne Seele. Und wer konnte denn Ihn, den so gebildeten, so geschmackvollen Fürsten, tadeln; — Ihn, dessen Geist mit den besten Werken des feinsten Volks in Europa genährt war — wenn Er jene rohen Erzeugnisse des Deutschen Himmels mit kalter Verachtung ansah? wenn er Seinen milden erwärmenden Einfluß einem Stamme entzog, dessen erste Früchte so schaal, so herbe, so ungeschmack waren? — Jetzt, da durch Ausbildung und Veredelung der Sprache, durch Studium der Meisterwerke der Fremden, durch fortgesetzten Wetteifer glücklicher Genies, die Muse Deutschlands Fortschritte gemacht hat — nur den Fortschritten Friederichs zu vergleichen! — jetzt, da sie königlicher Aufmerksamkeit, königlicher Ermunterung nicht mehr unwürdig, nur um so würdiger ist, weil sie noch in der schönern Periode diesseit der Vollkommenheit steht: jetzt besteigt König Friederich Wilhelm den Thron, und bemerkt sie, belohnt sie. — Soll ich hier alle die endlosen Vortheile entwickeln, die durch den Beifall eines Monarchen, durch die vermehrte Achtung der Großen, durch den Eintritt in die feinere Welt, durch die Theilnahme dieser feinern Welt selbst, der Literatur der Deutschen zuwachsen können? Soll ich den unschätzbaren Gewinn erheben, der für ein Volk aus der Veredelung seiner Geisteswerke entspringt? den vermehrten feinern Genuß? die Ausbesserung aller Kräfte der Seele? die Achtung der umgebenden Völker? die Vortheile alle, die mit dieser Achtung verknüpft sind? Oder soll ich den nähern glücklichen Einfluß zeigen, den es auf uns, auf die Staaten des Königs haben muß, wenn einst hier der erste Sitz Deutscher Kunst, hier der Vereinigungsplatz der feinsten Denker, hier der Zusammenfluß der

Kenner, der Liebhaber, der sich bildenden Jugend, ist? wenn einst hier die künftigen Großen Deutschlands und Nordens die Zeit ihrer Blüthe verleben, und ihre Liebe zu uns eben so unvergänglich in ihren Herzen bleibt, als das süße Andenken an die Jahre ihrer Gesundheitsfülle, ihres Eintritts in die Welt, ihres ersten frohsten Genusses? — Wahrlich! es könnte Gedanke der feinsten Staatskunst werden, was bei unserm edlen Monarchen reiner Eifer für die Erhebung der Nation, echte Liebe zum deutschen Namen, patriotische Freude an deutschem Ruhm ist.

Wie gerecht dieses Lob sei, das ich dem deutschen Geiste, der patriotischen Denkart des Königes gebe; das mag auch sein so thätiger warmer Eifer für jenen Bund erhärten, den mit Friederich die Ersten und Mächtigsten Deutschlands schlossen. War nicht der Gedanke zu diesem Bunde schon eher in des Thronfolgers, als in des Königes Seele? Würde nicht eben jetzt die Vollführung dieses Gedankens Ihn selbst verherrlichen, hätte nicht Friederich, mit seinem Scharfblicke, auch diesen Lorbeer entdeckt, und mit seiner nie ruhenden Thätigkeit ihn für sich selbst, für seine eigene Schläfe gebrochen? — Sei es, daß hier Deutschlands Vortheil der unserige, Deutschlands Patriotismus Klugheit war; war es darum nichts mehr, als Klugheit? War darum in der edlen Seele Friederich Wilhelms dieses höhere Gefühl von Wärme und Eifer nichts mehr, als Streben nach Vortheil? Erkannten nicht auch wir in dem Vortheile des Vaterlandes den unsrigen; und machte nicht dennoch dieser Bund tiefern Eindruck auf uns, als ihn jeder andere, auch mit den ersten Mächten Europens, würde gemacht haben? Waren die Glückwünsche nicht allgemein, daß unsere Brüder, durch gleiches Blut, gleichen Geist, gleiche Sprache

uns theurer, sich so uns anschlossen? so uns Herzen und Hände boten? so in unserer Treue und Macht ihre Sicherheit fanden? Denn was auch Neid oder Schmähsucht lästere! deutscher Gemeinsinn, deutsche Vaterlandsliebe, wenn sie noch irgendwo sonst in den weiten Gränzen des Reichs ihren Sitz haben: so haben sie ihn hier, in den Staaten Friederich Wilhelms; hier, wo auch noch jener echte alte Biedersinn wohnt; der Muth, der nichts fürchtet, und die Standhaftigkeit, die Alles erträgt; die Staatskunst, die zum kurzen Inhalt hat: Redlichkeit und das Schwert! und jener offene kühne Freiheitssinn, der durch die edelste Art von Freiheit genährt ward, durch die Freiheit der Seele!

Aber daß ich hier nicht die schönste, reizendste Seite vergesse, die uns dieser Eifer für das Bündniß mit Deutschland an dem Charakter des Königes zeigt! — Zu deutlich ist der ganze Zweck, der ganze Geist dieses Bündnisses, Friede; nicht Angriff fremder, sondern Vertheidigung eigener Rechte. — Friederich, der ehemals geglaubte eroberungssüchtige, der von der Schmähsucht ausgeschrieene wilde raubgierige Krieger; er ward doch endlich an seiner edlen Nachgiebigkeit, an seiner uneigennützigen Großmuth, für den erkannt, der Er war: für den Freund, den Beförderer, den Schutzgeist des Friedens. Und wer könnte den gleichen, menschlichschönen Charakter an seinem Nachfolger verkennen? Oder wie sollt' auch Er, mit seinem so empfindlichen theilnehmenden Herzen, nicht mehr als Alles den Frieden, diesen Schoner, Vermehrer, Ernährer, Beglücker der Menschheit, lieben? Er, der nach dem Sinn einer seiner edelsten Erklärungen, auch des Bluts der Verbrecher schonen möchte; wie sollt' Er nicht mit Freuden des Bluts der Unschuld, des unschätzbaren Bluts seiner Edlen schonen? Er, der größere,

höhere, süßere Empfindungen kennt, als jener unselige Stolz ist, der mitten unter Schaaren Erschlagener das fühllose Herz eines Siegers aufschwellt? Er, der andere Wege zum Ruhm und zur Unsterblichkeit offen sieht, die nicht mit Leichnamen, sondern mit Blumen besäet sind; Wege, auf denen das Auge des Geschichtschreibers den wahrhaftgroßen, talentvollen König immer mehr zu suchen und zu verfolgen anfängt, je weiter die Menschheit zur Sittlichkeit, zur Vollkommenheit vorrückt? Er, der schon jetzt diese Wege so rühmlich, unter dem Zujauchzen der Völker, betrat; schon jetzt die Wollust empfand, mit königlicher Milde Thränen zu trocknen, Nahrungsquellen zu öffnen, für Bildung und Erziehung einer edlen Jugend zu sorgen? — Aber gerüstet zur Schlacht, fertig, muthig, selbst bis zum Trotze: das darf der Liebhaber des Friedens, und das muß er seyn; denn nur so schreckt er die Raubsucht von seinen Gränzen, bändigt den immer lauernden Groll, vereitelt die Entwürfe der Ehrsucht. Eben darum war die erste Aufmerksamkeit Friederichs immer sein Heer, sein zahlreiches, tapfres, unüberwundenes Heer; und eben darum ist es so sehr die erste Aufmerksamkeit Friederich Wilhelms. Dieses Heer zu üben, in welchem die Stärke liegt, um die man den Löwen fürchtet; in welchem der lebendige Trieb liegt, der den Unterhandlungen Fortgang verschafft; in welchem die Kraft königlicher Stimme liegt, wenn sie droht, wenn sie das Recht der Verbündeten fordert, wenn sie Frieden gebeut: — dieses Heer zu üben, fanden sich Stunden am frühen Morgen, wenn kaum am späten Abend sich der Augenblick fand, wo der Monarch, durch den Anblick der Natur im sanften Lichte der Dämmerung, für seine Sinne wieder Ruhe, für sein Herz wieder Stille suchte.

Wenn uns dieser letzte Blick auf den Charakter des Königs; :enn uns diese Aussicht auf Ruhe, auf die große, allersehnte Bohlthat des Friedens entzückt: so erhebe noch dieses Entzücken in Rückblick auf die Grundsätze alle, die für den Gebrauch die= :es Friedens in der Seele des geliebten Monarchen leben! So rhebe noch dieses Entzücken der allumfassende Eine Gedanke: :ie sich Friederich Wilhelm ein Volk wünscht, durch seine igne nie schlummernde Vatersorge gebildet; ein Volk, das frei ente und edel, gut sei aus Fülle der Aufklärung, und Religion erehre aus Ueberzeugung der Seele; ein Volk, das unter den :eisesten menschlichsten Gesetzen lebe, und um so freudiger ihnen ehorche, weil es sie selbst sich gab; ein Volk, das durch Bildung :iner Sprache, durch Feinheit seines Geistes, des edelsten Ver= nügens empfänglich, und durch Reichthum an Werken echten Geschmacks, dieses Vergnügens theilhaftig sei; ein Volk, das urch seinen eignen Ruhm den Ruhm des deutschen Namens er= öhe, sein eignes wohlthätiges Licht über alle die brüderlichen Stamme verbreite, die mit ihm zugleich in den weitgestreckten Gefilden Deutschlands, des gemeinschaftlichen Vaterlands, woh= .en. — Edle, große, erhabene Gedanken! Grundsätze, des wei= :sten, menschlichsten, besten Monarchen würdig! — Mög' Er s sehen, dies Volk! Möge in dem Anblick unsers Wachs= hums, unserer Vollkommenheit, seine königliche Seele sich freuen! Möge unter diesen Freuden sein Haar so grau werden, und grauer, ls Friederichs Haar! Mög' Er, wenn auch Ihn einst der Himmel fordert, unter zärtlichen Thränen des ihn liebenden Volks, und mit dem frohen, wonnevollen Gedanken entschlum= nern, daß er uns einen Thronfolger läßt, seiner Krone so wür= ig, wie Er selbst der Krone Friederichs war!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Den besten Grund zur Eintheilung der Dichtungsarte glaubt Sulzer in den verschiedenen Graden der dichterische Laune zu finden *). Aber Grad, wie mir däucht, ist ein z unbestimmter, zu schwankender Begriff, um irgend einer gute Eintheilung zum Grunde zu liegen; und dann sind auch offen bar die Hauptgattungen der Gedichte durch etwas ganz anders als durch den bloßen Grad der Laune verschieden. Sie sin es weit eher durch die Natur dieser Laune, durch die Natu der Begeisterung selbst. Die Tragödie, zum Beispiel, erforder eine ganz andere Art von Begeisterung, als die Ode; und we in der einen dieser Gattungen vortrefflich ist, kann immer, be aller Mühe, die er sich giebt, in der andern sehr mittelmäßi oder schlecht seyn. Der Grund hievon liegt in der ganz ver schiedenen Form und Materie dieser Gedichte; und gesetzt als auch, daß man mit jener Eintheilung ausreichte, so würde si doch immer noch eine andere voraussetzen, die, eben darum wei sie die erste war, auch die einzige richtige seyn würde.

Es giebt zwei Wege, auf denen sich die gesuchte Einthei lung finden läßt; und man kann völlig gewiß seyn, daß ma die wahre gefunden, wenn beide Wege zu einerlei Ziele führen Der eine ist: daß man irgend eine bestimmte Dichtungsart mi andern, die am weitesten von ihr entfernt und die ihr am näch sten verwandt scheinen, vergleiche, und ihre Unterschiede vo

---

*) Am angeführten Ort. „Vielleicht könnte man eine fruchtba „rere Eintheilung der Gedichte in ihre Hauptgattungen (als nehm „lich Aristoteles gegeben hat) aus den verschiedenen Graden de „dichterischen Laune hernehmen, und dann die untern Arten aus den „Zufälligen der Materie oder der Form der Gedichte.“

jenen so wohl, als von diesen aufsuche. Diese bestimmte Dichtungsart sei die Tragödie: so werden die von ihr entferntesten Dichtungsarten die Ode, das Lehrgedicht, die Schilderung der sichtbaren und der moralischen Natur; eine weniger entfernte, wird die Epopöe und jedes epische Gedicht überhaupt; eine sehr verwandte, wird das Lustspiel, das Possenspiel, seyn. Der Unterschied der erstgenannten Dichtungsarten ist der: daß die Ode Empfindungen ausströmt, das Lehrgedicht allgemeine Wahrheiten vorträgt, die Schilderung das Verschiedene, welches in Raum und Zeit verbunden ist, einzeln nach einander aufstellt; dahingegen die Tragödie Begebenheiten mit Begebenheiten so zusammenreiht, daß wir die Gründe von jeder in den Leidenschaften des menschlichen Herzens finden. Der Unterschied der weniger entfernten Dichtungsarten ist der: daß zwar auch jedes epische Gedicht, eben wie die Tragödie, eine Entwickelung von Begebenheiten aus ihren moralischen Gründen ist; aber in jener, in dem epischen Gedichte, schon vergangene Begebenheiten nur erzählt, in dieser, in der Tragödie, eben jetzt geschehende Veränderungen durch die Personen selbst, welche sie bewirken, dargestellt werden. Der Unterschied der zuletzt genannten, am wenigsten entfernten Dichtungsarten ist: daß zwar auch Lust- und Possenspiel ähnliche Entwickelungen menschlicher Begebenheiten sind, daß zwar auch in ihnen durch wirkliche Vorführung der Personen Alles gegenwärtig gemacht wird; daß aber der Zweck der Tragödie ist, zu rühren, zu erschüttern, der Zweck des Lust- und Possenspiels, zu ergötzen, zum Lachen zu reizen. — Wenn wir den hier gefundenen Unterschieden eigene Namen geben, so haben wir der Eintheilung für die Dichtungsarten drei: Materie, Form, Wirkung.

Eben diese Eintheilungsgründe finden wir auf dem andern Wege, und zwar so, daß wir die Begriffe deutlicher und vollständiger denken. Wir fangen hier von der durchgängig angenommenen Erklärung des Gedichts an: daß es eine sinnlich vollkommne Rede sei; und suchen die Arten durch nähere Bestimmung der beiden wesentlichen Merkmahle: Rede und sinnliche Vollkommenheit. Rede ist Ideenreihe in Worten, und Worte sind hörbare Zeichen unserer Gedanken. Wir können hier die einzelnen Wörter, nach ihrer Bedeutung, die Zusammenfügung derselben zu ganzen Redensarten und Sätzen, nach ihrem Sinne betrachtet, von dem Aeußern, von dem was bloß das Gehör rührt, oder wie man es auch genannt hat, von dem Mechanischen, unterscheiden. Jene beiden Stücke betrachtet nach ihrer Richtigkeit die Sprachkunde, nach ihrer Schönheit die Theorie des Styls; dieses, das Mechanische, gehört zu den Gegenständen der Musik, in ihrem weitesten Sinne genommen, wo sie die ganze Prosodie und Rhythmik in sich begreift. Was also der Poetik übrig bleibt, ist bloß die besondere Anwendung dieser Lehren auf das Gedicht überhaupt, und auf die verschiedenen Gattungen desselben. — — Die Ideenreihe ist, wie wir aus der Seelenlehre wissen, dreifach. Sie folgt entweder der Ordnung der Sinne, oder sie hält den Gang der Vernunft, oder sie richtet sich nach dem Gesetze der Phantasie. Das erste giebt Beschreibungen; das zweite, theils didaktische, theils pragmatische; das dritte, lyrische Stücke. — Diese erste Eintheilung führt uns, wie von selbst, zu der zweiten: denn jene Ideenreihen sind entweder rein, oder in einander verflochten; wo denn die eine, die herrschende, den Namen der Materie behält, die andere, ihr untergeordnete, die Form genannt wird. So ist im

Trauerspiele die Materie die Handlung; die Form der Darstellung flicht das Lyrische, und mit dem Lyrischen die Charakterschilderung ein. — Sehen wir auf das zweite wesentliche Merkmahl eines Gedichts, auf die sinnliche Vollkommenheit, so gerathen wir auf die mannichfaltigen Wirkungen, die durch ein Gedicht bezielt werden können. Das eine soll Bewunderung, das andere sanfte Empfindung der Unschuld und Ruhe, das dritte Furcht und Mitleiden u. s. w. erregen. Diese drei Eintheilungen laufen neben einander; und so sieht man leicht, welche Mannichfaltigkeit poetischer Werke durch Verbindung der verschiedenen Glieder derselben hervorkömmt.

Es scheint der Mühe nicht unwerth, den Unterschied zwischen bloß beschreibenden und pragmatischen Werken, beide Wörter in ihrem weitesten Sinne genommen, etwas näher zu untersuchen.

Jeder Zustand eines Dinges hat seine Ursachen, durch die er bewirkt worden, in einer Reihe vorhergehender Zustände, es sei nun des Dinges selbst oder anderer Dinge; und nun kömmt Alles darauf an, ob man ihn bloß so behandelt wie er ist, ohne Rücksicht auf die Ursachen, durch die er ist, oder mit Rücksicht auf diese Ursachen.

Nach der allgemeinen Möglichkeit müßte sich also jeder Gegenstand auf eine zwiefache Weise behandeln lassen; denn bei jedem läßt sich die zwiefache Frage aufwerfen: wie ist der Zustand des Dinges? und: wie ist dieser Zustand geworden? — Zu jener ersten Frage aber gehört nicht bloß die: wie der Zustand jetzt ist? sondern unter gewisser Bestimmung auch die: wie er gewesen ist, ehe er so wie jetzt war? Man kann nehmlich eine ganze Folge von veränderten Zuständen eines Dinges angeben, ohne zugleich die Ursachen zu zeigen, die diese Veränderungen bewirkt haben: und dieses wird allemal dann der Fall seyn, wenn man die Beschaffenheit jeder Veränderung, oder die ununterbrochene Folge derselben, nicht vollständig angiebt. Der Grund hievon sei nun, weil man sie entweder überhaupt nicht angeben kann, oder weil es dem Schriftsteller nur eben jetzt nicht beliebt hat sie anzugeben.

Bei jeder Naturerscheinung, jeder Ideenverknüpfung, jeder Veränderung des äußern Verhältnisses, sind die beiden angegebenen Fragen möglich. Beispiele von jeder Art werden die Sache in mehreres Licht setzen.

Ein Naturkundiger beschreibe uns eine Pflanze nach allen ihren Eigenschaften, als z. B. nach der Beschaffenheit ihrer Blätter, der Figur ihrer Blume, den Staubfäden, Staubbehältern, Samenbehältern derselben. Er mache uns eine Raupe nach ihrer Gestalt, Größe, Structur, Art sich zu nähren und zu bewegen, bekannt. Oder er gebe die verschiedenen abwechselnden Zustände der Pflanze mit uns durch: wie sie erst als ein unansehnliches Samenkorn erscheint, dann einen zarten Keim hervortreibt, dann nach weiterer Entwickelung eine Knospe ansetzt, dann endlich mit einer herrlichen Blume prangt. Er zeige uns die abwechselnden Gestalten des Insektes: wie es erst als Wurm auf dem Blatte kreucht, dann als schlummernde Puppe in seinem Gespinnste eingewickelt liegt, dann als geflügelter Schmetterling sich in die Luft erhebt. Und er hat in beiden Fällen nichts gethan, als *beschrieben*; er hat uns den Zustand, oder die mehrern Zustände, dieser Dinge so gezeigt, wie sie sind, aber nicht so, wie sie *geworden*. Er hätte uns von jedem eine weit vollständigere Kenntniß geben, uns von einem zum andern weit mehr schrittweise führen müssen, wenn wir hätten einsehen sollen, wie der eine Zustand aus dem andern hervorgekommen wäre. Demnach giebt es eine zwiefache Art der Beschreibung, die auch *Sulzer* sehr richtig, und dem Sprachgebrauch sehr gemäß, unterschieden hat. „Die eine drückt die Beschaffenheit einer auf einmal vorhandenen Sache aus, als zum Beispiel einer Gegend; die andere die Beschaffenheit

„einer sich nach und nach äußernden Sache, als einer Begeben„heit“ *).

So wie die äußern Veränderungen der körperlichen Natur, eben so können auch die innern Veränderungen der Seele bloß beschrieben werden; obgleich hier der Sprachgebrauch diesen Ausdruck weniger zu rechtfertigen scheint. Ein Geschichtschreiber der Weltweisheit lege uns die mancherlei Lehrsätze eines philosophischen Systems einzeln vor Augen: er löse uns, nach der bekannten Bruckerschen Methode, die für den Schriftsteller so bequem und für den Leser so wenig unterrichtend ist, die Metaphysik oder Moral eines Philosophen in eine Reihe einzelner Sätze und Maximen auf; oder er gehe mit uns die verschiedenen Abänderungen durch, die ein gewisses System, eine gewisse Lehrart, in dem Kopfe des Erfinders selbst oder in den Köpfen seiner Schüler erlitten: er sage uns z. B., in was für Puncten die ältere Akademie anders als die mittlere, die mittlere anders als die neuere gedacht. Und es ist wieder in beiden Fällen eben das, was es oben bei dem Naturkundigen war: der Geschichtschreiber hat die verschiedenen Erscheinungen in der Geisterwelt, wie jener die Erscheinungen in der Körperwelt, vorgetragen; er hat Handlungen in bloße Begebenheiten verwandelt. Wahre Erzählung wäre sein Werk nur dann, wenn er uns von einer Idee auf die andere, von einer Veränderung des Systems auf die andere, durch alle dazwischenliegenden mittlern Ideen hindurch, geführt hätte.

Die äußern Veränderungen des menschlichen Zustandes, auch wenn sie von der freien Wirksamkeit der menschlichen Seele ab-

*) Theorie: Artik. Beschreibung.

hangen, lassen sich nach eben dieser Methode behandeln. Ein unpragmatischer Geschichtschreiber wird uns den berüchtigten Cromwell in allen verschiedenen Auftritten seines Lebens zeigen, wie er aus einem bloßen Privatmann erst Officier bei der Armee, dann oberster Befehlshaber derselben, dann gebietender Herr des Parlaments, dann Protector von England geworden: er wird uns von der Gewalt, der Regierungsart, den Siegen, den mancherlei Verbindungen dieses Protectors, eine Menge einzelner Nachrichten geben; aber wie denn nun eigentlich der unbedeutende Edelmann zu einer so großen Herrschaft gediehen sei: das werden wir immer aus seinen Nachrichten nicht einsehen; höchstens werden wir eine ungefähre schwankende Vermuthung erhalten, wie etwa die Sache zugehen können. Der Geschichtschreiber hat nehmlich seine Pflicht nicht gethan: er hat die ganze zusammenhangende Reihe innerer und äußerer Zustände, welche die Ursache dieser so außerordentlichen Erhebung Cromwell's enthielten, in eine magere, abgerissene Folge bloßer Begebenheiten verwandelt; er hat uns die Staatsveränderung nur gezeigt, wie sie geschehen, nicht wie sie geworden, wie sie zu Stande gekommen.

Coexistenz und Succession also, die letzte als bloße Succession betrachtet, machen keinen wesentlichen Unterschied aus. Will man sagen, daß gleichwohl nur das Coexistente eigentlich beschrieben, das Successive erzählt werde, besonders wenn von freien Veränderungen des menschlichen Zustandes die Rede sei; so muß man gleichwohl zugeben, daß hier die Erzählung die ganze Natur der Beschreibung habe, da sie uns die Sachen bloß so vorstellt, wie sie sind und geschehen, nicht so, wie sie werden, wie sie sich aus vorhergehenden Zuständen

entwickeln. Zum Unterschiede also von der eigentlichen Erzählung, könnte man diese die beschreibende, oder, wenn man lieber will, die unpragmatische nennen.

Nun aber wollen wir die drei obigen Fälle verändern. — Wir wollen setzen, ein philosophischer Naturkundiger gehe von einem ersten Zustande der Pflanze oder des Insekts mit uns aus; er mache uns von diesem Zustande, und also auch von den Verhältnissen, worin sie mit den einwirkenden Ursachen stehen, einen hinlänglich klaren Begriff, und führe uns dann durch eine an einander hangende Folge von Veränderungen, deren jede wir aus ihrer vorhergehenden schon kommen sähen, bis zu der endlichen Erscheinung der aufgeschlossenen Blume oder des geflügelten Schmetterlings hindurch. So wäre nun auf einmal die Beschreibung zur Erzählung geworden: wir hätten nun diese Naturerscheinungen werden sehen, und könnten Rechenschaft von ihrem Entstehen geben.

Eben also in den beiden übrigen Fällen. — Ein Geschichtschreiber der Weltweisheit zeigt uns Newton in seinem Garten sitzend, wie sein Geist, der eben mit Betrachtungen über den Druck des Mondes erfüllt ist, durch einen herabfallenden Apfel auf die glückliche Idee von der allgemeinen Schwere der Weltkörper geführt wird; wie er von dieser Idee immer mehr und mehr Anwendungen entdeckt, immer mehr und mehr Schwierigkeiten dadurch gelöst, immer mehr und mehr Einförmigkeit in die Wirkungen der Natur dadurch gebracht sieht. Oder er zeige uns die Seele des großen Leibnitz: wie sich darin zu einem schon vorhandenen Fonds von Ideen immer andere und andere gesellen; wie er diese Ideen bald trennt, bald verknüpft, bald seine Grundsätze einschränkt, bald sie erweitert; Zweifel und

Einwürfe bald widerlegt, bald zu fernerer Berichtigung der
Wahrheiten anwendet; er lasse uns gleichsam sein System von
er vorherbestimmten Harmonie, oder die ersten Gründe zur
Rechnung des Unendlichen noch einmal erfinden. So haben
ir nun keine todte Beschreibung, wir haben eine wahre prak=
ische Geschichte dieser Systeme; wir haben die zusammenhan=
gende Folge von den innern Veränderungen dieser großen See=
en vor uns, und können von ihren philosophischen Lehrgebäu=
en völlige Rechenschaft geben.

Der politische Geschichtschreiber werde pragmatisch, und decke
ie geheimen Triebfedern auf; er mache uns auf der einen Seite
en ganzen schwärmerischen, ehrsüchtigen, tapfern, arglistigen
Charakter Cromwell's, auf der andern die ganze damalige Lage
er Sachen in England bekannt; er entwickele uns aus diesen
Gründen die ganze Geschichte seines Lebens, und lasse uns ein=
ehen, wie ihn, unter dem fortwährenden günstigen Einflusse
er äußern Umstände, immer die eine Absicht auf die andere,
er eine günstige Erfolg zum andern geführt, bis er sich endlich
er obersten Gewalt in seinem Vaterlande bemächtigt. Und
s ist auch hier wieder aus der Beschreibung eine wahre Ge=
chichte geworden; wir haben die Staatsveränderung werden se=
en, wir können Rechenschaft davon geben.

Man sieht, daß hier gleichfalls Coexistenz und Succession
t; aber ganz anders bestimmt, wie oben: und eben diese ganz
ndere Bestimmung macht den wesentlichen Unterschied aus. Das
oexistente jedes augenblicklichen Zustandes wird uns hier nicht
loß einzeln gezeigt, wie es neben oder in einander ist, sondern
ie es zu einerlei nachfolgenden Veränderungen conspirirt;
s ist die Coexistenz mehrerer zusammenwirkenden Ursachen

in der Natur, mehrerer zusammentreffenden Ideen, mehrerer vereinigten Vorstellungen, Absichten und Neigungen in einem oder in verschiedenen freien Wesen, die unter dem gemeinsamen Einflusse mehrerer äußerlichen Umstände, der Zeit, des Orts, u. s. f. wirken. Das Successive ist hier keine abgerissene Folge von weit getrennten, unentwickelten Phänomenen; es ist eine näher zusammengebrachte Reihe von Veränderungen, wo uns immer die eine schrittweise zur andern führt; es ist eine Kette mehrerer von einander abhangender, aus einander sich entwickelnder Glieder, wovon das letzte ohne alle vorhergehenden, und jedes in der Reihe ohne seine vorhergehenden, entweder gar nicht seyn würde, oder doch nicht so, wie es jetzt ist. Vieles muß freilich auch der beste Geschichtschreiber in dieser Reihe unentwickelt lassen, wovon sich vielleicht die Personen selbst keine Rechenschaft würden geben können; auch kommen ganz unvorhergesehene Ursachen von außen hinzu, die er als bloße Begebenheiten einführen muß, weil es bald an sich, bald bedingt unmöglich ist, auch diese zu erklären und vorzubereiten. Aber sobald dieses geschieht, so unterbricht der Geschichtschreiber den Gang seiner Handlung, und setzt ihn dann, nachdem sich diese äußer Ursache an die Reihe mit angeschlossen, ununterbrochen wieder fort, bis von neuem eine solche äußere Ursache hinzu kömmt, sich wieder an die Reihe anschmiegt, und zu dem Folgenden mitwirkt.

Ich habe von Naturerscheinungen, von Ideenverknüpfungen, von Veränderungen des äußern Verhältnisses gesprochen. Alles läuft auf den Unterschied zwischen körperlichen und geistigen Wirkungen hinaus.

Nun ist aber der Mensch in der Körperwelt, so gut er si[ch] auch zu kennen glaubt, nur ein Fremdling; er ist nirgends al[s]

n der Geisterwelt einheimisch. Von sich selbst hat die Seele
ine weit unmittelbarere, weit anschauendere Erkenntniß, ist mit
jedem ihrer Zustande weit genauer und völliger bekannt, weiß
en Gang ihrer Veränderungen in einem weit bündigern, inni=
gern, nähern Zusammenhange. Was uns als werdend ge=
eigt werden kann, ist daher vorzüglich das, was in der Seele,
der was durch die Seele wird, und zwar, wenn sie im Zu=
tande klarer Vorstellungen ist, oder wenn man aus dem be=
annten Gange ihrer klaren Vorstellungen nachfinden kann, wie
s bei den dunkeln in ihr zugegangen. — Daß es ein ganz An=
eres sei, wenn uns ein Philosoph dieses Werden zeigt, und
venn es ein Dichter thut, darf ich wohl kaum erinnern. Der
ine sucht Deutlichkeit, der andere nur Klarheit in der Erkennt=
niß; der eine will, daß wir die Richtigkeit des Zusammenhanges
egreifen, der andere nur, daß wir sie empfinden sollen. Auch
st jener in seiner Bemühung nie so glücklich, als dieser: denn
er Mensch ist mehr zum Empfinden, als zum Begreifen ge=
chaffen. Wie Wirkung an Kraft hange, das ist ihm stets ein
eheimniß gewesen, und wird's ihm auch bleiben.

Aus dem Bisherigen ergiebt sich nun der so oft verfehlte,
ahre Begriff der Handlung. Ich glaube dieses Wort nicht
ichtiger und fruchtbarer erklären zu können, als wenn ich sage:
aß in einem Gedichte nur dann und insoferne Handlung ist,
ls wir darin eine Veränderung durch die Thätigkeit
ines Wesens werden sehen, das mit Absichten wirkt.
lle äußern Umstände der Zeit und des Orts, so wie alle äußern
Begebenheiten, gehören zwar mit zum Werden des Dinges; aber
e sind keine Theile der Handlung: sie modificiren sie nur, flie=
en auf sie ein, sind ihr zuwider oder begünstigen sie.

Was überhaupt dazu gehört, daß wir eine Veränderung werden sehen, das gehört mithin auch nothwendig zur Handlung. Von einem ersten bestimmten Zustande des einen oder der mehrern Wesen, die bei der Handlung zusammen wirken, geht der Schriftsteller aus; und zwar von einem solchen Zustande, der bekannt, möglich, und mithin jedem Leser und Zuschauer begreiflich ist. Diesen Zustand zeigt er uns vornehmlich insoferne, als darin der Same der künftigen Veränderungen liegt, und führet uns dann durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen, bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Die handelnden Personen streben zu gewissen Zwecken hin, und bieten zur Erreichung derselben alle Mittel auf, die sie in ihrer Gewalt haben: sie sehen in der Ferne den Schimmer einer Wahrheit, die sie gern im vollen Lichte erblicken möchten, und zu der sie bald auf diesem, bald auf jenem Wege, der eine scheinbare Richtung dahin nimmt, zu gelangen streben; oder sie werden in der Zukunft ein Glück gewahr, das ihren Begierden schmeichelt, ein Unglück, das ihren Wünschen entgegen steht: sie setzen alle erforderlichen Maschinen an, um sich des erstern zu versichern, dem letztern zuvorzukommen. Es ereignen sich dort, wie hier, bald größere, bald geringere Schwierigkeiten: Ungewißheiten und Zweifel, die gelöst seyn, entgegenstehende Absichten Anderer, die vereitelt seyn wollen; auf dem ersten Wege ist die Wahrheit unzugänglich: der Geist muß andere versuchen; die ersten Maschinen sind zu schwach oder werden entdeckt: die Leidenschaft muß zu andern greifen. Bald bleiben die anfänglich

gehegten Absichten; bald entstehen, während des Verlaufs der Handlung, ganz entgegengesetzte und neue: und so geht endlich die Handlung, bald nach einem längern, bald nach einem kürzern Wege, bald mit mehrern, bald mit wenigern Krümmungen, auf eine letzte Katastrophe hinaus, wo alle bisher gehegten Absichten der Handelnden, alle bisherigen Thätigkeiten und Leidenschaften, entweder so oder anders, ihr Ende finden. Bald ist die Veränderung, wie sie der Eine, bald, wie sie der Andere wünschte; bald ist sie so, wie sie Keiner gesucht, Keiner gehofft und erwartet hatte.

Batteux in seinem bekannten Werke erklärt die Handlung durch *eine Unternehmung, die mit Wahl und Absicht geschieht* *). Da *Lessing*, der scharfsinnigste Kunstrichter, den ich kenne, unter einer Einschränkung, die hier in keine Betrachtung kömmt, dieser Erklärung zugesteht, daß sie mit dem Sprachgebrauch übereinstimme, und kurz, daß sie richtig sei **); so muß ich um so eher die Ursachen angeben, warum ich hier von ihr abgehe.

Eigentlich bin ich nicht von ihr abgegangen, sondern habe sie nur anders gewandt. Man weiß, wie viel oft zur Richtigkeit und Fruchtbarkeit eines Gedankens auf die Seite ankömmt, von der man ihn faßt; und diejenige, die ich bei Erklärung der Handlung vorkehre, scheint mir weit unterrichtender und an Folgen weit ergiebiger, als die andere, die Batteux vorkehrt. Man sieht, däucht mir, besser, wie eine Handlung von dem Dichter müsse bearbeitet werden, wenn wir sie in seinem Werke wie-

*) Einleitung in die Sch. Wissenschaften, Th. 1, S. 252 der Ramlerschen Uebersetzung. (Nach der 3ten Auflage, 1769, S. 280.)

**) Vom Wesen der Fabel, S. 156. (Schriften, Th. 18, S. 129.)

derfinden sollen; auch ergiebt sich nun deutlicher, worin die Einheit und worin die Vollständigkeit der Handlung bestehe.

Nach der Erklärung des Batteux, wird man die Einheit der Handlung in die Einheit der Absicht setzen; man wird mit Lessing sagen, daß der Dichter in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter Eine Hauptabsicht müsse zu bringen wissen *). Aber es lassen sich Stücke denken, worin sich die anfänglich gehegten Absichten der Personen, während daß sie solche zu erreichen streben, in die gerade entgegengesetzten, und diese wieder in andere verwandeln, und wo man diese Verwandelung zwar aus Einem Charakter wird erklären, aber nicht unter Eine Hauptabsicht wird bringen können. Ich setze nehmlich voraus, daß man diese Hauptabsicht nicht in einer abstracten Idee suche, noch die Absichten der Personen mit der Absicht des Dichters verwechsele. Nach unsrer Erklärung fällt diese Schwierigkeit weg: denn nun liegt die Einheit der Handlung in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung; und wenn wir von dieser rückwärts ausgehen, um nach den Ursachen zu fragen, die sie uns, so ganz wie sie ist, erklären können: so gehört Alles, was uns da geantwortet wird, zu dieser Einen Handlung, bis wir zuletzt auf gewisse erste Ursachen hinaus kommen wo wir nicht mehr fragen. — Die Vollständigkeit der Handlung wird man nach dem Batteux darin setzen, daß die Absicht der Unternehmung entweder ganz erreicht, oder ganz verfehlt sei; aber die erste Absicht der Handelnden kann völlig verfehlt und nun eben die Handlung am unruhigsten, das Schicksal der Personen am zweifelhaftesten, und die Erwartung der

*) Ebendas. S. 154. (Schriften, S. 126.)

Lesers am größten werden. Eher also ist eine Handlung nicht vollständig, als bis auch die *letzte* Absicht der Personen, die sich aus dem Vorherigen entwickelte, entweder erreicht oder verfehlt ist; und diese letzte Absicht ist eben die, die zu der letzten Veränderung führt, bei welcher alle bisher thätigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Ich denke demnach, es ist in jeder Hinsicht vortheilhafter, bei Erklärung der Handlung den Begriff der letzten Veränderung, als den Begriff der anfänglich gehegten Absichten vorzukehren.

Eine andre Ursache, warum ich die Erklärung des Batteux verlasse, ist die: weil er selbst sie an einem andern Orte *), wo er sie zuerst wiederholt, und dann ein Beispiel hinzusetzt, das uns seine Meinung erläutern soll, völlig unrichtig macht. Er will nehmlich an diesem Orte den Unterschied zwischen einer Fertigkeit, einer Leidenschaft, und einer Handlung bestimmen, und dieses thut er auf folgende Art. „Der älteste unter den Horaziern, sagt er, liebt die Ehre Roms: das ist bei ihm eine Fertigkeit. Camilla, seine Schwester, vergießt Thränen über den Sieg, der zur Ehre Roms gereicht; er wird darüber zornig: das ist bei ihm eine aufwallende Leidenschaft. *Er tödtet sie im Zorne: das ist eine Handlung.* Die Fertigkeit ist ein entferntes Principium; der Gegenstand, der die Seele rührt, belebt dieses Principium; das belebte Principium *neigt sich zu einer Handlung* mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit, nachdem es mehr oder minder lebhaft gerührt worden ist." — Man sieht hier offenbar, daß sich Batteux durch die Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs verführen läßt, und *Hand=*

*) Einleitung: Th. 2, S. 22. (3te Aufl. S. 17.)

lung, so wie dies Wort in der Kunstsprache genommen wird, mit That verwechselt; daß er sich ordentlich Mühe giebt, Alles, was innerhalb der Seele vorgeht, von dem Begriffe derselben auszuschließen. Zwar, was die Fertigkeit betrifft, hat er Recht: sie wird bei der Handlung nur vorausgesetzt, ohne selbst ein Theil derselben zu seyn; aber wenn er nun auch die Wirkung, die eine bestimmte Ursache auf die Seele thut, wenn er die empörte Leidenschaft der Seele, das ganze Hinneigen zur Befriedigung derselben von der Handlung absondert: so widerspricht er damit dem Sprachgebrauche aller Kunstrichter, und selbst seinem eigenen. Denn gleich in dem zweiten Perioden des folgenden Abschnitts redet er von zwei Handlungen, die zusammen fortgehen, und versteht also unter diesem Worte eine Reihe von Veränderungen, die doch wohl unmöglich eine Reihe von lauter solchen Thaten seyn kann, wie die Ermordung der Camilla ist?

Ueberhaupt haben sich die Kunstrichter in die oben bemerkte Zweideutigkeit des Sprachgebrauchs nicht zu finden gewußt, und sich nur selten von der Handlung einen recht bestimmten Begriff gemacht. „Es giebt ihrer, sagt Lessing*), die einen so „materiellen Begriff damit verbinden, daß sie nirgends Hand„lungen sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine „gewisse Veränderung des Raums erfordern. Sie finden in „keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Fü„ßen fällt, die Prinzessinn ohnmächtig wird, die Helden „sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt „der Wolf zerreißt, und der Frosch die Maus sich an das

*) Am angeführten Ort: S. 146. (Schriften, S. 119.)

„Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch „jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von ver„schiedenen Gedanken, wo einer den andern aufhebt, Handlung „ist; vielleicht, weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, „als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären."

Ich freue mich, daß ich eine so wichtige Anmerkung mit den Worten eines so vortrefflichen Schriftstellers habe sagen können. Aber ich muß noch eine andere mit meinen eigenen sagen, wodurch ich die Handlung von dem, was ich bloße Bewegung (mouvement. busineſs) nenne, unterscheide. Es giebt nehmlich ganze Reihen von Wirkungen, die zwar mit zur Handlung gehören, aber in sich selbst weiter keine Handlung enthalten: Scenen auf der Bühne, wie im „Kriege" des Goldoni, und Gemälde in der Epopöe, wie in Homer's Iliade, wo Hände und Füße in der äußersten Geschäftigkeit sind, aber Alles zusammen nur ein einziges Glied der Kette ausmacht.

Wo Handlung seyn soll, da müssen allemal mehrere Glieder seyn, gesetzt auch daß ihrer nur zwei wären; ein einziges Glied, aus der Reihe heraus genommen, ist ein einziger Zustand, in dem wir nichts weiter werden sehen. Zugleich aber gehört zu dem Begriff der Handlung eine solche Verknüpfung von Zuständen, daß der eine auf den andern einfließt, ihn erweckt, ihn veranlaßt. Wo also in einer Folge von Veränderungen dieser Zusammenhang fehlt, da fehlt auch die Handlung; da ist also nichts als Bewegung. Indeß kann das Ganze zur Handlung gehören; aber es macht nicht viele, es macht nur ein einziges Glied der Kette. — Das beste Beispiel wird uns der „Erste Schiffer" von Geßner geben: dieses vortreffliche kleine Stück, das uns die beiden interessantesten Gemälde, der Entwickelung

einer Idee im Verstande, und einer Leidenschaft im Herzen, zugleich vorstellt. Der zärtliche Jüngling, von seiner geliebten Melida durch's Meer getrennt, voll heißer Sehnsucht zu ihr hinüber zu kommen, und doch in der Unmöglichkeit, die zu weit entfernte Insel durch Schwimmen zu erreichen, muß nothwendig, wenn die Handlung zu dem abgezweckten Ende hinaus soll, ein Fahrzeug haben. Aber die Kunst, über Meer zu schiffen, ist eine noch unentdeckte Kunst; der Jüngling fängt also an Ueberlegungen zu machen: es bieten sich ihm günstige Umstände dar, die er fleißig beobachtet; nun verknüpft er die eine Beobachtung mit der andern, gelangt zu der ersten Idee eines Fahrzeuges, fängt an zu arbeiten, versucht, wird verschiedene Unvollkommenheiten inne, hilft ihnen ab, und gelangt zu seiner Geliebten. Hier ist nach dem Begriff, den ich oben gegeben habe, keine bloße Bewegung, sondern wirkliche Handlung. Aus dem ersten Zustande, worin uns der Jüngling erscheint, entwickelt sich alles andere: aus seiner Leidenschaft begreifen wir, wie er auf die Absicht geräth über Meer zu schiffen; aus dieser Absicht, die Aufmerksamkeit, womit er jeden sich darbietenden günstigen Umstand beobachtet; aus der Verbindung dieser Beobachtungen, die erste Idee; aus dieser, den ersten Versuch; aus dem Versuche, die Entdeckung der Unvollkommenheiten seiner Erfindung; aus dieser, seine neue Aufmerksamkeit im Beobachten; u. s. w. Gesetzt aber, dieser erste Schiffer wäre nicht der erste gewesen, er hätte Alles gewußt, was zu einem Fahrzeuge gehört, und die ganze Kunst es zu bauen verstanden: so würde nun die ganze Zimmerung und Zusammensetzung desselben nur ein einziges Stück der Handlung seyn, in welchem selbst keine weitere Handlung, in welchem bloße Bewegung wäre.

Eben so im Homer bei der Auszierung des berühmten Schildes des Achilles, oder der Zusammensetzung des Wagens der Juno. Wir sehen hier eine Folge von körperlichen Wirkungen; aber keine solche, wo immer eine die andere herbeiführte und hervorbrächte: weshalb auch die ganze Folge herum geworfen werden kann, ohne daß ein Unterschied in der Wirkung entstände. Ob Vulcan dieses oder jenes Bild zuerst auf den Schild ätzt; ob Hebe dieses oder jenes Rad zuerst an die Achse laufen läßt, ist Eins: der Schild wird darum nicht weniger fertig, und der Wagen kömmt nicht minder zu Stande. In den körperlichen Wirkungen selbst ist der Zusammenhang ihrer Folge durchaus nicht zu finden; unbestimmt von der Seele, würde der Körper gar nichts thun: und in der Seele haben wir einen einzigen bleibenden Vorsatz, der, wie ich hier den Fall setze, nach einer einzigen bleibenden Einsicht, wie die Sache zu Stande kommen müsse, die körperlichen Kräfte zur Vollendung des Werks immer von neuem anstrengt. Geschähe die Reihe der äußern körperlichen Veränderungen nach einer correspondirenden Reihe innerer Veränderungen der Seele, die sich eben jetzt erst aus einander entwickelten, und zeigte sich jene in ihrer Abhängigkeit von dieser: dann wär' es ein Andres.

Man sieht also, um auf das Vorige zurückzukommen, wie Unrecht diejenigen haben, die immer nur da Handlung sehen, wo sie Bewegung finden. Der eigentliche Schauplatz aller Handlung ist die denkende und empfindende Seele; und die körperlichen Veränderungen gehören nur insoferne mit in die Reihe, als sie durch die Seele bewirkt werden, die Seele ausdrücken, in der Seele, als Zeichen von den Absichten und Bewegungen einer andern Seele, Begriffe und Entschlüsse her-

vorbringen, oder irgend einen andern zur Handlung gehörigen Eindruck auf sie machen. Darum ist auch in der Pantomime, im Tanz nicht anders Handlung, als insoferne sich die Seele durch Gebehrden und Bewegungen darin ausdrückt.

Um meiner Anmerkung ihre völlige Ausdehnung zu geben, so ist da nirgends Fortgang der Handlung, wo nur alle zu einer gewissen ganzen Idee, oder einem gewissen ganzen Vorsatz, gehörige Theile nach einander durchgegangen werden. So, wenn ein bestimmter Begriff in der Seele schon völlig da ist, und nun der Redende die einzelnen Theile derselben nur nach einander vorträgt, nicht erst aus einander entwickelt, so ist da kein Fortgang der Handlung. Man müßte sonst auch behaupten, daß bei jeder neuen Redensart, jeder neuen Beugung des Organs, wodurch er Wörter und Silben ausspricht, die Handlung um einen Schritt weiter rücke. Aber nur dann rückt sie hier weiter, wenn während dem Reden in der Seele neue Ideen, neue Bewegungen hervorkommen, die auf die nachherigen Zustände Einfluß haben; als wenn z. B. jemand sich selbst in Hitze spricht, oder sich durch das Reden verkühlt, und dann in der Folge die Sache anders läuft, als es ohne diese Hitze, oder ohne diese Verkühlung würde geschehen seyn.

Die wichtigste Eintheilung der Handlung ergiebt sich aus der Verschiedenheit der letzten Hauptveränderung, auf welche sie zustrebt. Diese ist entweder bloß eine Veränderung des innern, oder zugleich des äußern Zustandes; es sei nun unser selbst oder eines Andern: entweder nur eine Veränderung in dem System unserer Gedanken und Neigungen, oder in den bestimmten individuellen Verhältnissen, worin wir mit gewissen Dingen und Personen außer uns stehen. Wir wollen in unsrer,

oder in eines Andern Erkenntniß eine gewisse Idee entwickeln, eine gewisse Wahrheit entweder finden, oder bestätigen, oder aufklaren; einen gewissen Irrthum an's Licht ziehen und widerlegen; einen gewissen Zweifel, der sich der Wahrheit entgegenstellt, aus einander setzen und heben. Wir wollen in unserm, oder in eines Andern Willen eine gewisse allgemeine Neigung oder Abneigung, einen gewissen bleibenden Vorsatz bewirken, oder umändern: eine Absicht, die sich wieder nicht anders, als durch veränderte Einsicht des Guten oder Schädlichen, vermittelst des Raisonnements, erreichen läßt. Alle diese Veränderungen gehören bloß zu dem innern Zustande der Seele: sie zielen auf die Vollkommenheit der Erkenntniß, auf die Verbesserung des Charakters ab: und ob sie gleich nachher auf den äußern Zustand den wichtigsten Einfluß haben können, so sehen wir doch hier keine bestimmte individuelle Anwendung von ihnen. — In andern Fallen wollen wir unsere bestimmten äußern Verhältnisse ändern: wir treten als Menschen von den und den jetzigen Bedürfnissen, in den und den wirklichen gesellschaftlichen Verbindungen auf, als Väter, Brüder, Freunde, Gatten, Liebhaber, Kinder, Herren, Unterthanen u. s. f. Dort konnte die Handlung geschehen, auch wenn wir ganz allein, mit dem gesammelten Vorrathe unsrer Ideen und den hinlänglich geübten Kräften unsrer Seele, auf die Bühne traten: hier werden fast immer außer uns selbst noch äußere Gegenstande, mehrere spielende Personen erfordert, deren Interesse mit dem unsrigen, bald so, bald anders, verwickelt ist; dort, wenn wir mit Andern zu thun hatten, interessirten uns diese Andern nur als Denker, als Menschen von dem und jenem allgemeinen Charakter: hier, als Menschen von gewissen bestimmten Absichten, die den unsrigen

günstig oder ungünstig sind, von gewissen individuellen Neigungen und Leidenschaften, die mit den unsrigen übereinstimmen, oder in Streit gerathen; dort, als Freund oder Feind der Wahrheit und Tugend: hier, als Freund oder Feind unser selbst. Jene Handlung geht vornehmlich den Verstand, diese vornehmlich das Herz an; jene, wenn sie in einem Werke vorgestellt wird, soll vornehmlich unsere obern, diese vornehmlich unsere untern Seelenkräfte vervollkommnen. Die eine kann man, wenn man will, die philosophische Handlung nennen; die andere ist die in der Dichtkunst eigentlich so genannte Handlung.

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen philosophischer und eigentlich sogenannter Handlung ist der: daß die letztere, weil sie auf Veränderung äußerer Verhältnisse abzweckt, ohne Mitwirkung oder Hinzukunft äußerer Gegenstände, und im Drama besonders, ohne Einführung anderer Personen, schwerlich zu Stande kommen kann; dahingegen die erstere, die philosophische Handlung, in den meisten Fällen nichts als die Wirksamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele fordert. In allen den Fällen nehmlich, wo die abgezweckte Veränderung in dem philosophirenden Kopfe selbst liegt; wo man nicht Andere, sondern sich selbst unterrichten, nicht für Anderer, sondern für seinen eigenen Gebrauch einen Gedanken berichtigen, weiter führen, widerlegen, bestätigen will.

Dieses giebt eine neue, sowohl von philosophischer Geschichte, als philosophischem Dialog, unterschiedene Art von Werken, die gleichwohl einigermaßen die Natur des letztern annimmt: indem nehmlich der Philosoph sich gleichsam selbst in mehrere Personen theilt, bald seine eigene, bald die Rolle der andern spielt, und sich, so zu reden, aus der Seele des Andern Einwürfe macht, die er dann aus seiner eigenen beantwortet. Um desto eher will ich diese ganze Art von Werken mit dem Namen philosophischer Selbstgespräche belegen. Sie sind von einer höhern und edlern Natur, als die Abhandlungen: indeß erscheinen sie insgemein unter der Gestalt derselben; so wie auch oft bloße Abhandlungen mit der Miene von Selbstgesprächen täuschen. In der Abhandlung, die uns nur die endlichen Resultate

mit dem Allerwesentlichsten aus der Geschichte der Untersuchung liefert, sehen wir schon immer mehr das vollendete Gebäude; nicht die erste Anlage mit ihren nachherigen Aenderungen und den Ursachen derselben, nicht die Zurichtung der noch rohen Materialien, nicht das zum Baue nöthige Gerüste, nicht die Kunstgriffe bei Handhabung der Werkzeuge, nicht die ganze Art der Zusammensetzung und Aufführung des Baues. Dieses alles aber sehen wir mehr oder weniger in dem, was ich philosophisches Selbstgespräch nenne. Der Schriftsteller thut, als ob er von keinem Zuhörer wüßte, und bei sich selbst noch nicht ausgemacht hätte, was er vortragen wolle; er schließt sich gleichsam in sein Cabinet ein, und fängt laut an zu denken, indeß wir Leser unvermerkt an seine Thür schleichen und horchen.

Diese Art des Vortrags hat ihre ausnehmenden Vortheile, wenn sie geschickt behandelt, und bei Materien von Wichtigkeit gebraucht wird. Sie unterrichtet uns für's erste besser und gründlicher von dem Gegenstande der Untersuchung selbst: sie verpflanzt, um mich mit dem Kanzler Baco auszudrücken, die Wahrheit so in die Seele des Lesers, wie sie in des Schriftstellers eigener Seele gewachsen ist; sie giebt ihm nicht bloß den abgehauenen und unfruchtbaren Stamm, sondern die ganze Pflanze, mit ihrer Wurzel und ein wenig daran hangender Erde: so daß nun der Leser selbst, wenn er sie wartet und pflegt, die schönsten Früchte der Erkenntniß davon zu hoffen hat *).

---

*) De Augment. Scient. lib. 5, cap. 2, p. m. 152: wo er überhaupt von seiner Methodo initiativa, im Gegensatze der magistralis,

Für's zweite stößt diese Methode uns selbst den Geist der Untersuchung ein; sie giebt unserm Kopfe den Anstoß zum Denken, und bildet ihn zu der Geschicklichkeit, in andern Materien eben so glücklich, wie der Schriftsteller in der seinigen, zu arbeiten. Dieser große Vortheil, den die Selbstgespräche mit den echten philosophischen Dialogen gemein haben, macht die Werke der Sokratiker zu so unschätzbaren Denkmählern des Alterthums, ob sich gleich Meinungen und Grundsätze seit ihrer Zeit so unendlich verändert haben. Und hätten sie auch sonst kein Verdienst, so würde schon dieser Charakter sie jeder Nachwelt überliefern, und sie besser, als Cedernöl, vor der Vergänglichkeit schützen.

Eben ein solches Recht zur Unsterblichkeit haben um eben dieses Charakters willen die Schriften unsers Lessing, aus denen man sich mehr, als aus jeden andern, einen Begriff von dem bilden kann, was ich unter philosophischem Selbstgespräche verstehe. In seinem Laokoon haben alle einsichtsvolle Kunstrichter diesen Charakter auf den ersten Anblick erkannt. „Les=

Vieles sagt, das hier ganz eigentlich anwendbar ist. Ich empfehle die ganze Stelle zum Nachlesen, und führe hier nur folgende Worte daraus an: Artibus idem usu venit, quod plantis. Si planta aliqua uti in animo habeas, de radice quid fiat, nil refert; si vero transferre cupias in aliud solum, tutius est radicibus uti, quam surculis. Sic traditio (quae nunc in usu est) exhibet plane tanquam truncos (pulcros illos quidem) scientiarum, sed tamen absque radicibus, fabro lignario certe commodos, at plantatori inutiles. Quodsi disciplinae ut crescant tibi cordi sit, de truncis minus sis sollicitus; ad id curam adhibe, ut radices illaesae, etiam cum aliquantulo terrae adhaerentis, extrahantur.

sing's Schreibart", sagt einer von ihnen *), „ist der Styl ei nes Poeten, das heißt, eines Schriftstellers, nicht der gemach hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will, son dern der uns vordenket; wir sehen sein Werk werdend, wie der Schild Achill's beim Homer. Er scheint uns die Veranlassun jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, stückweise zu zerlegen, zusammenzusetzen; nun springt die Triebfeder, das Ra läuft; ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folge satz kömmt näher; da ist das Product der Betrachtung! Je der Abschnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμενον eines vollen deten Gedankens; sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Ein sprüngen und Episoden, aber immer unstätt, immer in Arbei im Fortschritt, im Werden ... Selbst in der Philosophie sei ner Schriften ist Lessing ein munterer Gesellschafter; sein Buc ein unterhaltender Dialog für unsern Geist." — Der Kunst richter hat hier den Charakter der Lessingschen Methode vor trefflich gefaßt; über den Nutzen hat ein Anderer, mit alle ihm eigenen Scharfsinne, Bemerkungen gemacht, die ich fa noch lieber anführen würde, wenn die Stelle nicht zu weitläu tig wäre **). Aber noch einmal: Kleinigkeiten, oder gar Arm seligkeiten, die wieder mit nichts, als lauter andern Armselig keiten, zusammenhangen, muß man so nicht behandeln wolle Die Methode führt unausbleiblich in's Weite; und wenn nu die Materien alle geringfügig, alle nichts als Spitzfindigkeite sind, so hat am Ende sie allein nicht Interesse genug, den Le ser in Athem zu erhalten. Wir gehen gern mit dem Schrif

*) Der Verfasser der Kritischen Wälder: I, S. 14 folgg.

**) Allgem. Deutsche Bibliothek: IX. 1, S. 329 folgg.

eller einen weitläuftigen Umweg, um mit dem Lande besser
ekannt, und im Gehen geübter zu werden; aber so viel for-
ern wir doch, daß er uns nicht in einem fort über dürre Hai-
en, sondern durch blühende und fruchtbare Gegenden führe.

Was ich hier vom Selbstgespräch gesagt habe, kann uns
ie eigene Natur mancher philosophischen Dialogen erklären.
Nicht in allen, oder vielmehr in den wenigsten, wirken die Per-
onen so zusammen, wie in dramatischen Werken; die gesuchte
Wahrheit wird insgemein nur durch die Geschicklichkeit und Be-
mühung der Hauptperson gefunden: und diese Hauptperson ist
beim Platon allemal Sokrates selbst. Der zweite Unter-
redner thut wenig mehr, als daß er fragt, bestätigt, zweifelt,
um weitere Erklärung anhält. Gleichwohl ist das Gespräch
voll wahrer, jetziger Handlung: die Hauptperson docirt nicht,
was sie schon längst bei sich ausgemacht hat; sie spinnt erst jetzt
den Faden der Untersuchung an, sie bringt erst jetzt, im gegen-
wärtigen Augenblick, das Gewebe zu Stande. Zu dieser Ent-
wickelung auf der Stelle, die so sehr in den Dialogen der mei-
sten Neuern fehlt, weil die Herren fast immer Dogmatiker sind,
die ein festgesetztes System haben; zu dieser Entwickelung, sage
ich, ist kein Charakter so schicklich, als eben der, den Sokra-
tes hatte: ein Mann, der über die meisten Gegenstände des
Nachdenkens unentschieden, und daher immer nach neuen Grün-
den der Entscheidung begierig war, der immer zweifelte, immer
suchte, immer selbst die Wahrheiten, die in Rede standen, erst
lernen wollte. Eben daher kommen auch die mancherlei Wie-
derholungen, die man dann weniger nöthig hat, wenn man seine
Untersuchungen an schon ausgemachte Lehrsätze eines Systems
knüpft; besonders kommen daher die kleinen Widersprüche, die

St. Mard den Dialogen des Platon nicht hätte zum Vorwu machen sollen, da sie so natürlich mit dem skeptischen Charak ter des Sokrates zusammenhangen. — Sehr oft also ist d philosophische Dialog nichts, als eine Art von Selbstgespräc unter der Form des Dialogen. Indessen ist die zweite Pers darin nichts weniger als überflüssig; sie giebt die Veranlassun daß gerade diese Materie untersucht wird, und bestimmt nic allein die ersten Ideen, wovon die Untersuchung ausgeht, so dern auch den ganzen Gang derselben, indem der Hauptunte redner auf ihre besondern Meinungen und Gesinnungen dab Rücksicht nimmt.

Eine andere Art von Dialogen ist wirklich nichts als A handlung unter der zufälligen Form des Gesprächs. Dies ist der Fall im „Hieron“ des Xenophon. Simonides wi wissen, ob der Regent oder der Privatmann glücklicher leb eine Frage, die ihm niemand besser, als eben der Tyrann v Syratus muß beantworten können, weil dieser Privatmann w eh' er Tyrann ward, und also über beide Stände zu urtheil weiß. Hieron zeigt sich gefällig; und um den Simonides v dem Vorzuge des Privatstandes zu überzeugen, geht er Pun vor Punct das Elend der Tyrannen durch, indem er imm die Glückseligkeit des bloßen Bürgers dagegen hält. Von d Vergnügungen der Sinne fängt er an, geht von diesen zu d moralischen über, redet von mannichfaltigen Unterschieden ihr beiderseitigen Zustandes: und beweist durch diese Art von I duction, was er gleich Anfangs als wahr und ausgemacht b hauptet hatte. Er entwickelt also nicht erst jetzt auf der Stell sondern wiederholt nur Gedanken, über die er schon längst b sich einig ist; er spricht von dem, was schon durch ehemali

Ueberlegungen, durch ehemalige Handlungen seiner Seele herausgebracht worden. Es ist schon Alles so in seinem Kopfe fertig, wie die ganze Moral auf der „Tafel" des Cebes; er geht gleichsam nur mit erhobenem Finger von einem Theile des Gemäldes zum andern fort, und sucht es dem Simonides zu erläutern. — Das Werk ist in seiner Art schön, wie alle vom Xenophon: aber doch nur in seiner Art: denn welch ein Unterschied, wenn man so manche Stücke der Sokratischen Denkwürdigkeiten, und besonders die Dialogen des Platon dagegen hält! Man nehme des Letztern „ersten Alcibiades", oder „Menon", oder irgend einen andern seiner untersuchenden und widerlegenden Dialogen zur Hand: und welch eine weit größere Thätigkeit wird man in seiner eigenen Seele fühlen! Welch ein weit lebendigers Interesse wird man an dem Fortgange der Untersuchung nehmen! Mit welcher weit größern Ungeduld wird man ihrem glücklichen oder unglücklichen Ausgange entgegensehen!

„Dem Cicero, sagt einer unserer berühmtesten Kunstrichter *), ist die Methode des Sokrates nicht sonderlich gelungen." Das Urtheil ist richtig; aber noch lieber würde ich sagen, daß sie in seinen Dialogen fast gar nicht zu finden sei. Hieran ist theils sein eigner schriftstellerischer Charakter, da er mehr Redner als Philosoph war, theils die Beschaffenheit und der zu große Umfang seiner Materien Ursache. Seine Dialogen vom Redner müßten ein ungeheures Buch geworden seyn, wenn er diese Sokratische Manier darin hätte anwenden wollen.

*) Berl. Literaturbriefe: T. 7, S. 25.

Aber sie ist, wie schon Sigonius *) von diesem und andern seiner Dialogen bemerkt hat, durchaus nicht darin zu finden man liest, statt des immer in Arbeit und Untersuchung begriffenen Sokratischen Gesprächs, ganz ruhig ausgeführte Abhandlungen, und sieht offenbar, daß sich Cicero schon vorher einen förmlichen Entwurf zu seinem Vortrage gemacht, den er nur Punct vor Punct bald durch den Mund des Antonius, bald durch den Mund des Crassus ausführt: indem die Uebrigen nur ziemlich ekle Complimente dazwischen werfen, ewige Bitten um Unterricht, ewige Lobsprüche, die gar nicht in dem launichten Geschmacke derer sind, welche Sokrates den Sophisten macht.

*) De Dialogo. Venet. 1562. fol. 51 — 53. (Opp. omn. Medio 1737. tom. 6, col. 481.) Von den Partitionibus oratoriis sagt er . . . Quae doctrina deinceps sine ulla concertatione traditur. Etenim patris ejusdemque magistri Ciceronis auctoritas, et res ipsa quae divisionem quandam continet praeceptorum, longiorem aut obscuriorem adhiberi orationem non patitur. Von dem ersten und zweiten Buche De oratore heißt es: Perpetua Antonius, Caesar, et Crassus oratione eandem disputationem, lectissimorum adolescentum voluntate commoti, conficiunt, sine ullo argumentorum et rationum, quibus ea confirmetur, instructu; aut enim, quae dicunt, Graecorum Rhetorum, unde ea mutuati sunt, auctoritate defendunt, aut . . . Itaque omnis illa actio contentionis et altercationis est expers, cum nemo sit ex iis quibus ea traduntur, qui aut ab eorum auctoritate velit discedere, aut ea quae praecipiuntur, audeat improbare. Eadem vero ratione Legum in libris usus est . . etc. Er geht auch eben diese Art noch andere dialogische Schriften des Cicero durch, und es ergiebt sich überall, daß sie von der Sokratischen Manier unendlich entfernt sind.

:eine Personen sind ihrer Meinung, noch ehe sie den Mund
ffnen, schon völlig gewiß: denn gleich das Erste, womit sie
ıfangen, ist der Satz, den sie behaupten wollen; und dann su=
en sie ihn durch lange ununterbrochene Reden zu erläutern,
ı beweisen, auszuschmücken, gegen Zweifel und Einwürfe zu
ıhern. Der erste Punct ist abgehandelt, also folgt nun der
eeite; die Unterredner könnten aus einander gehen, wenn sie
ollten, und das Uebrige ruhig auf morgen oder übermorgen
rschieben. In den besten Dialogen des Sokrates ist immer
ichts aus, als bis Alles aus ist: wir haben nur Eine Reihe
n Ideen, gehen aus auf Wegen, von denen wir nicht wissen,
ıe sie uns zum Ziel führen werden, kommen aber durch alle
re Krümmungen glücklich hindurch, und das Gespräch ist zu
nde. Wir werden in Einem Interesse, in Einer Erwartung
halten, weil nur Eine Haupthandlung da ist. Auch der Aus=
uck hat im Cicero durchgängig eine gewisse Fülle, einen ge=
ssen oratorischen Schmuck und Numerus, den wir in Ab=
ındlungen, wenn sie gleich dialogirt sind, noch ertragen kön=
n, aber in einem echten Sokratischen Gespräche sehr unschmack=
ıft finden würden. Man weiß, was für Vorwürfe dem Pla=
n, wegen so mancher rednerischen, oder vielmehr dichterischen
ıswüchse, und gewiß nicht mit Unrecht, gemacht worden sind.
eberdies findet sich beim Cicero immer so viel Belesenheit, so
el philosophische Geschichte und Widerlegung fremder Mei=
ıngen, daß darüber der Dialog erst vollends das Ansehn ei=
r Abhandlung gewinnt. —

Indeß möchte ich nicht gern, daß man dieses Alles für Ta=
l des Cicero nahme. Einen Alten zu tadeln, auch wenn man
zum Vortheil eines andern Alten thäte, ist so gefährlich!

Seine Abhandlungen, wenn sie schon keine Platonischen Dia logen sind, können vortreffliche Abhandlungen seyn, und sin es; auch kann ihnen die zufällige Form des Dialogs ausneh mende Schönheiten geben, und giebt sie ihnen. Ohne ein mal auf das Charakteristische, und auf so viele kleine Züge z sehen, womit sie die Rede belebt: wer würde nur die bloße Eingänge, ja nur den einzigen Eingang zum dritten Buche „vo Redner" entbehren wollen, die eben der Gebrauch dieser For herbeigeführt hat?

So wie man bloße Abhandlungen unter der Gestalt vo Dialogen machen kann, so kann man auch bloße Erzählun gen unter der Gestalt von Scenen machen. Beispiele darf i wohl nicht erst suchen, da das ganze Französische Theater vo solchen Scenen voll ist, besonders in den ersten, und wen es Trauerspiele sind, auch in den fünften Acten ihrer Stück Nicht, als wenn Erzählung kein nothwendiger Theil der Han lung wäre, und nicht oft die lebendigsten Scenen gäbe: de ich dürfte mich ja nur der Erzählungen im „Oedip" und manchen beim Shakespear erinnern; sondern, weil jene E zählungen nicht als wahre Theile der Handlung erscheinen, w sie bloß zum Unterrichte des gähnenden Zuschauers da sin weil der zweite Unterredner nur sein Ach und O! sein Wi und Warum? dazwischenwirft, ohne weiter zu irgend einer Th tigkeit dadurch belebt zu werden; weil auch diese Erzählung nicht den simpeln, forteilenden, dramatischen Ton, sondern ga den vollen, ausbildenden, epischen haben. — Jede Dichtung art wird etwas anders, wenn sie sich mit einer verschiedenen v mischt, die dem Werke seinen Hauptton giebt. Nicht nur ' Erzählung im Drama ist etwas anders, als die in der Epopi

auch das Dramatische in der Epopöe ist etwas anders, als das im Drama selbst: und ein Trauerspieldichter würde sich wegen einer zu ununterbrochenen, oder zu periodischen Rede sehr schlecht entschuldigen, wenn er sich auf Homer oder Milton beriefe. Der epische Dichter, der ein zu weitläuftiges Feld vor sich hat, um es schrittweise zu durchwandern, und der auch einen Theil seines Plans nicht zu weit entwickeln darf, um nicht alle Proportion zu zerstören, bleibt auch da, wo er seine Personen selbstredend einführt, gemeiniglich noch epischer Dichter: bei ihm ist das Gespräch schon aus, und er weiß schon Alles was vorgefallen; er macht also von den Reden seiner Personen eine Art von Auszug, und diesen legt er, um des eindringendern und beseeltern Vortrags willen, ihnen selbst in den Mund: nicht, als ob sie wirklich Alles, mit dieser Fülle, in dieser Verbindung, selbst gesagt hatten, sondern weil es ungefähr das Wesentlichste von Allem, was sie wirklich gesagt haben, ausmacht.

Den Unterschied zwischen einer wirklich dramatischen Erzählung und einer solchen, die es nicht ist, kann ich nicht besser als durch ein Beispiel aus dem Moliere erläutern. Man hatte seiner „Weiberschule" den Vorwurf gemacht, daß sie leer an Handlung wäre, und nichts als Erzählung enthielte. Moliere antwortete hierauf in einem andern kleinen Stücke, unter der Person des Dorante *): Les récits eux-mêmes y sont des actions, suivant la constitution du sujet, d'autant plus qu'ils sont tous faits innocemment, ces récits, à la personne intéressée, qui par là entre à tous coups dans une

*) Critique de l'Ecole des Femmes: Sc. VI, nicht gar weit vom Ende.

confusion à réjouir les spectateurs, et prend à chaqu
nouvelle toutes les mesures qu'il peut, pour se parer d
malheur qu'il craint. — Lessing giebt Molieren, wie billig
Recht: aber allein aus dem erstern Grunde, weil Arnolph durc
die Erzählungen des Horaz in so mancherlei Leidenschaften ge
setzt wird, die uns zu lachen machen; nicht aus dem letztern
den ich doch für weit treffender halte. Hier ist die Stelle*)
„Es ist bloße Wortklauberei, den Erzählungen in diesem Stück
„den Namen der Handlung streitig zu machen. Denn es komm
„ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werde
„als auf den Eindruck, welchen diese Vorfälle auf den betro
„genen Alten machen, wenn er sie erfährt. Das Lächerlich
„dieses Alten wollte Moliere vornehmlich schildern; ihn müs
„sen wir also vornehmlich sehen, wie er sich bei dem Unfall
„der ihm droht, gebehrdet: und dieses hätten wir so gut nic
„gesehen, wenn der Dichter das was er erzählen läßt, vor un
„sern Augen hätte vorgehen lassen, und das was er vorgehe
„läßt, dafür hätte erzählen lassen. Der Verdruß, den Arnolp
„empfindet; der Zwang, den er sich anthut, diesen Verdruß z
„verbergen; der höhnische Ton, den er annimmt, wenn er de
„weitern Progressen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaub
„das Erstaunen, die stille Wuth, in der wir ihn sehen, wen
„er vernimmt, daß Horaz dessen ungeachtet sein Ziel glückli
„verfolgt: das sind Handlungen, und weit komischere Handlun
„gen, als Alles was außer der Scene vorgeht. Selbst in de
„Erzählung der Agnes, von ihrer mit dem Horaz gemacht

*) Hamb. Dramaturgie, Th. 2, St. LIII. (Schriften, Th. 2
S. 9 f.)

„Bekanntschaft, ist mehr Handlung, als wir finden würden, „wenn wir diese Bekanntschaft auf der Bühne wirklich machen „sähen. — Also, anstatt von der Frauenschule (mit dem Herrn „v. Voltaire) zu sagen, daß Alles darin Handlung scheine, „obgleich Alles nur Erzählung sei; glaube ich mit mehrerm „Rechte sagen zu können: daß Alles Handlung darin sei, ob„gleich Alles nur Erzählung zu seyn scheine."

Dieser Ausspruch an sich selbst ist richtig, und Voltaire hat sichtbar Unrecht; ob aber Lessing ihm sein Unrecht bis zur völligen Befriedigung gezeigt habe, möcht' ich bezweifeln. Er hat ihm, däucht mir, nicht viel mehr bewiesen, als daß die Erzählung komischer sei, als die Handlung seyn würde: eine Sache, die Voltaire nicht läugnen wird; aber er hätte ihm beweisen sollen, die komischere Erzählung sei wirklich mehr Handlung, als die erzählte Handlung selbst. Und daß dieses sei, möchte sich wohl eher aus dem ergeben, was Moliere noch hinzusetzt: Arnolph nehmlich nimmt bei jeder Zeitung, die er hört, alle nur mögliche Maaßregeln, um das Unglück, das ihm droht, von sich abzuwenden. Aber diese Maaßregeln sind nicht nur unnütz, sie dienen sogar, die Liebe im Herzen der Agnes erst völlig zu entwickeln, und den Horaz seinem Zweck auf einmal näher zu bringen. Eben das, und nichts anders, macht, daß diese Erzählungen Handlung, daß sie nothwendige Glieder in der Kette der Begebenheiten sind. Wäre es weiter nichts, als daß Arnolph von dem Vorgegangenen so oder anders gerührt würde, so könnte man sich nicht besser ausdrücken, als es Voltaire gethan hat: die Erzählungen nehmlich schienen Handlung, es würden Leidenschaften empört, die ein Bestreben, eine Tendenz zur Wirksamkeit enthielten; wir erwarteten alle Augenblicke, daß

sie ausbrechen, und die wichtigsten Veränderungen hervorbringen würde; aber die Wirksamkeit selbst bliebe aus: die Leidenschaften hielten sich in Arnolph's Seele verschlossen, und die Sache ginge eben den Gang, den sie auch ohne sie würde gegangen seyn; kurz, die scheinbare Handlung wäre Erzählung. Man denke sich nur den Arnolph in ein Gefängniß eingesperrt, ohne das mindeste Vermögen den Entwürfen des Horaz entgegenzuarbeiten, von keinem als nur von ihm besucht und mit jenen lustigen Erzählungen, die ihm so wehe thun, unterhalten; man nehme an, daß die Scenen unverändert bliebe[n] wie sie jetzt sind, so würden sie nun immer noch komisch, immer noch lebendig und unterhaltend seyn; aber an Handlun[g] wäre nicht mehr zu denken. — Ich weiß sehr wohl, daß man da[s] Wesentliche des Lustspiels nicht in die Reihe der Begebenheiten, sondern in die Entwickelung des Charakters setzt; aber beid[e] Dinge bleiben dessen ungeachtet verschieden, und nicht Alles, wa[s] den Charakter zu entwickeln dient, ist darum auch Handlung.

Außer der zufälligen Vermischung der Formen, von der ic[h] bisher geredet habe, giebt es noch eine andere, der Handlunge[n] selbst. Die Veränderung des innern Zustandes ist zugleic[h] unmittelbar eine Veränderung des äußern; und umgekehr[t] die Veränderung des äußern, zugleich unmittelbar eine Ver[-]änderung des innern Zustandes. Dieses bringt besonders i[n] den philosophischen Gesprächen einen Unterschied hervor, de[n] jedermann muß bemerkt haben. In einigen derselben herrsc[ht] bloß das philosophische Interesse, und das Raisonnement ist we[i]ter nichts als eine Situation für den Geist; in andern herrsc[ht] außer dem philosophischen noch ein persönliches Interesse, un[d] das Raisonnement ist zugleich Situation für den Menschen.

Ueberhaupt möchte man in dieser Absicht dreierlei philosophische Gespräche unterscheiden können. Einige derselben sind durchaus und rein philosophisch: es ist darin den Personen um nichts, als um die Erkenntniß einer Wahrheit zu thun; sie treten bloß unter einem allgemeinen Charakter ihres Verstandes auf, als von dem und dem Grade der Fähigkeiten, mit den und den vorläufigen Begriffen, aus der und der philosophischen Schule. In andern hängt der philosophische Charakter der Personen mit ihrem allgemeinen sittlichen zusammen: die Grundsätze ihres Kopfs sind mit Neigungen und Leidenschaften ihres Herzens so verwickelt, daß wir immer von einem den Grund in dem andern finden; ihr ganzes Verfahren, ihr ganzer Ton im Philosophiren, lehrt uns das Innerste ihres Charakters kennen. Diese zweite Art, wenn alles Uebrige gleich ist, hat schon weit mehr Interesse. Indeß sind beide, nach dem Begriffe, den ich oben bei Eintheilung der Handlung gegeben habe, noch unvermischt philosophisch. Endlich ist in noch andern das dramatische Interesse mit dem philosophischen auf's genaueste verknüpft: es ist an dem Ausgange des Raisonnements dem Ehrgeize, dem Eigennutze der Personen gelegen; es kömmt auf Demüthigung ihres Stolzes, auf Entlarvung ihrer Heuchelei, auf Beschämung ihrer Wollust, ihres Geizes, ihres Betruges, ihrer Ungeschicklichkeit an; sie haben, wenn sie gewinnen, Ehre, wenn sie verlieren, nichts als Schimpf und Schande, und oft noch den Verlust anderer wichtiger Vortheile zu erwarten. Daher mischen sich nun so mancherlei Leidenschaften in's Spiel, die sonst nur auf der Bühne erscheinen; auch ist, mit dem Interesse der Personen, das Interesse des Zuschauers zwiefach, er erwärmt sich nicht allein für oder wider die Sache, auch für oder wider

die Person, die sie führt: nicht bloß die Entdeckung der Wahrheit macht ihm Vergnügen, auch der gedemüthigte Stolz, auch die entlarvte Heuchelei, auch die beschämte Wollust, auch der bloßgestellte niedrige Eigennutz. So sind zum Theil die Gespräche des Sokrates mit den Sophisten beschaffen. Es ist ein wahres Fest für den Geist, wenn dieser eben so vortreffliche Mann, als Denker, einen aufgeblasenen Sophisten in Gegenwart der Athenienser faßt, daß er Stand halten muß, und dann die bescheidene Weisheit über die prahlende Thorheit, die uneigennützige Wahrheitsliebe über den lohnsüchtigen Betrug, ihren glorreichen Sieg erhält.

Eine andere Vermischung der Handlungen ist die, wo die eine als ein einzelner Theil in der andern enthalten ist. So kann ein dramatisches Gespräch das erste Glied oder ein Mittelglied des philosophischen seyn, und das philosophische Gespräch kann ein Theil des dramatischen werden. Man führe nehmlich Personen ein, die nicht immer nur hingehen, wohin sie Leidenschaft und jetziger Eindruck treiben, sondern die nach Grundsätzen handeln, oder denen diese Grundsätze nur eindringend genug dürfen vorgestellt werden, damit sie anders handeln; man mache sie über die Wahrheit oder Allgemeinheit dieser Grundsätze zweifelhaft, es sei aus wirklichen Gründen der Vernunft, oder aus bloßen Scheingründen einer Leidenschaft die gerne die Vernunft in ihr Interesse zöge: so hat man nun philosophische Gespräche im Drama; wo um eines besondern individuellen Falles willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Selbstgespräche sind es, wenn die Person sich durch ihre bloß eigene Einsicht zu überzeugen sucht; Scenen, wenn die Ueberzeugung durch Hülfe der Einsichten eines Andern entsteht

Von jener Art Auftritte ist der so sehr und mit so großem Rechte bewunderte Monolog des Hamlet über den Selbstmord; dem man in der komischen Gattung einen andern über die Ehre, welchen Falstaff hält, entgegensetzen könnte. Dergleichen Scenen, wenn sie mit Shakespearschem Geiste bearbeitet werden, haben immer einen ausnehmenden Werth: theils wegen des lebendigen Interesse, das die Person an der Wahrheit nimmt, theils wegen des hellen Lichts, worin oft die Wahrheit durch das Eigenthümliche der Situationen gestellt wird. — Aber auch hier gilt wieder die Anmerkung: daß philosophisches Gespräch im Drama ganz etwas anders ist, als in wirklichen philosophischen Dialogen. Es wird alles mehr auf den wirklichen vorhabenden Fall gerichtet: der Ton ist wegen des erhöheten Interesse feuriger, forteilender, stärker; und was Quintilian*) den Rednern sagt, daß sie nicht so spitzfindig wie die Dialektiker disputiren sollen, das hat sich der dramatische Schriftsteller vor allen andern zu merken. — Sulzer**) war auf dem Wege, über alle diese Puncte viel Gutes zu sagen, und es ist zu bedauern, daß er seine Ideen darüber so gar wenig entwickeln wollen.

Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs zu erwähnen, den man zuweilen den Monologen viel zu allgemein gemacht hat, als ob sie die Handlung aufhielten. Freilich, wenn sie zu weiter nichts dienen, als in einem übel verbundenen Plane die leeren Zwischenräume zu füllen; wenn sie gleichsam nur die Brücken sind, die dem Schriftsteller von der einen Scene zur

*) Inst. Orat. lib. 5, cap. 14.

**) Theorie: Artik. Gespräch.

andern hinüberhelfen: so ist dieser Vorwurf sehr richtig. Aber es giebt ja Beispiele genug von bessern Monologen, die in dem Gemüthszustande der Handelnden, und eben dadurch in der ganzen Handlung selbst, eine wichtige Veränderung bewirken. Unser philosophischer und überhaupt jeder raisonnirende Monolog kann beides seyn: bloße Verbindungs=, oder wirkliche, zum Erfolge mitwirkende Scene. Wird das Raisonnement bloß bei Gelegenheit des vorhergehenden Auftrittes von der zurückbleibenden müßigen Person geführt, so ist der Monolog Episode; — ob eine zulässige? das hängt von Beantwortung der Fragen ab: ob wirklich die Person selbst, und dann, ob der interessirte Zuschauer jetzt die Geduld und die Zeit haben, jene, das Raisonnement zu führen, dieser, es anzuhören? Ist aber der Person an dem Ausschlage des Raisonnements um der Folge willen gelegen; sind ihre nachherigen Schritte nun wirklich anders, als sie ohne den Monolog würden gewesen seyn, oder geschehen sie wenigstens, wegen veränderter Fassung der Seele auf eine ganz andere Art, und ist diese andere Art von wirklichem Einfluß, so ist alsdann der Monolog ein nothwendiges untrennbares Glied der Kette, ohne das kein Zusammenhang wäre, und das also nicht bloß einem andern Gliede als Zierrath neben angehängt worden.

Eben diese Anmerkung läßt sich auch auf die mehr pathetischen Monologen anwenden, worin eine Person nur ihrem Herzen Luft zu machen, und alle die Empfindungen auszuströmen sucht, die durch Veranlassung der vorhergehenden Situationen in ihr rege geworden. Wenn weiter nichts dabei herauskömmt, als daß sie das Herz erledigen, so sind freilich die affectvollen Auftritte wieder nichts als episodische Auswüchs

ie indeß an ihrer rechten Stelle sehr gut, und wenn nur die Imagination darin nicht zu wild, zu hochfahrend, zu prächtig wird, nicht zu lyrisch von der jetzigen wirklichen Situation abschweift, sehr schön seyn können. Gesetzt aber, daß der Grad der Leidenschaft durch diese Art von Befriedigung abnimmt; gesetzt, daß er durch die nähere Betrachtung des Gegenstandes während dem Reden anschwillt; gesetzt, daß irgend sonst eine Veränderung dadurch zu Stande kömmt, die andere Entschlüsse, eine andere Art des Verfahrens zur Folge hat: so gehört wiederum der Monolog als ein wesentliches Glied in die Reihe. Alles dieses ergiebt sich aus unserm obigen Begriff von der Handlung. — Die am meisten episodischen Monologen sind zugleich die unnatürlichsten und uninteressantesten: die, wo die Person sich selbst eine Erzählung oder eine Beschreibung vorsagt, bloß aus Gefälligkeit gegen den zu ungeschickten oder zu bequemen Dichter, um ihm die Mühe einer bessern Exposition zu ersparen.

Eine vollständige Classification der Werke zu versuchen, die durch Mischung und Verbindung der oben angegebenen beiden Arten von Handlung möglich sind, schreckt mich Diderot durch die zweite der schönen Erzählungen ab, die Geßner dem fünften Theile seiner Schriften beigefügt hat *). Die Idee zu dieser Erzählung, oder vielmehr zu diesem philosophischen Gespräche, ist so originell, daß vor dem wirklichen Daseyn dieses Werkes wohl schwerlich Jemand auf eine solche Verbindung der Gattungen gefallen wäre. Ich nenne das Werk philosophisches Gespräch; denn unmöglich kann es bloßes satyrisches oder moralisches Charaktergemälde seyn, und noch viel weniger ein Drama. Das Schicksal der Personen interessirt darin lange nicht so sehr, als die aufgeworfene Frage; auch hat der Verfasser seinen ganzen Plan nur auf diese Frage hingerichtet. Alle die Scenen, die er zusammenbringt, machen nur insofern ein Ganzes, als in allen dieselbige Schwierigkeit wiederkömmt; unter sich selbst stehen sie in gar keiner Verbindung. Auch werden wir, zum sichern Beweise, daß es dem Verfasser weit weniger um Beschäftigung unsers Herzens als unsers Verstandes zu thun war, über das Schicksal der meisten darin vorkommenden Personen in völliger Ungewißheit gelassen.

Nun aber vergleiche man diese neue Art philosophischer Dialogen mit den Werken der Alten, oder derjenigen Neuern, die

*) Die Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern. (Jetzt in Diderot's Werken, Paris, 1798, tom. 9, p. 303.

ihnen nachgeahmt haben; und welchen großen, wesentlichen Unterschied wird man finden! Die letztern hat Quintilian sehr richtig so charakterisirt: Illi homines docti, et inter doctos verum quaerentes, minutius et scrupulosius scrutantur omnia, et ad liquidum confessumque perducunt; ut qui sibi et inveniendi et judicandi vindicent partes *). Aber nichts von dem Allen findet sich in dieser Diderot'schen Unterredung. Wir haben darin nur einen einzigen hominem doctum: der ist Diderot selbst: und dieser scheint von seiner Gelehrsamkeit keinen großen Gebrauch zu machen; auch kann er das nicht wohl, ohne den Pedanten zu spielen. Die übrigen Personen sind: ein alter Hammerschmied, von viel gesunder Vernunft, aber darum noch lange kein Philosoph; ein gutes ehrliches Mädchen, das für Recht und Unrecht Gefühl hat, aber keine Vernunftschlüsse, ihr Gefühl zu vertheidigen; ein gewissenhafter, aber noch mehr eigennütziger Hutmacher; ein Arzt, der sein philosophisches Collegium, wenn er je eins gehört, schon längst scheint vergessen zu haben; ein Mathematiker, der an nichts als Zahlen und Dreiecke denkt; und endlich — was in Absicht auf Philosophie noch weit weniger sagen will — ein frommer Abbé, und ein wohlgemästeter Prior. An scharfsinnige tiefe Untersuchung der Wahrheit ist hier gar nicht zu denken. Keiner von allen, außer Diderot der Sohn, wäre dazu fähig; aber der eine Theil der Anwesenden würde ihn nicht verstehen, der andere nicht aushören: und so thut er ganz recht, daß er nur Gründe im Ganzen hinwirft, ohne bis zu den ersten Begriffen zurückzugehen. Daher giebt denn auch Keiner von Allen nach; Jeder

*) Instit. lib. 5, cap. 14, 27. Ed. Gesn. p. 261.

bleibt, wie fast immer bei solchen Streitigkeiten, auf seiner Meinung: und der Leser muß am Ende die Entscheidung selbst übernehmen, wenn ihm an der Streitfrage gelegen ist.

Folglich, könnte man sagen, ist das Werk ein Zwittergeschöpf, das zu gar keiner Gattung gehört! ein Unding, ohne Anlage und ohne Geschmack in der Ausführung! Das wäre allerdings die schnellste Art, damit fertig zu werden, wenn es sich nur erweisen ließe, daß in der bisherigen Classification der Werke alle Gattungen ganz erschöpft wären. Aber wenn der Naturkenner eine Pflanze oder ein Insekt findet, das noch von keinem Linnäus beschrieben worden; soll er darum gleich ausrufen: diese Pflanze ist ein Mißgeschöpf? dieses Insekt ist ein Unding? Jene hat aber ihre Wurzel, ihre Blätter und ihren Samen; dieses hat seine Organisation, seine Bewegung, sein Leben: und wenn sie also noch keinen Namen haben, was folgt daraus? Nichts, als daß sie einen erhalten müssen. Eben so wenn ein Werk des Geschmacks erscheint, das man unter keine der schon bekannten Classen zu bringen weiß, soll man es darum sogleich verwerfen? Es rührt aber, gefällt, unterrichtet, befriedigt; und so hat es ja Alles was es haben muß, um kein Mißgeschöpf, kein poetisches Ungeheuer zu seyn. Man untersuche also seine Natur, und gebe ihm seinen Namen; oder wenn man das nicht will, so spreche man ihm wenigstens sein Wesen, sein ihm eigne Vollkommenheit und Güte nicht ab! — Daß andere Gattungen besser sind, weil sie höhere Zwecke erreichen, kann seyn; aber auch die Producte der Natur sind an Vollkommenheit unendlich verschieden: und doch ist jedes gut und vollkommen, wenn es nur alles das ist, was es als so ein Ding gerade seyn soll.

Der eigene Charakter unsers Diderot'schen Dialogen möchte schwerlich besser zu bestimmen seyn, als wenn man ihn mit den Theaterstücken vergleicht, die bei den Franzosen pièces à tiroir heißen. „Diese Stücke bestehen aus lauter episodischen Auftritten, die unter sich keine Verbindung haben, oder nur auf's Höchste vermöge einer kleinen Intrigue, die sich durch sie hinschlingt, zusammenhangen" *). Dergleichen Stücke haben ihren Zweck, der sehr gut ist, uns einen Charakter in verschiedenen Situationen, von seinen verschiedenen Seiten zu zeigen; und wenn sie diesem Zwecke Genüge thun, wenn die kleinen Handlungen, die darin zu einem Gemälde verbunden werden, wirklich alle zu diesem Zwecke arbeiten, und aus ihrer aller Verbindung das vollständige, helle Bild eines merkwürdigen Charakters wirklich hervortritt, so haben sie alle die Vollkommenheit und Güte, deren sie fähig sind. Vielleicht sind sie unendlich geringer, als andere Stücke, aber in ihrer Art eben so vortrefflich, als das beste einer vortrefflichern Gattung in der seinigen. Und wie, wenn nun das Diderot'sche Gespräch ein solches Stück in der Gattung der philosophischen Dialogen wäre? Wie, wenn es wegen eigenthümlicher Beschaffenheit der Hauptgattung, wovon es Unterart ist, noch etwas mehr zu bedeuten hätte, als jene Stücke auf dem Theater bedeuten? Ich will mich näher erklären.

Was in der einen Art Werke der Charakter ist, das ist in der andern die philosophische Frage. Dort werden Situationen aufgesucht, in welchen sich der Charakter anders und anders

*) Theater des Hrn. Diderot, Th. II. S. 175 der Lessing'schen Uebersetzung.

entwickelt; hier, particulaire Fälle, die in die Frage andere un andere Bestimmungen bringen. Dort gehören alle verschiedene Seiten zur Einsicht des ganzen Charakters; hier, alle verschiede nen Bestimmungen zur Einsicht der ganzen Frage. Dort schling sich durch die Scenen eine kleine Intrigue; hier, ein unausge führter Discurs, in welchem Gründe für und wider angege ben, aber nichts bis zu voller Deutlichkeit entwickelt, nichts bi zu voller Befriedigung durchgesetzt wird. Die Regeln beide Arten von Werken liegen schon selbst in ihrem Begriffe. Ei bedeutender Charakter; eine bedeutende Frage. Jede neue Scen zur Entwickelung des Charakters gehörig; jede neue Bestim mung, zur Entscheidung der Frage gehörig. Erschöpfung de wichtigsten Züge des Charakters; Erschöpfung der wichtigste Entscheidungsgründe der Frage. Jede Situation so interessan und belebt, als möglich; jeder particulaire Fall so einleuchten und treffend, als möglich. Keine zwei Scenen, die den Cha rakter nur von einerlei Seite zeigten; keine zwei Fälle, die nu einerlei Gesichtspunct enthielten. — Je mehr ein Werk diese Forderungen Genüge thut, desto vollkommner wird es seyn; weniger, desto unvollkommner.

Ohne noch für's erste auf das Beispiel zu sehen, das D derot von dieser Gattung gegeben hat, will ich die Idee de selben nur im Allgemeinen betrachten. Sie gefällt mir ga sehr, und ich wünschte darin der Werke eben so viel, als i der ähnlichen auf dem Theater weniger wünschte.

Der Philosoph, wenn er in der Gegend der abstracten Be griffe glücklich fortkommen will, muß allemal vom Individue len ausgehen, und sich nie tiefer in's Labyrinth begeben, als de Faden der Erfahrung reicht, den er am Eingange befestiget hatt

Wer sich in seinem öden Zimmer, von Natur und Menschen abgesondert, bei ein Paar trocknen Metaphysikern einsperrt, der müßte sehr glücklich seyn, wenn er einmal eine brauchbare Wahrheit ertappte; Irrthümer, Ungereimtheiten, unnütze Wortkrämerei wird er uns geben, aber keine wahre brauchbare Philosophie. — Wenn denn aber alles auf Facta, auf Erfahrung ankommt, so kann es unmöglich gleichgültig seyn, von welchen Factis die Untersuchung ausgeht, oder wie die Erkenntniß des Philosophen davon beschaffen ist. Die eine Erfahrung enthält weit mehr, als die andere; enthält dieses Mehrere weit deutlicher, lebhafter, bestimmter, als die andere. Das wohlgefaßte, in vollem Licht erkannte Factum bringt auch mehr Licht, mehr Bestimmung in's Raisonnement; das schiefgefaßte, dunkel und halb erkannte, macht auch das Raisonnement dunkel, ungewiß, schwankend. Die unglücklichen Stunden des philosophischen Genies sind die, wo das Gedächtniß nur Wörter, die Imagination keine Bilder hat, oder doch nicht die rechten, lebhaftern Bilder; die glücklichen, die, wo die willige Imagination alles das Beste aus ihrem Vorrathe hergiebt, was die Vernunft ihr abfordert. Dem Philosophen ist daher unendlich an gewählten, ausführlichen, deutlich vorgetragenen Beobachtungen gelegen; und wer sie ihm giebt, leistet ihm den wichtigsten Dienst von der Welt. Er giebt ihm das, worauf die ganze Begierde seines Geistes gerichtet ist: ausgesuchten und wohlzugerichteten Stoff zum Denken.

Aber alles Raisonnement geht auf's Allgemeine; mit einem, zwei Factis wird die Vernunft nicht wohl auskommen. Also damit das Raisonnement nicht einseitig werde, verlangt der Philosoph ihrer mehrere; und wie müssen die seyn, wenn sie ihm

nützen sollen? Verschieden! Je ähnlicher sie sind, desto minde unterrichten sie ihn; desto mehr läuft er Gefahr, der ganze Gattung zuzusprechen, was nur von der Art gilt, das Wesentliche mit dem Zufälligen zu verwechseln, die allgemeine Frag zu entscheiden, wie nur die besondere sollte entschieden werden. Doch die starken auffallenden Unterschiede entwischen schon der aufmerksamen Philosophen nicht so leicht; also mit denjenigen Erfahrungen wird ihm hauptsächlich gedient seyn, wo ihm auc die feinern, versteckteren aufgedeckt werden. Dann werde er noc an die verschiedenen Meinungen erinnert, welche über die vor habende Frage aufgekommen oder möglich sind; er werde a die wichtigsten Beweisgründe, an die wichtigsten Einwürfe er innert: und er hat Alles, was er zur Vollendung seines Ra sonnements nur wünschen kann; er wird, das Ohr gegen de Philosophen und den Blick auf die vorgelegten Facta gerichte ohne Schwierigkeit ausmachen können, was wahr, was falsc was zu allgemein, was zu eingeschränkt geurtheilt ist: und wird er durch alle verschiedenen Meinungen und Zweifel si glücklich zur Gewißheit, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, zu Rathsamsten und Klügsten, nachdem nun der Fall ist, hindurc finden.

Ein Werk also, wie davon das Diderot'sche die Idee giel das dem Philosophen eine Auswahl der merkwürdigsten, ir frappanteste Licht gestellten, hinlänglichen Erfahrungen und Fä liefert, die zum glücklichen Erfolg einer gewissen Untersuchun nöthig sind; ein Werk, das ihm gleichsam seine ganze Wer stätte auf's bequemste zusammenbaut, ihm alle Instrumente seinem Lieblingsgeschäfte in die Hand giebt; das ihm einen ga zen Reichthum von Ideen vorhält, und ihm die Wollust ni

vorgenommen, sich diese Ideen selbst völlig aufzuklären, zu verbinden, zu ordnen, Schlüsse und Folgen herauszuziehen: so ein Werk muß ihm äußerst willkommen, muß für ihn höchst interessant seyn. —

So erschien mir diese Gattung, indem ich sie nach ihrer Brauchbarkeit für den denkenden Philosophen ansah; aber es giebt noch einen andern nicht minder interessanten Gesichtspunct: und wie erscheint sie in diesem? Wie wird sie dem Leser von Geschmack gefallen? dem Manne, der sich nicht mag unterrichten lassen, ohne zugleich vergnügt zu werden?

Besser, sollt' ich meinen, als die Gattung der eigentlichen philosophischen Gespräche; denn diese hier ist weit dichterischer. In jenen muß die Materie und der Gang der Untersuchung, müssen Umstände und Charaktere schon mit großer Feinheit gewählt seyn, wenn das Werk nicht in seinen meisten Theilen das poetische Interesse verlieren, und nur das philosophische behalten soll. Im Platon giebt es dergleichen, die auch den wollüstigsten Leser fesseln können; unter den Neuern wird es deren nur selten geben. Das Raisonnement ist hier metaphysischer, spitzfündiger: wo sich Sokrates mit Analogieen behalf, da holen die Neuern ihre Schlüsse aus den ersten Begriffen hervor. Aber erste Begriffe sind trocken; haben keine Schönheit, kein Leben mehr; auch verlängert sich nun die Kette der Schlüsse: die methodische Ordnung, worin sie sich am leichtesten übersehen ließen, wird durch die Form des Dialogs zerstört. Man hat die größte Aufmerksamkeit nöthig, um nur den Faden nicht zu verlieren; und diese Aufmerksamkeit, wer ist ihrer fähig, oder wer wird sie anwenden wollen, als der Philosoph von Handwerk, der eben im Denken und Raisonniren seine Wollust findet?

Hier hingegen sind es Erfahrungen, Facta, wirkliche individuelle Fälle, die man uns vorlegt; es ist mehr Mannichfaltigkeit, mehr Leben in Sachen und Ausdruck möglich; das Herz wird zugleich mit dem Verstande beschäftigt; wir sind uns bei unserer Aufmerksamkeit keiner Anstrengung bewußt; wir werden durch die Anmuth der Lectüre mit fortgerissen. Der Unterricht, den man uns giebt, geschieht weniger durch Vernunftschlüsse, als durch Anblick und Eindruck: durch das helle Licht, worin der Schriftsteller seine Facta gesetzt hat. So ein Lehrgedicht, sollt' ich denken, wäre mehr Gedicht, als die meisten der poetischen Abhandlungen oder Maximensammlungen, die man uns unter diesem Namen gegeben hat.

In dieser Betrachtung nun würd' ich von einem solchen Werke Folgendes fordern: einen allgemein interessanten Inhalt; Wahrheiten aus der Philosophie des Lebens, über die für Jeden der Unterricht wichtig, und das zwischen die Facta eingewebte Raisonnement faßlich ist; Wahrheiten, die den großen Vortheil haben, daß sie durch die Charakterschilderungen, die sie herbeiführen, unsere Kenntniß des Menschen vermehren, besonders in Absicht der geheimen Verbindung, die zwischen dem Verstande und dem Herzen Statt findet, und deren Erkenntniß immer so interessant, so lehrreich, so bessernd ist. Ferner müßte der Schriftsteller uns zu täuschen wissen; er müßte die Kunst verstehen, alle die einzelnen Fälle, an denen zur völligen Einsicht der Wahrheit gelegen ist, so in einen Plan zu sammeln, daß ihrer aller Verbindung nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich wäre.

In Hinsicht auf diese Kunst, ist das Werk von Diderot Muster. Die Erzählung des alten schon schwachen Vaters, der

mit seinen Kindern des Abends am Kamine sitzt und gern mit ihnen plaudern will, kömmt so natürlich herbei; zu dem alten schwachen Manne kömmt sein Arzt — denn wer sollte wohl eher kommen? — und das führt dann auf ein anderes Factum, wovon es ganz natürlich die Rede giebt. Nachdem der Arzt weg ist, unterbricht der Hutmacher das Gespräch, der sich in seinem Anliegen wohl bei keinem andern, als bei dem klügsten und erfahrensten Manne des Ortes Raths erholen kann: und zum Glücke ist sein Anliegen wieder zur Streitfrage gehörig. Ein wenig wunderbar! wird man sagen; aber doch wirklich nichts wunderbarer, als man sich's ungefähr von jedem Plane muß gefallen lassen, und auch gern gefallen läßt. Endlich das Factum, das der leichtsinnige Prior erzählt: wie natürlich wird er darauf durch die bisherige Unterredung gebracht! Und wer wird's denn auch dem Verfasser verdenken, daß er uns zuletzt noch mit einer jungen lebhaften Frau in Gesellschaft bringt, deren Geschichte mit dem vorhin geführten Streite in einer neuen, obgleich feinern Verbindung steht? — So die Zusammenordnung der verschiedenen Fälle zu Einem Plan. Die Wahl der Unterredner, die nun über diese Fälle ihr Urtheil sprechen, ist eben so glücklich. Alle sind verschieden gestimmt; bei allen sehen wir, wie die Gründe ihrer Entscheidung mehr noch in ihnen selbst als in der Materie liegen; wir sehen, wie ihre Grundsätze mit ihrem Charakter, Stande, Interesse zusammenhangen: und so wird es uns leicht, das Falsche vom Wahren zu sondern, indem wir noch überhaupt die Klugheit lernen, dem Raisonnement der Menschen bis in's Innerste ihrer Herzen nachzuspüren, und uns vor Irrthum und Verführung zu hüten.

Was mir in dieser Absicht an dem Diderot'schen Werke miß=

fällt, ist dies: es befriediget nicht; es hat Anfang und Mitte, aber kein Ende. Von allen Meinungen nimmt sich keine so durch Billigkeit und Mäßigung aus, daß wir sie ohne Bedenken den übrigen vorzögen; keine der Parteien ist so ruhig, so von Vorurtheilen uneingenommen, daß wir volles Vertrauen zu ihr gewönnen. Hat Diderot der Vater Recht, so hat Pater Bouin Recht: und das kann schwerlich seyn; hat Diderot der Sohn Recht, so kann er's doch auch nicht ohne Einschränkung haben: denn er treibt die Sache zu weit, zeigt sich zu sehr als Enthusiasten. Wir wissen also nach geendigter Lectüre nicht, woran wir sind; wir befinden uns in der peinlichen Lage jenes Tonkünstlers *), dem seine leichtfertige Frau mitten in der Dissonanz vom Claviere lief, und der bei allem seinen podagrischen Schmerz vom Stuhl mußte, um sie zu lösen. Das letzte Wort, das der Alte dem Sohn in's Ohr sagt: „Es würde „mich nicht verdrießen, wenn in der Stadt zwei oder drei der„gleichen Bürger wären, wie du; aber ich möchte nicht darin „leben, wenn sie alle so dächten:" dieses Wort scheint die Entscheidung angeben zu sollen; aber sie ist zu dunkel darin enthalten: man bleibt zu ungewiß, ob man den wahren Sinn getroffen; ihre Richtigkeit ist aus dem Vorhergehenden nicht einleuchtend genug.

Zwar, wenn Diderot bloß für den Philosophen schrieb, so hätte dieser Einwurf nicht viel zu bedeuten. Mein Werk, könnte er sagen, gehört zur Gattung der bloß versuchenden Dialogen (πειραστικων), worin man die Meditation nur anfängt, die Wahrheiten nur gleichsam sondirt; es ist mir schon recht, wenn

*) Sebastian Bach's.

der Denker in jene halbpeinliche, halbangenehme Unbehaglichkeit geräth, die ihn selbst an das Instrument zieht, das ich eben darum verlassen hatte. Schrieb aber Diderot für die Welt — und er mußte voraussetzen, daß die Welt einen so interessanten Aufsatz nicht würde ungelesen lassen — so hatte er aus einem zwiefachen Grunde Unrecht: zuerst, weil ohne Vollendung keine Befriedigung ist, und nicht jeder das Instrument verstehen mochte, von dem er fortläuft; zweitens, weil er die Leser über eine Materie in Ungewißheit stürzt, die so nahe mit Rechtschaffenheit und Tugend verwandt ist. In andern Materien mag es gut seyn, die Menschen zu Skeptikern zu machen; aber doch wohl schwerlich in dieser? Er hätte also bei sich selbst zur Gewißheit kommen, und dann eine seiner Personen durch philosophische Kaltblütigkeit und überwiegende Einsicht so vor den übrigen auszeichnen, ihren Gründen und Entscheidungen so viel einleuchtende Wahrheit, ihrem Tone so viel Sicherheit und Stärke geben sollen, daß der Leser keinen Augenblick wegen der Partei, die er zu ergreifen hätte, wäre ungewiß gelassen worden.

„Es wäre der Mühe wohl werth", sagt Sulzer*), „daß „jemand den eigentlichen Charakter des Gesprächs, den sich „dazu vorzüglich schickenden Inhalt, und dann den besten Vor„trag desselben besonders untersuchte." Ich wünschte, daß Sulzer diese Arbeit selbst übernommen hätte, da er ihr ohne Zweifel besser als ich gewachsen war; indeß will ich hier wenigstens einen Versuch über die wesentlichsten allgemeinsten Unterschiede beider Formen, des Gesprächs und der Erzählung, wagen, und wenn es mir damit nicht glücken sollte, wie Charmides beim Platon**) denken: Ich habe wenigstens meine Kräfte geübt, ich habe gerungen, und das ist mir genug!

Alle Eigenthümlichkeiten des Gesprächs und der Erzählung ergeben sich aus dem ersten Hauptunterschiede derselben. In der Erzählung ist die Handlung bereits geschehen: in dem Gespräch geschieht sie eben jetzt im gegenwärtigen Augenblicke; dort giebt uns ein Zeuge Nachricht davon, der also auf seine Zuhörer Rücksicht nimmt, und einen gewissen Zweck hat, zu dem er erzählt: hier kommen wir gleichsam nur zufälliger Weise hinzu, und die redenden Personen wissen durchaus von keinem andern Zeugen, als von sich selbst, durchaus von keinen andern Absichten, als die sie selbst unter einander durchsetzen wollen.

Die Spuren der Vergangenheit lassen sich in der Erzählung durchaus nicht vertilgen: selbst nicht da, wo der Erzähler von

*) Theorie: Artik. Gespräch.

**) Im Theages.

sich selbst, und in der gegenwärtigen Zeit, spricht; viel weniger, wo er in der vergangenen Zeit oder von einer dritten Person redet. Er muß doch immer, auch in jenem Falle, von den übrigen, mit denen er zu thun hat, in der dritten sprechen; er muß doch immer ihre Reden, so lange er aus dem Ton des Erzählers nicht herausgeht, an seine eigenen hängen. Führt er sie selbstredend ein; ja führt er seine eigene Person so ein, indem er sich aus der gegenwärtigen in die vergangene Zeit zurücksetzt, so ist er nicht mehr Erzähler; er wird auf diesen Augenblick dramatischer Schriftsteller. Der Erzähler kann also zwar der Gegenwart durch verschiedene Stufen näher rücken; er kann der Imagination, durch Verwechselung der Zeitfälle, in ihrem Bestreben nach Gegenwart und Anschauen zu Hülfe kommen: aber so ganz kann er sie doch nie in die Wirklichkeit hineinsetzen, als der Dialogist, bei welchem Alles Gegenwart, Alles jetziger Augenblick ist. Zu geschweigen, daß der Erzähler, um verstanden zu werden, so Vieles in seiner eigenen Person hinzusagen muß, was der Dialogist schlechterdings dem Anblick selbst überläßt.

Aus diesem ersten Hauptunterschiede ergiebt sich sogleich ein zweiter, der von allen der wichtigste ist. Die Erzählung nehmlich kann von dem jedesmaligen Zustande einer handelnden Seele, sie kann auch von dem ganzen genauen Zusammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, nie eine so specielle vollständige Idee geben, als das Gespräch.

Es ist unglaublich, wie sehr sich die Seele den Worten einzudrücken, wie sie die Rede gleichsam zu ihrem Spiegel zu machen weiß, worin sich ihre jedesmalige Gestalt bis auf die feinsten und zartesten Züge darstellt. Der logische Satz, oder der

bloße allgemeine Sinn, aus den Worten herausgezogen, ist immer das Wenigste; die ganze Bildung des Ausdrucks, die uns genau die bestimmte Fassung der Seele bei dem Gedanken zu erkennen giebt, ist Alles. Diese Bildung enthält zuweilen eine solche Menge von Nebenideen, daß man sie einzeln mit aller Mühe nicht anzugeben und aus einander zu setzen weiß; es giebt Reden im Euripides und Shakespear, die der Erzähler in ganze Bogen, Scenen, die er in ganze Bücher verwandeln müßte, wenn von ihrem Inhalte, von allen den feinsten Ideen, die sie ausdrücken, nichts verloren gehen sollte: und doch würden uns diese Bücher noch immer nicht das liefern, was uns die einzige kleine Scene liefert; denn es würden Schattirungen, es würden Geheimnisse der Verbindung zurückbleiben, die sich schlechterdings von keinem Beschreiber fassen lassen. Die feine Auswahl der Wörter, die zwischen sie eingestreuten Partikeln, die oft in den Gesinnungen der Seele so unendlich viel bestimmen, die Inversionen der Rede, das was gesagt, und das was verschwiegen wird, die Verbindungen, die gemacht und die nicht gemacht werden, das plötzliche Abbrechen eines Gedankens, der mannichfaltige richtige Gebrauch der Figuren, der Fall, der Klang, der ganze Zusammenbau der Perioden — alles dieses giebt erst dem Gedanken seine individuelle Bestimmung, sein Leben. Die schlechthin gesagte Idee zeigt uns kaum den Schattenriß, kaum die äußersten Linien von dem Zustande der Seele; die so bestimmt ausgedrückte Idee ist das ausgeführte, lebendige, colorirte Gemälde selbst. Aber dieses Alles ist noch wenig gegen den neuen Reichthum von Nebenideen, den uns ein dialogisches Werk in ganzen weitläuftigen Scenen von dem Zustande einer Seele giebt. Das Eigne des Ganges, den die Ge-

danken nehmen, der bestimmte Ort, wo ein jeder hintritt, die Puncte, wo die Seele einhalt, wo sie forteilt, bald mit dieser, bald mit jener Geschwindigkeit forteilt; der mannichfaltige Wechsel von Leidenschaften und Tonen: das geflissentliche Vermeiden der einen Idee, und das öftere Zurückkommen auf eine andere; die große Menge vorhergehender Eindrücke, deren ganze Kraft sich oft in einer einzigen Rede zusammendrängt; und über das alles noch der Ton der Stimme, der Blick, das ganze Gebehrdenspiel, das durch die Worte in einer feinen und schnellen Imagination schon mit bestimmt wird: wie weit muß in allen diesen so großen Vortheilen die Erzahlung zurückbleiben!

Wenn irgend eine Nation diesen Unterschied recht lebhaft empfinden kann, so muß es die unserige seyn. Denn in der That hat unsere Sprache wegen ihrer großen Freiheit im Construiren, besonders wegen ihrer Inversionen, und ihrer Partikeln, in deren Menge und Feinheit sie vielleicht nur der Griechischen nachsteht, die schönste Anlage zum kräftigsten und seelenvollsten Dialog; doch macht auch freilich eben dies den guten Dialog in ihr schwerer: und ich fürchte, wir werden in dieser Gattung immer weniger Gutes haben, als die übrigen Nationen. In einer Sprache nehmlich, die einer mehrern Bestimmung der Ideen fähig ist, verlangt man auch diese mehrere Bestimmung: das will sagen, man verlangt von dem Schriftsteller eine beseeltere, wärmere Einbildungskraft, die sich ihren Gegenstand nach seinen feinsten Nüancen gegenwärtig zu machen weiß. Und es besonders auf's Drama anzuwenden, man verlangt ein größeres Genie, das in die ganze eigenthümliche Fassung der Seele, die es an seinen Personen schildern will, tiefer hineindringt.

Aber, wird man mir einwenden, steht denn nicht dem Erzähler die Sprache mit allen ihrem Reichthume, und allen ihren mannichfaltigen Kräften eben so gut, als seinen handelnden Personen, zu Diensten? Ja, sie steht ihm zu Diensten; aber, so lange er Erzähler bleibt, nur zu seinem eigenen Gebrauche, nur um die Gedanken und Empfindungen seiner eigenen Seele auszudrücken. Wenn es ihm also auf Beschreibung der Wirkungen ankömmt, welche die Betrachtung seines Gegenstandes bei ihm selbst hervorbringt, so kann er die freilich mit so viel Reichthum und so viel Leben machen, als er nur will; aber er wird dann aufhören, Erzähler zu seyn, und Redner oder lyrischer Dichter werden. Er selbst wird in seinem Werke die Hauptperson spielen, seine Handlung verdunkeln, und uns statt der Seelen der darin verwickelten Personen, von deren Zustande doch einzig die Frage war, seine eigene kennen lehren. Will er dieses nicht, so muß er entweder seine Personen selbstredend einführen: und dann ist er nicht mehr Erzähler; oder er muß die Reden der Personen durch Verbindungspartikeln an seine eigenen hängen: aber das zieht unausbleiblich die Einförmigkeit der Construction nach sich, mit deren Mannichfaltigkeit und Freiheit die meisten der oben angeführten Vortheile verloren gehen. Er giebt uns also immer nur die allgemeine Idee von dem jedesmaligen Zustande der Seele, entkleidet von den meisten sie umhüllenden und verstärkenden Nebenideen; oder will er auch diese uns mitgeben, so muß er uns das, was wir dort in einem einzigen Gedanken zusammendachten, hinter einander in einer Reihe einzelner Begriffe zuzählen: das heißt, er muß aus dem lebendigen Gemälde der Seele eine kalte todte Beschreibung machen. Aber für's erste kömmt hier doch nie

der volle Gedanke heraus, wie alles Einzelne im Ganzen bestimmt und verbunden sei; und für's zweite geht über die Weitlauftigkeit der Beschreibung die ganze große Wirkung, die sich nun in ihre Elemente zerstückt, verloren.

Es ist mit der Beschreibung der Seele völlig so, wie mit der Beschreibung körperlicher Gegenstände. Der Anblick unterrichtet uns immer unendlich vollständiger, schneller, und um beider Ursachen willen, auch lebhafter, als die ausführlichste und schönste Beschreibung. Wie ein hohes und lebendiges Colorit der Dichter auch mag gewählt, wie tief er sich auch in's Besondere mag eingelassen haben; so kann er doch immer nur gewisse Seiten des Gegenstandes fassen, immer nur in allgemeinen Ausdrücken von ihnen reden, immer nur eine Imagination, die diese Gegenstände, wenigstens theilweise, schon sonst gedacht hat, an sie bloß erinnern, ohne selbst die neue noch nie gehabte Idee in ihr hervorzuzaubern. Will er weiter, so wird er nur allzubald das Unvermögen des Mittels fühlen, auf dessen Gebrauch seine Kunst ihn einschränkt; er wird inne werden, daß die Sprache aus lauter Zeichen allgemeiner Begriffe besteht, und daß er diese allgemeinen Begriffe nur vergebens zusammenhäuft, weil doch immer das Individuelle etwas anders, als eine Summe allgemeiner abstracter Eigenschaften ist. Er muß also nothwendig seines Endzwecks verfehlen; und was noch das schlimmste ist, so muß er, wenn er sich der eigentlichen Wörter bedient, eine Menge trockner abstracter Begriffe häufen, die den Leser ermüden, oder wenn er in Metaphern und Gleichnissen spricht, eine Menge Bilder zusammentragen, deren Aehnlichkeiten mit dem Gegenstande, eben weil sie wieder allgemeine Ideen sind, den Zweck nicht erreichen, und deren beigemischte

Verschiedenheiten die Einbildungskraft erst vollends erdrücken — Eben so dürftig aber, und eben so unvollkommen, wie hier ist die Sprache auch in Absicht der Veränderungen der Seele wenn sie solche nicht unmittelbar durch die Rede ausdrückt, sondern ,zum Gegenstand ihrer Beschreibung macht. Sie hat nur Wörter für die obersten Gattungen und Arten derselben, und muß eine unendliche Menge feiner Nüancen und Nebenbestimmungen unangegeben zurücklassen.

Aus eben den Gründen also, aus welchen man überhaupt die beschreibende Poesie verworfen hat, und mit eben den Einschränkungen, muß man auch die Beschreibungen der Seele verwerfen. Dort fällt der Dichter dem Maler; hier, der Erzähler dem Dialogisten in's Amt: und was man nicht recht machen kann, das bleibt besser ganz und gar ungemacht. Der Erzähler gehe also, nach der Vorschrift des Aristoteles und dem Beispiele Homer's, sobald es auf Schilderung der Seele ankömmt, in's Dramatische über; oder will er das nicht, so fasse er sich immer nur unbestimmter: es wird ihm zu keinem Vorwurfe gereichen. Er gebe uns immer von jedem Zustande der Seele nur eine allgemeine Idee: „Der König erschrak; — Der „Vater ward innig gerührt; — Der Krieger gerieth in die äu„ßerste Wuth." Er fasse immer nur eine ganze Reihe von Zuständen und Veränderungen in einen einzigen Zug zusammen „Sie versöhnten sich wieder, und wurden Freunde. — Nach „tausend vergeblichen Bemühungen gelang es endlich. — All „sein Zureden war umsonst . . ." — Ein genaueres Detail das im Gespräche so gut thut, wird in der Erzählung ekelhaft und langweilig, weil es hier mit der individuellen Bestimmung der Ideen alle Wärme und alles Leben verliert. Man kann

dieses nicht deutlicher als an ausgezogenen Entwürfen dramatischer Stücke sehen, die, wie schön auch an sich selbst das Stück, und wie wohl auch der Auszug gerathen seyn mag, doch immer nur eine unangenehme Lectüre geben.

Dieser Erlaubniß zu generalisiren, wissen sich denn die Erzähler auch sehr wohl, und oft nur allzu wohl, zu bedienen. Sie sind selten die großmüthigen Richardsone, die sich zu unserm Vortheil ihrer Freiheit begeben, und, sobald nur die Handlung interessant genug wird, den Vorhang aufziehen; sie brauchen nur gar zu gern die Flügel, die ihre Form ihnen ansetzt, und rauschen in einem Augenblick über die dornigsten Gegenden hin: wenn der Dialogist, der immer Schritt vor Schritt auf dem Boden fortschleicht, sich mit tausend Mühe und Arbeit hindurch winden muß. — Diderot*) hat bereits diesen Vortheil der Erzählung bemerkt; nur redet er bloß von dem Romandichter, da sich doch sein Ausspruch auf jeden Verfasser erzählender Werke anwenden läßt. „Es ist keine Schwierigkeit zu finden, sagt er, der ein Romanschreiber nicht ausweichen könnte. Er spricht z. B.: „„Auf die schweren Augenlie„„der, und durch den ermatteten Körper eines Wanderers, fließt „„süßer nicht der Balsam des Schlafs, als die schmeichelnden „„Worte der Göttinn flossen; doch immer widerstand ihr eine „„geheime Macht, und vereitelte ihre Reize. . . Mentor, in „„seinen weisen Rathschlägen unveränderlich, ließ vergebens in „„sich dringen: manchmal zwar ließ er sie hoffen, als setzten

*) Von der dramatischen Dichtkunst: im 2ten Th. seines übers. Theaters, S. 219. — (Die von ihm zur Vergleichung angeführte Stelle ist aus dem „Telemach“, zu Anfang des 7ten Buchs.)

„„ihn ihre Fragen in Verlegenheit; doch, wenn sie nun eben „„ihre Neugier zu befriedigen glaubte, verschwand ihre Hoff„„nung wieder auf einmal. Was sie fest zu halten glaubte „„war ihr entwischt, und eine kurze Antwort stürzte sie in ihr „„erste Ungewißheit zurück.“ “ — Und damit hat sich der Ro„manschreiber glücklich aus dem Handel gezogen. So schwe„aber ein dergleichen Gespräch auszuführen ist, so muß den„noch der dramatische Dichter entweder seinen ganzen Plan ver„ändern, oder die Schwierigkeit überwinden. Welch ein Un„terschied, zwischen: eine Wirkung beschreiben, und: sie hervor„bringen!“

Je trockner meine Materie ist, um desto eher wird man mir eine kleine Abschweifung erlauben. Was will also Diderot mit dem Ausspruche sagen: der dramatische Dichter müsse seinen ganzen Plan verändern, oder die Schwierigkeit überwinden? Er kann nur zweierlei meinen: Entweder, daß er die ganze Handlung verändern muß, so daß die schwierige Scene darin durchaus nicht vorkömmt; oder daß er die Handlung in die verschiedenen Acte anders vertheilen muß, so daß die schwierige Scene von ihnen ausgeschlossen bleibt, und entweder hinter die Scene, oder in den Zwischenact fällt.

Jenes ersten Mittels sich zu bedienen, steht jedem dramatischen Dichter frei, sobald er es nur über's Herz bringen kann seine Arbeit freiwillig zu verschlechtern, und sich selbst ein Bekenntniß von der Schwäche seines Genies, oder von seiner Trägheit abzulegen. Das letztere Mittel hingegen steht keinem frei als bloß dem regelmäßigen, der sich genau an die Einheiten der Zeit und des Orts hält. Wenn wir diesem über eine ausgelassene vortreffliche Situation einen Vorwurf machen, so wird

r schlau genug seyn zu antworten: Man kann nicht Alles auf
inmal. Die Scene wäre freilich vortrefflich, und ich hätte sie
uch so äußerst gern in meinen Plan gezogen, aber es war nicht
u machen. So manche andere Scenen hätten darüber weg=
allen; ich hätte meine Auftritte so schlecht verbinden; hätte so
ffenbare Fehler wider die Wahrscheinlichkeit begeben müssen,
aß am Ende diese einzige Situation so vieler Aufopferungen
icht werth war. Seid also zufrieden, daß ich euch nicht je=
en Augenblick aus der Illusion reiße, nicht Scene vor Scene
inen neuen Vorhang aufflattern lasse, und euch, wie auf Fau=
ens Mantel, aus Deutschland nach Frankreich, aus Frankreich
ach Deutschland versetze! Seid zufrieden, daß ich euch in der
atürlichsten Folge nur noch so viel Gutes geliefert, nur noch so
enig Verbindungsauftritte und matte Erzählungen gemacht,
ls Ihr in meinem Stücke finden werdet! Es ist ja kein Vor=
theil in der Welt, den man nicht mit einigem Verlust erkaufen
müßte. — Auf diese Art wird er sich aus dem Handel wickeln,
nd was wird man ihm antworten können? Man wird ihm
ie großen Vortheile der Einheiten läugnen müssen, die doch
uch wieder so manche Gründe für sich haben; oder man wird
hm einen andern eben so regelmäßigen, und eben so natürli=
chen Plan vorzeichnen müssen, wo die ausgelassene Scene hin=
ingeht; und dann, wenn er hartnäckig ist, wird er noch im=
mer den Beweis fordern, daß dieser Plan wirklich vollkomm=
er, und die gewonnene Situation besser, als die nun wegblei=
enden, sei. Kurz, der Proceß, den man diesem regelmäßigen
Dichter macht, führt, wie man sieht, gar sehr in's Weite, und
möchte wohl Jahre lang hangen bleiben.

Mit dem unregelmäßigen Dichter hingegen, der uns immer

wie auf der Schaukel herumwirft, und von keinem Aristoteles oder d'Aubignac hören will, ist man im Augenblick fertig. Keine einzige der schweren Situationen, die in seiner Handlung liegen, will man ausgelassen wissen; denn eben die schwersten sind, wenn ein Genie sie bearbeitet, immer die schönste Was sie schwer macht, ist eben das: daß sie einen so tiefe Blick in das Innerste des Charakters, in die verborgensten Winkel des Herzens erfordern; daß der Dichter, der ihnen genu thun will, eine so feine Temperatur der Leidenschaften, eine delicate Auswahl der Reden treffen, sich mit einem so hohe Grad von Begeisterung hineindenken muß: und wodurch son ist eine Theaterscene vortrefflich? Wenn ich also „den Kau mann von London" sehe, so weiß ich's Lillo Dank, daß mir einen neuen Vorhang aufzieht, wo der Oheim ermord wird, einen neuen, wo Barnwell zur Milwood zurückkömm aber wie viel Vortreffliches er mir auch geben mag: ich blei unzufrieden, oder er muß mir Alles geben. Es liegt ganz o fenbar noch mehr Gutes in seinem Stoffe; und was kann ih hindern, es auszuführen? Ich setze Mißtrauen in sein Gen wenn er sich zwei Bedienten einander erzählen läßt, was gewi wenn ich es selbst sähe, die größte Scene des Stücks werd müßte, aber auch freilich die schwerste: des Jünglings Uebe redung durch seine Verführerinn. Barnwell, bei allem sein Abscheue vor einer so schwarzen That, als der Meuchelmo seines Wohlthäters, seines Oheims, seines zweiten Vaters is so voll Wuth über sich selbst, indem schon seine Seele den mö derischen Entschluß faßt: welch ein Gemälde müßte das gebe Welch ein Gemälde der beiden Seelen, der seinigen, und d Seele Milwoods! Mit welchen Wendungen, mit welcher Künst

der Buhlerinn, mit welcher scheinbaren Verzweiflung, mag die entsetzliche Milwood es angeben, den unglücklichen Jüngling so weit zu treiben? Wie mag sie, noch selbst bei der schwärzesten Aeußerung ihres Charakters, die ganze Abscheulichkeit ihrer Seele zu verbergen wissen? Welches mögen die Augenblicke seyn, wo sie sich zurückzuziehen, alles aufzugeben, lieber sterben als etwas fordern zu wollen scheint, was ihrem geliebten Barnwell so schwer wird? Und welches die andern Augenblicke, wo sie wieder mit verdoppelter Gewalt auf ihn eindringt, ihm mit Liebe, mit Wuth, mit den bittersten Vorwürfen zusetzt? Und welche Ebbe und Fluth von Leidenschaften; welche Stürme der entgegengesetztesten und gewaltsamsten Bewegungen, mögen nicht Barnwell's Herz zerreißen? Wie mag endlich, trotz seines Abscheues vor dieser That, der mörderische Entschluß so fest in ihm wurzeln, daß kein Nachdenken, keine Reue ihn auf halbem Wege zurückführen kann? — Alle diese so interessanten, so schweren Probleme muß der Dichter uns auflösen: er hat sich, durch seine ungebundene Freiheit, die Pflicht dazu auferlegt: und erfüllt er sie nicht, so mag er es sich selbst beimessen, wenn wir von seinen Talenten eine verächtliche Idee fassen. — Daß man also ja nicht glaube, die unregelmäßige Shakespear'sche Manier sei die leichtere Manier! In ihrer ganzen Vollkommenheit ist sie sicher die schwerste; und also eben die, worin sich der Stümper und der Pfuscher am ersten verrathen können. — Da man jetzt in Deutschland an unregelmäßigen Schauspielen Geschmack gewinnt, so wird vielleicht diese Anmerkung um so weniger unnütz scheinen. —

Aus dem oben festgesetzten zweiten Unterschiede der Formen: daß die Erzählung von dem jedesmaligen Zustande einer

handelnden Seele, und von dem ganzen genauen Zusammenhange aller in ihr vorgehenden Veränderungen, keine so specielle und vollständige Idee geben kann, als das Gespräch, folgt unmittelbar der nur anders ausgedrückte Unterschied: daß also in einem Gespräche weit mehr Handlung möglich ist, als in einer Erzählung. Zwar, in Absicht der Menge dessen was geschieht, können die erzählenden Werke unendlich mehr befassen; aber in Absicht dessen, daß wir im Gespräche mehr die Entstehung der Veränderungen begreifen, ist mehr Handlung in dialogirenden Werken. Denn worauf sonst kam es bei der Handlung an, als zuerst auf eine vollständigere Kenntniß von jedem Zustande der Seele? und dann auf den nähern innigern Zusammenhang ihrer Veränderungen?

Es folgt aus diesem Unterschiede zweitens: daß die dialogische Form zur Schilderung von Charakteren unendlich fähiger als die erzählende ist. Da die letztere von dem Zustande einer Seele immer nur einen allgemeinen Begriff giebt, so kann sie auch nicht viel mehr als eine allgemeine Classe von Charakteren angeben, wo der Charakter der handelnden Person hineingehört: hingegen die erstere kann uns diesen Charakter in seiner ganzen feinern Mischung, mit allen seinen eigenen Schattirungen, weit mehr in's Besondere, und wenn sie will als Portrait, schildern.

Es folgt aus diesem Unterschiede drittens: daß ein dramatischer Dichter noch immer Erfinder bleibt, wenn er gleich seinen Plan aus einem erzählenden borgt. Auch wenn er ihn von einem andern dramatischen Dichter borgt; sobald er nu Veränderungen in die Charaktere und Begebenheiten bringt denn nun wird auf einmal Alles anders, und seine Einbildungs

kraft muß jeden Augenblick etwas neues schaffen. — Nur ein Sir Tremendous *), oder der Verfasser der „Briefe über den Werth einiger deutschen Dichter", kann dem dramatischen Schriftsteller seine Räubereien an den Alten, und seine Freibeutereien an den Neuern, zum Vorwurfe machen. —

Ein dritter Hauptunterschied der beiden Formen ist dieser: die Erzählung hat nicht bloß die Freiheit, eine ganze Reihe von Veränderungen in Einem allgemeinen Zug zu befassen; sie hat auch die Freiheit, bald größere, bald kleinere Sprünge zu thun, mehrere Momente, und oft ganze Reihen derselben, Tage, Monate, Jahre, zu überhüpfen: sobald nehmlich in diesen Momenten nichts Wichtiges, nichts wesentlich zur Handlung Gehöriges, vorgeht. In allen diesen Fällen ist der Erzähler völlig Herr seiner Materie, der mit ihr machen kann, was er will: eben weil er die Handlung als schon vergangen betrachtet. „Man „fertigt Boten ab, und er kömmt; — Sie geriethen an ein„ander, und der Feind ward geschlagen; — Ich kam, ich sah, „ich siegte;" — und die Erzählung ist fertig. Alles, was zwischen dem Abfertigen und dem Anlangen, zwischen dem ersten Angriff und dem endlichen Siege, zwischen dem Kommen und dem Ueberwinden vorgeht, wenn es zur Absicht nicht gehörig oder unwichtig ist, verschlingt die Erzählung. Und so überhaupt reißt sie den Faden an hundert Orten ab, und knüpft ihn oft weit von dem abgerissenen Ende wieder an, sobald er nur gleich und eben genug ist, um einen festen Knoten zu schürzen. Die Wirkung kann um eine ganze Reihe Mittelglieder von der ersten Ursache entfernt seyn; sobald nur diese Mittelglieder

*) Man s. „den Hypochondristen", Th. 2, S. 585.

die gewöhnlichen sind, und sich der Leser nur eine allgemeine Idee machen kann, wie die Wirkung aus der Ursache hervorkömmt, so überhüpft die Erzählung alle Zwischenmomente, und hängt sie unmittelbar an einander. Sie ist gleichsam nur ein Auszug, aber wenn sie gut gemacht ist, ein wohlzusammenhangender Auszug der Handlung. Das Gespräch, das die gegenwärtige Handlung selbst enthält, hat diese Freiheit des Ueberhüpfens nicht, sondern muß, so lange es fortdauert, Punct vor Punct, Moment vor Moment, ununterbrochen durchgehen. — Zwar giebt es Kunstgriffe, die Reihe dieser Momente, wenn sie zu wenig interessiren würde, abzukürzen: so wie andere, diese Reihe, wenn sie interessant bleiben kann, zu verlängern: und vielleicht hat sich der erstern niemand besser als Shakespear der andern niemand besser als Moliere zu bedienen gewußt Aber der Gebrauch dieser Kunstgriffe hat Gränzen, und sobald ein Dichter zu enge zusammenzieht, oder zu weitläuftig ausspinnt, wird ihm der Mann von feinerem Geschmack augenblicklich zurufen: zu schnell! oder: zu langsam! Dort hast du dir die Kunst nicht zugetraut, mir mehrere Momente interessant zu machen, oder hast auch die zu feinen Nüancen diese Momente nicht zu finden gewußt: hier hast du dir Raum z noch ein Paar Einfällen, die du auf dem Herzen hattest, zu noc ein Paar tönenden Declamationen verschaffen wollen. Aber di Wahrheit der Natur ist das höchste Verdienst deiner Kunst, un das solltest du nie deinen kleinen Nebenabsichten aufopfern.

In diesem dritten Unterschiede sieht man nun einen neue Grund, warum die Erzählung eine so große Menge von Tha sachen umspannen kann: das Gespräch hingegen eine einzige Sei eines epischen Gedichts oft zu ganzen Werken erweitert.

Aus den angeführten Vortheilen der Erzählung ergiebt sich ein neuer, und der ist dieser: Der Erzähler kann mehr, als der Dialogist, auf einen bestimmten Gesichtspunct, auf eine gewisse festgesetzte Absicht arbeiten. Ein und eben derselbige Stoff hat oft mancherlei Seiten, von denen er gefaßt werden kann: von der einen ist er rührend, von der andern belustigend, von der dritten belehrend. Man nehme an, daß eine Handlung von drei verschiedenen Schriftstellern, aber ohne Veränderung der Begebenheiten, aus diesen drei verschiedenen Gesichtspuncten behandelt werde: und es wird beinahe seyn, als ob man drei verschiedene Geschichten hörte. Was nehmlich der eine mitnahm, das hat der andere überhüpft; was der eine in allgemeine Züge zusammenfaßte, das hat der andere mit besondern Umständen erweitert. — Jeder der oben angegebenen Gesichtspuncte leidet wieder verschiedene Abänderungen: denn, wenn z. B. der Erzähler lehren will, so kann er seinen Stoff bald mehr von der moralischen, bald mehr von der politischen, bald mehr von der eigentlich philosophischen Seite ansehen; ja er kann zuweilen sein Augenmerk auf eine ganz specielle einzelne Wahrheit richten, für die er aus einer gegebenen Handlung ein besonderes Licht, oder eine neue Bestätigung vorhersieht. Dieses bestimmt alsdann die ganze Einrichtung seines Plans: die Scenen, die er nur flüchtig berühren, und die er weitläuftiger ausführen, die Züge, die er hervorheben, und die er zurücktreiben, die Zwischenfälle, die er als bloße Begebenheit einführen, und die er als Handlung entwickeln will.

Auch der Dialogist kann, durch Anordnung seiner Scenen, und durch geschickte Vertheilung des Lichts und Schattens, mehr auf den einen als auf den andern Gesichtspunct arbeiten: aber so

ganz und so ausschließend kann er's doch nie, als der Erzähler. Seine Form verpflichtet ihn, sich weit tiefer in's Individuelle einzulassen, und in jeder Scene, die er uns einmal vor's Gesicht bringt, seine Handlung Schritt vor Schritt durch alle ihre Momente zu verfolgen. Er darf also nicht bloß einen Theil der Reden anführen: er muß sie in ihrem ganzen vollen Zusammenhange geben; er darf in einer Scene, die natürlicherweise noch weiter spielen müßte, nicht in der Mitte abbrechen: er muß sie ganz bis an's Ende hinausspielen lassen; er kann also auf keine Art nur eine gewisse Seite des Charakters zeigen: er muß ihn so ganz, wie er ist, uns vor Augen stellen. Auch benimmt ihm seine Form die Freiheit, dem Leser oder Zuschauer von dem Gesichtspuncte, worin er ihn gern möchte treten lassen, in seiner eigenen Person einen Wink zu geben. — Indem also der Erzähler dem Wesen seiner Form getreu bleibt, und ein sehr gutes Werk macht, müßte der Dialogist, wenn er so ganz, wie jener, auf Einen bestimmten Gesichtspunct arbeiten wollte, dem Wesen der seinigen zuwider handeln, und folglich nothwendig ein schlechtes machen.

„Als Favart, sagt Lessing *), die Erzählung des Mar„montel (von der Roxelane) auf das Theater bringen wollte, „so empfand er bald, daß durch die dramatische Form die In„tuition des moralischen Satzes größtentheils verloren gehe, „und daß, wenn sie auch vollkommen erhalten werden könne, „das daraus erwachsende Vergnügen doch nicht so groß und „lebhaft sei, daß man dabei ein anderes, welches dem Dram

---

*) Hamburg. Dramaturgie, Th. 1, Stück XXXV: Schriften Th. 24, S. 279.

„wesentlicher ist, entbehren könne.“ — In der Ausführung dieser Behauptung geht Lessing mehr auf den letztern als auf den erstern Punct; und auch diesen faßt er, wie es sein Endzweck mit sich brachte, mehr von der moralischen als von der poetischen Seite: er zeigt uns mehr, wie die unveränderte Handlung des Marmontel unser sittliches Gefühl beleidigen, als wie dadurch ein schlechtes Drama entstehen würde. Jener erste Punct: daß nehmlich durch die Form des Gesprächs — und zwar auch ohne noch hinzukommende Pantomime — die Intuition des moralischen Satzes verschwinden würde, ist aus dem Obigen klar. Sollte diese Intuition erhalten werden, so müßte in der Ausführung des Gesprächs zu viel von demjenigen wegfallen, was sie nicht befördert, und also nothwendig hindert. Der Dichter müßte ganze zur Handlung gehörige Scenen in bloße Erzählungen zusammenraffen, oder nur sehr unvollkommen errathen lassen; er müßte in denjenigen Scenen, die er uns wirklich vor's Auge brächte, den Charakteren zu vieles von ihrem Detail, und folglich von ihrer Wahrheit, von ihrem Leben, nehmen. Das heißt, er müßte in aller Absicht ein sehr mittelmäßiges und verstümmeltes Drama machen, wenn allenthalben seine Eine Wahrheit, oder seine Eine Lehre durchschimmern, wenn uns Alles auf sie hinweisen sollte. — Aber, könnte man sagen, hat nicht jede Fabel die Intuition einer bestimmten moralischen Wahrheit zur Absicht? und hat uns nicht Willamov „dialogische Fabeln“ gegeben, deren einige ohne Tadel sind? Oder haben nicht auch die Verfasser moralischer Erzählungen, z. B. Marmontel selbst, ihre Hauptscenen dialogirt? Beides ist richtig; allein es ist auch hier nur von der Ausführung größerer Handlungen, und in einem ganz dialogirten Werke, die

Rede. Zu geschweigen, daß in den meisten Fabeln, das was man ihre Handlung nennt, wie Lessing so gründlich gezeigt hat, etwas ganz anders ist, als die eigentlich von uns sogenannte Handlung.

Ich berühre nur noch flüchtig einige andere Unterschiede der beiden Formen, die sich aus dem Umstande ergeben, daß der Erzähler in seiner eigenen Person spricht, und Rücksicht auf seinen Zuschauer nimmt. Da er seiner ganzen Materie Herr ist, weil er die Handlung als schon vergangen betrachtet, so giebt er um so leichter seinem Vortrage diejenige Ordnung, die ihm zur Einsicht des Zusammenhanges der Begebenheiten die schicklichste däucht. Er holt aus der Vergangenheit Umstände zurück, die auf den jetzigen Punct der Handlung ein Licht werfen können; er bringt die eine Handlung bis auf einen gewissen Punct, wo eine andere gleichlaufende anfängt Einfluß auf sie zu haben: er giebt also jene, oft ganze Seiten lang, auf; geht mit uns ganze Jahre hinterwärts, und vollendet erst die Erzählung dieser zweiten Handlung bis auf den Punct, wo sie sich mit den spielenden Ursachen jener erstern vereinigt. Eben so blickt er zuweilen in die entfernteste Zukunft hinein, wenn er davon dem jetzigen Augenblicke ein Licht versprechen, oder eine Reflexion, die ihm eben hier an ihrer Stelle scheint, dadurch bestätigen kann. — Dem Dialogisten, wie man sogleich gewahr wird, ist diese Freiheit durchaus benommen; denn bei ihm ist die Handlung allererst im Werden begriffen, und die Zukunft ist für ihn noch wirklich Zukunft, mit allem ihrer trüben und ungewissen Nebel umgeben. Das Zurückblicken in die Vergangenheit steht ihm nur insofern frei, als es von seinen Personen selbst, auf eine ihren wirklichen Bedürfnissen und

ihren eigenen Absichten gemäße Art geschehen kann. Hat er zwei gleichlaufende Handlungen in seinem Plane, so muß er sich so zu helfen wissen, daß er sie auch wirklich gleichlaufend vorstelle: eben weil wir ihm nicht erlauben, in's Vergangene zurückzugehen, oder das Künftige vorwegzunehmen.

Ferner mischt der Erzähler Beschreibungen ein, wo die Einsicht der Handlung von der besondern Lage der Personen, oder der eigenen Beschaffenheit der Scenen abhängt; er sagt die Pantomime, wo sie eine nothwendige oder erklärende Beziehung auf die Handlung hat, ausdrücklich hinzu. Hingegen der Gesprächschreiber, bei dem Alles Gegenwart ist, und der von keinem Zuhörer weiß, überläßt dieses Alles dem Anblick; er kann nur so viel davon zu verstehen geben, als die Personen ohne Zwang, und ohne wider die Natur zu verstoßen, in ihre Reden davon ausdrücklich mit einfließen, oder durch ihre Beziehung darauf errathen lassen. — Bei dem Erzähler ist oft Manches in der Vergangenheit ungewiß: das giebt Untersuchungen; Manches hangt von kleinen Umständen ab, die in der Entwickelung der Hauptursachen nicht vorbereitet wurden: das giebt Erläuterungen: Manches gehört auf eine ganz vorzügliche Art zu der besondern Absicht des Erzählers: das giebt Raisonnements und Bemerkungen. Bei dem Dialogisten ist Alles gewiß, weil Alles eben jetzt erst geschieht; nichts bedarf einer Erläuterung, weil die ganze Handlung mit ihren kleinsten Umständen da ist, und weil er von keinem Zuhörer weiß; nichts veranlasset eigene Raisonnements, weil er selbst nicht auf der Bühne erscheint, und also alles Raisonniren über seine Facta dem Zuschauer überlassen muß. — Dieses alles gehört zu dem fünften Unterschiede der beiden Formen: Der Erzähler nimmt jeden Augenblick offen=

bare Rücksicht auf seinen Zuhörer; der Dialogist sieht auf keinen Zuhörer, und weiß nur immer von seinen Personen.

Alle wichtigern und allgemeinern Vergleichungspuncte der beiden Formen möchten also folgende seyn: Jetziger Augenblick vergangene Zeit; — Allgemeinheit; Individualität; — Sprung Moment vor Moment; — Ein Gesichtspunct; alle Gesichtspuncte; — Absichten des Erzählers; alleinige Absichten der Handelnden. — Aus diesen hier vorbereiteten Gründen wird sich nun leicht im Allgemeinen folgern lassen: was für Gegenstände schicklicher für die eine und für die andere Form sind welche von beiden Formen, und bei welchen Gegenständen sie die vollkommnere und interessantere sei; in welchen Fällen man lieber die Formen zu vermischen, als sie rein zu erhalten habe welches eigene Genie zum Erzähler, und zum Dialogisten gehöre; und endlich, was für Regeln im Gespräch, und was für andere in der Erzählung müssen beobachtet werden.

Ueber die Schönheit des Einfachen.

Geschrieben 1776.

Das Gespräch, das Sokrates mit dem Sophisten Hippias über die Schönheit hält *), entscheidet nichts in der Sache selbst; aber den Punct, worauf es ankommt, bestimmt es ganz richtig.

Wir könnten sagen, heißt es, daß bloß dasjenige schön sei, was wir durch die Sinne des Gesichts und Gehörs erkennen. Aber Geruch und Geschmack und Gefühl geben doch auch Vergnügen, haben doch auch ihre angenehmen Gegenstände; und warum befassen wir denn nicht Alles unter dem einzigen Begriff des Angenehmen? Warum machen wir aus dem Schönen eine eigne Untergattung, die wir dem bloß Angenehmen entgegensetzen? — Liegt etwa die Schönheit des Sichtbaren bloß darin, daß es gesehen wird? Nein! denn so könnte das,

*) Beim Platen im ersten Gespräche: Hippias.

was gehört wird, nicht schön seyn. Liegt die Schönheit dessen was dem Ohre angenehm ist, bloß darin, daß es gehört wird? Auch nicht! denn so wäre wieder das nicht schön, was wir sehen. Oder entspringt etwa das Schöne allererst aus der Vereinigung beider Sinne? Wiederum nicht! denn Gesicht sowohl als Gehör haben jedes seine Schönheit für sich, ohne von einander abhängig zu seyn. — Worin liegt also das Gemeinschaftliche, das sich bei jedem dieser beiden Sinne, aber auch nur bei ihnen, nicht bei den andern, findet? —

Für die *zusammengesetzten* Empfindungen hat man diese Frage bereits beantwortet, aber noch nicht für die *einfachen*. Man hat gezeigt, warum Figur, Colorit, Musik, aber noch nicht warum auch einzelne Farben und Töne schön sind. Gleichwohl fängt der Unterschied, den der feinere Sprachgebrauch unter den Sinnen macht, schon bei ihren einfachsten Empfindungen an. Die Eindrücke des Geruchs, Geschmacks und Gefühls nennt man nur *gut* oder *angenehm*; die einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs nennt man auch *schön*. Man spricht von der schönen Farbe eines Gewandes, dem schönen Roth einer Rose, dem schönen Schlag einer Nachtigall, dem schönen Ton einer Flöte. Wenn also der Sprachgebrauch nicht Unrecht hat, so muß schon in den einfachen Empfindungen des Gesichts und Gehörs etwas Allgemeines und Eigenthümliches liegen, wodurch sie sich von den Eindrücken der übrigen Sinne unterscheiden; und damit kömmt dann die Frage wieder: Worin besteht dieses Allgemeine und Eigenthümliche?

Bei Geruch, Geschmack und Gefühl liegt die Ursache, warum uns die Eindrücke so oder anders rühren, im Körper. Die Seele ergötzt sich über eine vortheilhaft scheinende, oder beunruhigt sich

uber eine nachtheilig scheinende Veränderung des Nervengewebes. — Sollte bei Farben und Tönen die Ursache, warum sie uns angenehm oder widrig sind, nicht auch körperlich seyn?

Das Grüne, sagt man, ist für die Nerven des Auges stärkend und heilsam; und so findet sich's in der That. Wenn ein Auge nur überall Licht vertragen kann, so ist ein sanftes Grün die ihm zuträglichste Farbe. Das zu helle Roth des Scharlachs ist dem kränkelnden Auge schmerzhaft, und selbst dem stärksten, wenn es in zu hellem Lichte gesehen wird, empfindlich. Man mache diesen Fall allgemein; und die Ursache des Gefallens und Mißfallens liegt bei den Farben so gut im Körper, wie bei Geruch und Geschmack. — Eben also mit den Tönen: denn einige verstimmen gleichsam die Nerven; andere geben ihnen einen Grad der Spannung, der für sie wohlthätig ist. Man weiß, daß einst Leibnitz den Aerzten eine größere Aufmerksamkeit auf die Wirkung der Töne empfahl.

Schwächer ist freilich Lust und Unlust bei Gesicht und Gehör, als bei den übrigen Sinnen. Aber sollte denn Schönheit nur einen geringern Grad der Sinnenlust bezeichnen? — Wir würden dann nicht das Schöne dem bloß Angenehmen entgegensetzen; wir würden uns nicht etwas Anders, und etwas Höhers, darunter denken.

Oder sollte vielleicht ein Unterschied in dem Gesetze liegen, nach welchem Lust und Unlust erfolgt? Ich denke: eben so wenig! Denn überall ist der gewisse und feste, aber mittlere, gemäßigte Eindruck der angenehme. Was auf irgend eine Art das Werkzeug zu heftig angreift, das mißfällt; was es zu matt und zu weichlich angreift, ein zu ungewisses, ohnmächtiges Bestreben, auf die Nerven zu wirken, äußert, das mißfällt auch.

Dem Geschmack ist das Strenge und das Schale, dem Geruch das Heftige und das Fäulichte, dem Gefühl das Starre und das Nachgiebige widrig; und eben so dem Gesicht das zu Glühende und das Fahle, dem Ohr die betäubende Pfeif und das dumpfe Murmeln eines Cicerokopfs. —

Burke, um dies hier beiläufig zu sagen, sucht die Ursach alles positiven Vergnügens in dem Erschlaffen *). Die einzige Bemerkung widerlegt ihn, die für alle Sinne wahr ist: daß von den mittlern Eindrücken, wo das Maximum des Angenehmen und Schönen ist, sich die Empfindung des Vergnügens, und so auch die Benennung: Angenehm und Schön, sowie weiter nach oben gegen die stärkern Eindrücke, als nach unten gegen die schwächern, erstreckt. Nach oben hin nehmlich ist die erste Gränzscheidung zwischen dem angenehmen Schönen und dem auch angenehmen Erhabenen; nach unten hin die andere zwischen dem allein angenehmen Schönen und dem nie angenehmen Ekelhaften. Wo also das Ekelhafte eintritt, da hört das Vergnügen sehr frühe auf; wo das Erhabene eintritt, da währt das Vergnügen noch lange fort. Das Schöne verliert sich in das Erhabene, und erst bei den sehr merklichen Graden der Erschütterung wird man inne, daß die Gränze ist überschritten worden. — Es ist doch schön! sagt man vom Scharlach, gerade als ob man sich's ungern gestünde, daß man für stärkere Eindrücke zu schwach ist, und also mit Vergnügen die Kraft bemerkte, sie zu ertragen.

In dem körperlichen Eindrucke scheint, nach dem wa

---

*) „Philosophische Untersuchungen über den Ursprung unserer Be„griffe vom Erhabenen und Schönen." S. 251 der deutschen Uebers.

wir hier ausgemacht, der gesuchte Unterschied nicht gegründet zu seyn: sollt' er mehr in der Vorstellung liegen, welche die Seele erhält? Denn irgendwo muß doch ein Unterschied seyn, wenn der Sprachgebrauch Grund haben soll; und den hat er fast immer.

Home unterscheidet die feinern und die gröbern Sinne so: Bei diesen, sagt er, wird die Seele die Berührung des körperlichen Werkzeuges gewahr, und denkt sich die Empfindung selbst in dem Werkzeuge; bei jenen hingegen nicht. Der Geruch scheint ihm einige Schwierigkeit zu machen; aber er thut, als ob er ihm keine machte, und entlehnt eben von ihm sein erstes Beispiel. — Wir müssen doch sehen, ob dieser Unterschied hier anwendbar ist.

Zuerst würde dann folgen: daß wenigstens für Bonnet's belebte Statue der Geruch eine schöne Empfindung wäre. Denn ich behaupte: so lange diese Statue keine andern Sinne geübt, so würde sie die Berührung des sinnlichen Werkzeuges nicht inne werden, und sich auch die Empfindung nicht im Werkzeuge denken. — Doch diese Anmerkung trifft noch den rechten Punct nicht; ich hätte sie sparen können.

Aber zweitens giebt es für das Ohr Empfindungen, die unstreitig angenehm sind, bei denen die Seele die Berührung des Werkzeuges eben so wenig gewahr wird, und die gleichwohl kein Mensch schön nennt. Nicht leicht ist ein Dichter, der nicht von dem angenehmen Flüstern des Zephyrs, von dem sanften Murmeln der Quelle, von dem lieblichen Rauschen des Bachs etwas gesungen haben. Aber noch niemand hat sich leicht des Ausdrucks bedient: ein schönes Flüstern, ein schönes Murmeln, ein schönes Rauschen. Und insofern bestimmt So-

krates den Begriff des Schönen nicht völlig richtig, wenn er alles das Angenehme schön nennet, welches uns durch Gesicht und Gehör kömmt.

Dieser Unterschied, den der Sprachgebrauch macht, scheint uns indessen Licht zu versprechen. Wie, wenn wir ihm nachgingen, und durch ihn die Aufgabe zu lösen suchten? —

So wie in allen Erscheinungen der Natur, so giebt es unstreitig auch im Rauschen, und andern dem ähnlichen Eindrücken Verschiedenheiten. Gleichwohl fiel es noch niemanden ein, mannichfaltige Eindrücke dieser Art so zu verbinden und abzuändern, daß etwas der Harmonie und Melodie Aehnliches entstünde. Die Eindrücke sind hier, jeder für sich, angenehm; aus den wahrgenommenen Verhältnisse derselben, aus dem Ueber gange von einem zum andern, quillt kein Vergnügen. Mit an dern Worten: es giebt hier keine Einheit im Mannichfaltigen keine Schönheit des Zusammengesetzten.

Hingegen mit den Tönen, und so auch mit den Farben, is es ein anderes. Für jene ist die Kunst der Musik bereits er funden; für diese hat sie erfunden werden sollen: und wenn e noch keine Melodie der Farben giebt, so giebt es doch, in je dem schönen Gemälde, eine gewisse Harmonie derselben. Har monie unter Farben aber will in Absicht auf Schönheit meh sagen, als Harmonie unter Tönen. Ein einzelner Accord i eigentlich nur als einfache Empfindung schön: denn bei der Sinn des Gehörs, der bloß abgeleitete Eigenschaften gewah wird, fallen, eben wie bei Geruch und Geschmack, alle gleich zeitigen Eindrücke in einander, ohne daß sich das Mar nichfaltige darin unterscheiden ließe. Beim Gesicht hingegen das die abgeleitete Eigenschaft der Farbe nie anders als in de

ursprünglichen der Figur erkennt, fallen, bei jener wie bei dieser, die Theile aus einander, und das Mannichfaltige wird nicht bloß schlußweise oder durch Auflösung, es wird unmittelbar durch den Sinn selbst unterschieden.

Aus mehrern Tönen und Farben also kann durch schickliche Verbindung Schönheit hervorkommen; sie sind die Elemente der Schönheit, wie die Realitaten der Vollkommenheit. Eben darum nehmen sie Theil an der Benennung, ob sie gleich an sich, als bloß einfache Empfindungen, noch nicht schön sind.

Diese Auflösung scheint richtig; aber nun entwickelt sich eben aus ihr eine andere Frage, ohne deren Beantwortung keine Befriedigung ist. Wie kömmt es nehmlich, daß nur Farben und Töne fahig sind, Elemente des Schönen zu werden? Was unterscheidet sie, als solche, von den einfachen Empfindungen, aus deren Verbindung keine Schönheit entsteht? — Oder, da wir nun eine Empfindung des Gehörs kennen, die den Empfindungen der gröbern Sinne gleich gilt: was unterscheidet das bloße Geräusch, das man nur angenehm nennt, von dem musikalischen Ton, den man schön nennt?

Ein leicht zu bemerkender Unterschied zwischen beiden ist der: daß ein fortwahrendes Geräusch uns weit später, als ein ausgehaltener Ton zur Last fällt. An das Ufer eines Bachs wirft man sich Stunden lang hin; aber ein Schall, ein Laut, und am meisten ein Ton, der nicht aufhört oder immer hartnäckig wiederkömmt, wird sehr früh unerträglich. — Die Seele, die überhaupt einen Ekel an allen zu einförmigen Vorstellungen hat, muß also die Vorstellung des Tons am allereinförmigsten finden; das heißt: es muß hier in dem Mannichfaltigen, welches noch immer auch die einfachste Empfindung enthält, weniger

Verschiedenheit geben; oder: der Ton muß eine unvermischtere, reinere, einfachere, und eben darum auch bestimmtere, abgemessenere Vorstellung seyn, als das bloße Geräusch.

Bei dem Gesange und der Rede kann man diesen Unterschied, der in der Wirkung Statt findet, auch in der Ursache bemerken. Wer bloß spricht, also Schall hervorbringt, der läßt das Organ in seinem gewöhnlichen schlaffern und schwankendern Zustande; wer singt, spannt es an und giebt ihm, bei jeder Veränderung des Tons, eine ganz abgemessene, durchaus bestimmte Bildung.

Was aber diese Bestimmtheit und Abgemessenheit zur Hervorbringung der musikalischen Schönheit wirke? sieht man von selbst. Alle Harmonie, und so auch alle Melodie, gründet sich auf die Wahrnehmung bestimmter Verhältnisse; aber unmöglich könnten die Verhältnisse bestimmt seyn, wenn es die Glieder nicht wären. — Man lasse Mehrere in einander reden: und es entsteht nichts, als ein dumpfes Geräusch, das weder wohlklingt noch mißklingt; man lasse sie in einander singen: und es entsteht entweder der prächtige Wohllaut eines Händel'schen und Graun'schen Chors, oder ein wildes, wüstes Geheul, vor dem ein jeder davonläuft.

Verbindet man Rede mit Gesang oder Musik, so entsteht abermals weder Harmonie noch Disharmonie. — In einer neuerlich versuchten Gattung von Schauspielen *), die zwischen Oper und Drama mitten inne fällt, spricht zuweilen der Schauspieler mitten in die Musik; zuweilen fällt die Musik mitten

*) Den sogenannten Monodramen, Duodramen, Melodramen.

in die Declamation ein. — Feine Ohren wollten hier Mißklang bemerken; noch feinere waren bloß unzufrieden, daß sich nicht Alles zu Einem Wohlklang vereinigte: von eigentlichem Uebelklang wußten sie nichts. Jene schienen für wirkliche Empfindung zu nehmen, was bloß Folgerung aus dem falschen Grundsatze war: daß Alles, was nicht harmonire, disharmonire. Aber der bloße Schall ist nur insoferne widrig, als er die Aufmerksamkeit stört; eigentlich harmoniren kann er so wenig, als disharmoniren: denn er selbst ist viel zu wenig bestimmt, um ein bestimmtes Verhältniß zu geben.

Diesen Fall mit den Tönen allgemein gemacht, würde ich sagen: Jede einfache Empfindung, die Element der Schönheit werden soll, muß eine so bestimmte abgemessene Vorstellung seyn, daß, wenn eine andere eben so bestimmte und abgemessene dazukömmt, ein sicheres und faßliches Verhältniß der einen zur andern entstehe. Durch ihre Abgemessenheit und Bestimmtheit wird jede einzelne Empfindung fähig, Glied einer Reihe zu werden, in welcher die Seele, durch lauter sichere Verhältnisse, von einer zur andern fortschreitet; und eben diese Fähigkeit charakterisirt sie, als Element der Schönheit.

Die Anwendung hievon auf die Farben ist leicht, und, obgleich die Theorie derselben noch einigermaßen streitig ist, unhederntlich. Euler, wie man weiß, verwirft die Neuton'sche Erklarungsart, und leitet die Entstehung und Verschiedenheit der Farben aus eben den Gründen her, aus welchen die Entstehung und Verschiedenheit der Töne erklärt wird. Man halte diese Theorie für annehmungswürdiger, weil sie mehr Simplicität in die Natur bringt; oder für gleich unzureichend, weil sie doch nur anders das Phänomen übersetzt, nicht erklärt: es

ist für uns genug, daß die Farben nicht bloß einzeln gefallen, daß wir sie vergleichen, und Mißhelligkeit oder Uebereinstimmung unter ihnen gewahr werden; daß wir bestimmte Verhältnisse derselben allgemein anerkennen, und daß schon Versuche, diese Verhältnisse festzusetzen, gemacht sind. — Ja, wären auch noch keine gemacht, so empfindet doch das Ohr di Verhältnisse der Töne, auch ohne daß man an ihre Berechnun denkt, und das Auge würde die Verhältnisse der Farben schätzen auch ohne daß die Theorie sie entwickelte.

Nunmehro zu dem Puncte zurück, von dem wir ausgingen warum ist der Geschmack einer Frucht, oder der Geruch einer Blume nicht schön? Warum würde es jeden befremder wenn man mit Burke*) das Süße die Schönheit für de Geschmack, oder nach der Analogie dieses Ausdrucks, da Balsamische die Schönheit für den Geruch nennte? — Weil die Empfindungen dieser gröbern Sinne nicht die Bestimm heit, nicht die Abgemessenheit haben, daß aus ihrer Verbindun Schönheit hervorkommen könnte. Nicht deßwegen fehlt diese Empfindungen die Schönheit, weil sie nicht mannichfalti genug sind, sondern aus dem ganz entgegengesetzten Grund weil sie nicht einfach genug sind. — Warum entlehnen ab die feinern Sinne, für die ihnen eigenthümlichen Empfindun gen, Ausdrücke von gröbern Sinnen? Warum sind Farb sanft, und Töne süß? Weil sich diese Ausdrücke nur a den gemilderten körperlichen Eindruck, auf die angenehme E schütterung des Werkzeuges beziehen, und diese Erschütterun allen Sinnen gemein ist.

*) Am angeführten Orte, S. 261.

Angenehm also für den sinnlichen Eindruck, und völlig abgemessen und bestimmt in der Vorstellung: das sind die Bedingungen, ohne welche diese Empfindungen nicht schön seyn können. Bei Farben und Tönen finden sich diese Bedingungen unzertrennt bei einander, so daß mit der Bestimmtheit zugleich die Anmuth, und mit der Anmuth zugleich die Bestimmtheit wächst und abnimmt. Immer sind die mittlern Töne zugleich die lieblichsten für das Ohr, und die bestimmtesten in der Vorstellung: je tiefer oder je hoher sie werden, desto weniger schmeicheln sie dem Sinne, und desto schwerer wird ihre Stimmung. Auch für das Auge sind die zu hohen blendenden und die zu tiefen schwärzlichen Farben zugleich die am wenigsten angenehmen und die am wenigsten bestimmten. —

Aber bis jetzt war bloß von Farben und von Tönen die Rede; giebt es nicht noch andere Schönheit, die aus anderen Elementen entspringt? Und wenn es deren giebt: werden die Merkmahle allgemein seyn, die wir hier für die Elemente des Schönen gefunden haben?

Die erste Frage beantwortet sich leicht: denn die Hauptschönheit für das Gesicht, und die einzige für das Gefühl, entspringt aus ganz andern Elementen, die auch nicht in dem Sinne einfach sind, wie Farben und Töne: aus Linien nehmlich, oder aus Flächen. Wenn diese Linien, bleibend und fest, zusammenhangende Umrisse bilden, so haben wir die Schönheit der Gestalt oder Figur: wenn sie eben jetzt erst entstehen und wieder verschwinden, wie in einer anschwellenden und wieder herabsinkenden Welle, so haben wir die Schönheit der Bewegung. Mit Locke zu reden, geben uns die Linien die Schön=

heit ursprünglicher, Farben und Töne die Schönheit abgeleiteter Eigenschaften.

Was die zweite Frage betrifft, so erhellt sogleich, daß auch Linien eine bestimmte Vorstellung geben müssen, da nichts der genauesten Berechnung so fähig ist, als sie. Es bleibt also nur das zu untersuchen: ob auch ihre Empfindung körperlich angenehm seyn kann?

In der Bewegung ist zweierlei zu unterscheiden: Geschwindigkeit nehmlich, und Richtung. Ein zu hoher Grad der Geschwindigkeit ist körperlich unangenehm: das zu heftig erschütterte Auge schließt sich, und im Gehirn entsteht Schwindel. Es ist ein Eindruck, der nach der Seite des Erhabenen hin ausschweift; so wie das zu langsam Kriechende ein widriger Eindruck ist, nach der Seite des Ekelhaften hin. — Ich folgere, weil das Extremum körperlich unangenehm ist, daß der mittlere Eindruck körperlich angenehm seyn muß.

Die Frage von der Richtung reducirt sich auf die von der Figur. — Allzujähling abändernde Linien und Flächen, „Körper, sagt Burke *), die uneben und eckig sind, verletzen die Werkzeuge des Gefühls, und erregen eine Art von schmerzhafter Empfindung, die aus der gewaltsamen Spannung oder Zusammenziehung der musculösen Fibern entsteht." — Beinahe das Nehmliche sagt er von dem Gesicht; denn er glaubt, daß die Schärfe der Ecken in den Sehnerven eine Art von gewaltsamer, krampfhafter Bewegung verursache **). — In Ansehung des Gefühls hat er sichtbar Recht; in Ansehung des Ge-

*) Am angeführten Orte, S. 253.

**) Ebendaselbst, S. 261.

ßirte, scheint er sich ein wenig zu stark auszudrücken: indeß ist doch immer Wahres in dieser Behauptung. Allein um gründlicher hierüber zu urtheilen, müßte man vorher die Ursache des Wohlgefallens an der Continuität der Eindrücke untersuchen, die eben das Hauptmerkmahl der Schönheit ist.

Vorläufig indeß läßt sich das Vergnügen, welches die Betrachtung einer schönen Figur der Seele gewährt, als ein reineres, von körperlicher Wollust unvermischtes Vergnügen betrachten. Es kömmt mit dieser Wollust durchaus zu keinem Bewußtseyn; das ganze Vergnügen, das hier genossen wird, scheint immer seinen Sitz in der erkennenden und vergleichenden Seele zu haben. Dies ist sogar auch der Fall mit dem äußersten entgegenstehenden Mißvergnügen an den eckigsten und verwickeltsten Umrissen; denn wie krank auch das Auge und wie empfindlich es auch gegen die geringste zu lebhafte Farbe seyn mag, so weiß es doch von keinem Schmerz, wenn man ihm eckige Körper, und von keiner Erleichterung, wenn man ihm Körper von sanftern Umrissen vorhält. Es darf nur überall Licht vertragen können, so öffnet es sich eben so willig für den Würfel, als für die Kugel, und verschließt sich vor dem ägyptischen Obelisk so wenig, als vor der korinthischen Säule. — —

Ueber die musikalische Malerei.

An den Königl. Capellmeister Herrn Reichardt.

Geschrieben 1780.

Liebster Freund!

So viel ich sehe, wird die Untersuchung, die Sie mir aufgegeben, auf folgende vier Fragen hinauslaufen:

Erstlich: Was heißt Malen?

Zweitens: Was für Mittel hat die Musik zum Malen?

Drittens: Was ist sie durch diese Mittel im Stande zu malen?

Viertens: Was soll sie malen, und was soll sie nicht malen?

Die Beantwortung dieser Fragen, wenn man sie völlig gründlich geben will, führt hie und da in sehr feine, fast spitzfindige Untersuchungen. Ich will diesen Spitzfindigkeiten ausweichen, nur das, was mir unumgänglich nöthig scheint, voranschicken, und zum Praktischen eilen.

Malen heißt: einen Gegenstand, nicht durch bloß willkür= liche verabredete Zeichen für den Verstand andeuten, sondern ihn durch natürliche Zeichen vor die sinnliche Empfindung brin= gen. Das Wort: Löwe, erweckt bloß eine Vorstellung in mei= nem Verstande; das Gemälde eines Löwen stellt mir das sicht= bare Phänomen wirklich vor die Augen. Das Wort: Brül= len, hat bereits etwas Malerisches; der Benda'sche Ausdruck in der „Ariadne" ist die vollständigere Malerei des Brüllens.

In der Poesie zwar wird das Wort noch etwas anders ge= braucht. Ein Dichter heißt um so mehr ein Maler,

Erstlich: Je mehr er mit seinen Vorstellungen in's Be= sondere, in's Individuelle geht; je mehr er ihnen durch nähere Bestimmung Sinnlichkeit und Lebhaftigkeit giebt. Die Sprache liefert ihm meistens nur allgemeine Notionen für den Verstand, die erst der Zuhörer oder Leser in Bilder der Einbildung ver= wandeln muß; der Dichter kömmt, durch nähere Bestimmung jener Notionen, der Einbildung zu Hülfe, und erweckt sie, sich die Bilder aus einem bestimmten Gesichtspuncte, mit einer vor= züglichen Kraft und Deutlichkeit, zu denken.

Zweitens: Je mehr er das Mechanische, Klang der Wör= ter und Fall des Silbenmaaßes, mit dem innern Sinn der Rede in Uebereinstimmung bringt. Anders: Je mehr er Aehnlich= keit mit dem vorzustellenden Gegenstande selbst, in die sinnliche Empfindung der Zeichen legt, die diesen Gegenstand andeuten. Oder noch anders: Je mehr er seine bloß willkürlichen Zei= chen den natürlichen nähert.

In der Musik fällt der erste Verstand des Worts Malerei weg, und nur der zweite bleibt. Die Töne der Musik sind keine willkürlichen Zeichen; denn es ist nichts, was man sich dabei

denken wollte, verabredet: sie thun ihre Wirkung nicht durch etwas, das durch sie angedeutet würde, sondern durch sich selbst, als solche und solche Eindrücke auf unser Gehör. Der Tonsetzer hat nichts Allgemeines zu individualisiren; er hat keine Notionen des Verstandes, dadurch daß er sie specieller machte, zu verschönern. Allein er kann durch seine Töne, als durch natürliche Zeichen, Vorstellungen anderer verwandten Gegenstände erwecken; kann uns durch sie diese Gegenstände, wie der Maler die seinigen durch Farben, andeuten wollen. Und dann muß er thun, was der Dichter, als Maler in der zweiten Bedeutung, that: er muß seine Töne so nachahmend machen, und ihnen mit dem Gegenstande selbst so viel Aehnlichkeit geben, als möglich.

Diese Malerei nun ist entweder vollständig, oder unvollständig. Jene bringt uns das ganze Phänomen vor die Empfindung; diese nur einzelne Theile oder Eigenschaften desselben.

Die vollständige Malerei findet sichtbar nur da Statt, wo der Gegenstand selbst hörbar ist, und sich mit abgemessenem Ton und Rhythmus verträgt.

Was die unvollständige Malerei betrifft, so kann

Erstlich der Gegenstand ein aus Eindrücken verschiedener Sinne zusammengesetztes Phänomen seyn, wo Hörbares mit Sichtbarem u. s. w. vermischt ist. Der Tonkünstler erweckt in der Phantasie die Vorstellung des Ganzen, indem er das Hörbare nachahmt. So malt er eine Schlacht, ein Gewitter, einen Orcan.

Zweitens kann zwar der Gegenstand ganz und gar nichts Hörbares enthalten; aber er trifft mit den hörbaren Tönen in

ewissen allgemeinen Eigenschaften zusammen, die der Phantasie
nen leichten Uebergang von diesen auf jenen verschaffen.

Es giebt nehmlich Aehnlichkeiten, nicht bloß zwischen Ge=
enständen einerlei Sinnes, sondern auch verschiedener Sinne.
angsamkeit und Geschwindigkeit z. B. finden sich eben sowohl
i einer Folge von Tönen, als in einer Folge von sichtbaren
indrucken. Ich will alle dergleichen Aehnlichkeiten *trans=
endentelle* Aehnlichkeiten nennen.

Solche transcendentelle Aehnlichkeiten nun spürt der Ton=
tzer auf, und malt den schnellen Lauf einer *Atalante*, den
eilich nur die Mimik vollständig nachahmen kann, durch die
eschwinde Folge seiner Töne wenigstens unvollständig. Kann
r damit die Nachahmung des Keuchens vereinigen, so hat er
ugleich den hörbaren Theil des Phänomens dargestellt: er hat
riefach gemalt.

Hiedurch nun werden die Gegenstände, die der Tonsetzer
alen kann, schon gar sehr vervielfältigt. Viele Gegenstände
er andern, besonders des an Begriffen ergiebigsten äußern Sin=
es, des Gesichts, fallen, durch ihre transcendentellen Aehnlich=
iten mit den Tönen, unter die musikalische Nachahmung.

Zugleich erklart sich's aber, wenigstens schon zum Theil:
arum die musikalische Nachahmung insgemein nur so unbe=
immt: warum es, ohne Hülfe der Worte, so schwer ist, den
alenden Tonsetzer zu verstehen. Die Nachahmung geschieht
ist immer nur unvollständig, nur theilweise, nur nach allge=
einen Eigenschaften; es mag nun äußerer sinnlicher Gegen=
and, oder innere Empfindung nachgeahmt werden. Denn
e Empfindung wird gleichfalls nur allgemein nachgeahmt;
dividualisirt kann sie nur durch bestimmte Vorstellung des

sie erweckenden Gegenstandes werden. Bald ein mehreres hie-
von. —

Die sämmtlichen transcendentellen Aehnlichkeiten, welche zu dieser Nachahmung dienen, hier anzuführen, wäre eben so überflüssig, als es unmöglich wäre. Die Natur geht hier so sehr in's Feine, daß kaum die spitzfindigste Untersuchung ihr nachgrübeln kann. Doch haben diejenigen, welche dem Ursprung der Sprachen nachgeforscht, unter andern eine berühmte Sect alter Weltweisen *), schon manche, auch für diese Theorie brauchbare, Idee geliefert.

Eben diese alten Weltweisen erinnern mich, daß es noch ein anderes wichtiges Mittel zu unserer unvollständigen Malerei giebt. Nehmlich der Tonsetzer malt noch

Drittens: indem er weder einen Theil, noch eine Eigenschaft des Gegenstandes selbst, sondern den Eindruck nachahmt, den dieser Gegenstand auf die Seele zu machen pflegt. Durch dieses Mittel erhält die musikalische Nachahmung ihren weitesten Umfang. Denn nun braucht's an dem Gegenstande selbst auch jener Eigenschaften nicht mehr, die ich transcendentell Aehnlichkeiten nannte. Auch sogar die Farbe wird malbar. Denn der Eindruck einer sanften Farbe hat etwas Aehnliches mit dem Eindruck eines sanften Tons auf die Seele.

Um einzusehen: wie diese Eindrücke, oder überhaupt alle innern Empfindungen der Seele, gemalt werden können, und warum diese Malerei der Musik am besten gelinge? ferner: warum doch auch diese Malerei noch immer unvollständig bleibe? müsse

*) Die Stoiker. Man s. Tiedemann's System der Stoische Philosophie, Th. 1, S. 147 folgg.

wir zuvor unsere obige zweite Frage beantworten: Was für Mittel hat die Musik zum Malen?

Ich setze hieher, was ich weiß, und so gut als ich's weiß. Dem Meister in der Kunst kömmt es zu, meine irrigen Ideen zu verbessern, und meine mangelhaften zu ergänzen. — Die Mittel zur musikalischen Malerei sind also, meiner Kenntniß nach:

Erstlich: Die Wahl der Tonart. Wir haben harte und weiche.

Zweitens: Die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen soll. Jede der zwölf Dur- und Molltonleitern unterscheidet sich von den übrigen durch verschiedene eigene Intervalle, und bekömmt dadurch einen eigenen Charakter. C-dur und As-dur gehen in ihrem Charakter am meisten von einander ab, weil die Fortschreitungen ihrer Tonleitern am meisten verschieden sind; und ein charakteristisches Instrumentalstück aus C-dur in As-dur transponirt, würde fast unkenntlich werden. Das Nehmliche gilt von den Molltönen.

Drittens: Die Melodie. Es ist sehr wichtig, ob die Töne in engen oder in weiten, in leichten oder in schweren Verhältnissen fortschreiten, ob in einförmig langen, oder in kurzen, oder in vermischten Noten. Eben so: ob die Vermischung nach sichtbarer Ordnung, oder mit anscheinender Unregelmäßigkeit geschieht; ob die Verzierungen einfach, oder mannichfaltig und reich sind, u. s. w. Ich zweifle, ob sich Alles, was hier in Betrachtung kömmt, angeben läßt.

Viertens: Die Bewegung. Darunter ist begriffen: gleiche oder ungleiche, lange oder kurze Tactart; geschwinde oder langsame, einfache oder abwechselnde und mannichfaltige Be-

wegung in verschiedenen Stimmen; gleiche oder ungleiche, of auch gegen einander laufende Bewegung, u. s. w.

Fünftens: Der Rhythmus. Die Perioden und ihr Abschnitte sind entweder lang oder kurz, gleich oder ungleich.

Sechstens: Die Harmonie, die Zusammensetzung mi einander klingender Töne zu unmittelbarem oder mittelbaren Wohlklange. Hier kömmt in Betrachtung: die Art der Zusammensetzung einfacher oder mannichfaltiger, leichterer ode schwererer Verhältnisse; die Art der Fortschreitung dieser zusammengesetzten Verhältnisse, die in einer unendlichen Zahl vo Ausweichungen geschehen kann; die Trägheit oder Schnelligkei in den Ausweichungen; die Fülle oder Leere, Klarheit oder Dunkelheit, Reinigkeit oder Unreinigkeit der Harmonie, die oft nu scheinbare Unreinigkeit ist, u. s. w.

Siebentens: Die Wahl der Stimme. Tiefe, hohe, Mittelstimme, solche und solche Mischung der Stimmen, thut jede eine andere Wirkung.

Achtens: Die Wahl der Instrumente, nach ihren e genen sehr verschiedenen Charakteren, und die Art der Verm schung der Instrumente.

Neuntens: Die Stärke und Schwäche, die Nüanc rung derselben durch ihre verschiedenen Grade, und die Art d Nüancirung.

Wie durch den Gebrauch dieser Mittel, so weit er reich der Tonsetzer die innern Empfindungen und Bewegungen d Seele malen könne, wird durch folgende Betrachtungen deutli werden.

Zuerst: Alle leidenschaftlichen Vorstellungen der Seele si mit gewissen entsprechenden Bewegungen im Nervensystem u

zertrennlich verbunden, werden durch Wahrnehmung dieser Bewegungen unterhalten und verstärkt. Aber nicht allein entstehen im Körper diese entsprechenden Naturerschütterungen, wenn vorher in der Seele die leidenschaftlichen Vorstellungen erweckt worden; sondern auch in der Seele entstehen die leidenschaftlichen Vorstellungen, wenn man vorher im Körper die verwandten Erschütterungen verursacht. Die Einwirkung ist gegenseitig: eben der Weg, der aus der Seele in den Körper führt, führt zurück aus dem Körper in die Seele. Durch nichts aber werden diese Erschütterungen so sicher, so mächtig, so mannichfaltig bewirkt, als durch Töne. Daher bedient sich auch die Natur vorzüglich der Töne, um die unwillkürliche Sympathie, die sich unter Thieren einerlei Gattung findet, zu erregen. Das Schreien des leidenden Thiers setzt die Nerven des nicht leidenden in eine ähnliche Erschütterung, welche in der Seele des letztern die ähnliche Empfindung erweckt; die daher den Namen des Mitleidens führt. Das Nehmliche gilt von der Mitfreude.

Zweitens: Jede Art leidenschaftlicher Vorstellungen unterscheidet sich durch die Fülle, den Reichthum der mehrern darin vereinigten Vorstellungen; durch die größere Mannichfaltigkeit des Vielen, was in jeder verbunden ist; durch die größere oder geringere Uebereinstimmung dieses Mannichfaltigen, woraus eine größere oder geringere Schwierigkeit entsteht, die ganze Vorstellung zu fassen und zu durchdenken; durch die langsamere oder schnellere Folge der Vorstellungen auf einander; durch die engern oder weitern Schritte, da bald mehr bald weniger Zwischenvorstellungen übersprungen werden; durch die größere oder geringere Gleichförmigkeit des Fortgangs, da die einen immer langsam, die andern immer geschwinde in ihrem Fortgange sind,

und wieder andere, äußerst unregelmäßig, bald ihren Lauf anhaltend, bald mit größerer Geschwindigkeit wieder fortsetzen, u. s. w.

Um nur einige Beispiele zu geben, so sind erhabene Vorstellungen von vielem schweren Inhalt: der Gang ist langsam; fröhliche Vorstellungen sind von leichtem faßlichen Inhalt: der Gang ist munter, die Sprünge nicht groß; Angst arbeitet sich mit großer Geschwindigkeit, aber unterbrochen, durch eine Menge mißhelliger Ideen hindurch; Wehmuth schleicht mit langsamen und verweilenden Schritten durch Ideen fort, die in nahen Verbindungen stehen.

Aus diesen Bemerkungen erklärt sich

Erstlich: Wie die Musik die innern Empfindungen de Seele malen, nachahmen könne? Sie wählt Töne von so ei ner Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer ge gebenen Empfindung ähnlich ist; wählt zu diesem Endzweck In strument, Höhe und Tiefe der Töne. Wenn die Töne eine Franklin'schen Harmonika einen Menschen von nur etwas em pfindlichen Nerven unwiderstehlich zur Wehmuth hinreißen, s erweckt dagegen der Schall der Trompete und das Rollen de Pauken eben so unwiderstehlich zu freudig erhabenen Empfin dungen. Und wenn die höhern Töne für alle muntern, fröh lichern; die mittlern für alle weichern, sanftern Empfindunge schicklicher sind: so sind es die tiefen wieder für alle trauriger schauervollen, lugubern. Daher ist Hasse in der Zeile:

Sacri orrori, ombre felici!

mit den drei erstern Wörtern immer weiter in die Tiefe gesti gen; das dritte hat er auf einmal in die Höhe gelegt.

Aber noch unendlich besser malt die Musik die Empfindun gen, indem sie in die Vorstellung von diesen entsprechenden Ne

venerschütterungen, und besonders in die Folge derselben, durch eine weise Wahl des Tons, der Tonart, der Harmonie, Melodie, Tactart, Bewegung, alle die oben bemerkten Analogieen mit den Empfindungen bringt: der Harmonie mehr oder weniger Reichthum oder Armuth, Leichtigkeit oder Schwierigkeit giebt, die Melodie durch nähere oder entferntere Verhältnisse fortschreiten läßt, die Bewegung schneller oder langsamer, gleichförmiger oder ungleichförmiger macht, u. s. w.

Zweitens erklärt sich, warum der Musik die Malerei der Empfindungen am besten gelinge. Sie wirkt hier nehmlich mit allen ihren Kräften zusammengenommen; gebraucht hier mit eins alle ihre Mittel; concentrirt hier ihrer aller Wirkung. Dieses wird fast nie der Fall seyn, wenn sie nur die Gegenstände malt, welche Empfindungen veranlassen. Die letztern kann sie fast immer nur durch einzelne, schwache und entfernte Aehnlichkeiten, die erstern durch eine Menge sehr bestimmter Aehnlichkeiten andeuten.

Drittens erklärt sich, warum gleichwohl auch diese Malerei der Empfindungen noch unvollständig bleibe? Wie schon oben bemerkt worden, so wird die Empfindung nicht anders individualisirt, als durch bestimmte Vorstellung des sie erweckenden Gegenstandes. Darin aber bleibt die Musik immer unendlich zurück. Sie kann, durch vereinigte Kraft aller ihrer Mittel, nur Classen, Arten, wenn gleich schon untere, bestimmtere Arten, von Empfindungen angeben; das mehr Specielle, das Individuelle, was erst aus der besondern Beschaffenheit und Beziehung des Gegenstandes erkannt werden muß, bleibt eben deßwegen, weil sie diese besondere Beschaffenheit und Beziehung nicht zugleich andeuten kann, ebenmäßig unangedeutet.

Aus den beiden letztern Bemerkungen, die ich richtig und einleuchtend glaube, folgen nun sogleich die zwei Regeln:

Die erste: Daß der Musiker immer lieber Empfindungen, als Gegenstände von Empfindungen malen soll; immer lieber den Zustand, worin die Seele und mit ihr der Körper durch Betrachtung einer gewissen Sache und Begebenheit versetzt wird, als diese Sache und Begebenheit selbst. Denn man soll mit jeder Kunst dasjenige am liebsten ausführen wollen, was man damit am besten, am vollkommensten ausführen kann. Besser also immer, daß man in einer Gewittersymphonie, dergleichen in verschiedenen Opern vorkömmt, mehr die innern Bewegungen der Seele bei einem Gewitter, als das Gewitter selbst male welches diese Bewegungen veranlaßt. Wenn gleich in diesem Phänomen so viel Hörbares ist, so geräth doch das Erstere noch immer besser, als das Letztere. Die Hiller'sche Gewittersymphonie in der „Jagd" hat schon aus diesem Grunde ei nen unbezweifelten Vorzug vor der Philidor'schen.

Es giebt aber noch einen andern, und wie ich glaube, wich tigern Grund dieser Regel. Denn da die Musik eigentlich fü die Empfindung geschaffen ist, da bei ihr auf diesen Zweck al les hinwirkt, so kann es nicht fehlen, daß der Tonsetzer, auc wenn er bloß einen Gegenstand zu malen vorhat, nicht gewiss Empfindungen angebe, in welche sich die Seele einläßt un welche sie zu verfolgen wünscht. Nun aber wird sich fast im mer finden, daß über dem Bestreben des Tonkünstlers, ein Sache oder Begebenheit nachzuahmen, die Seele auf eine wi drige Art von Empfindung auf Empfindung verschlagen un in der ganzen Folge ihrer Vorstellungen irre gemacht wird.

Die zweite Regel ist: Daß der Tonsetzer keine solche Reih

von Empfindungen muß malen wollen, die von einer andern Reihe von Begebenheiten oder Betrachtungen abhängig, und deren Folge unbegreiflich oder gar widersinnig ist, sobald man nicht zugleich diese andere Reihe denkt, von welcher jene eben abhangt. Ich will mich näher erklären.

Setzen Sie, daß das schönste accompagnirte Recitativ eines Hasse ohne die Singstimme, oder noch besser vielleicht, daß ein Benda'sches Duodram ohne die Rollen, bloß vom Orchester ausgeführt werde; was würden Sie in dem besten, mit dem feinsten Geschmack und der richtigsten Beurtheilung geschriebenen Stücke zu hören glauben? Ganz gewiß die wilden Phantasieen eines Fieberkranken. Warum das aber? Offenbar, weil die Folge von Ideen oder Begebenheiten, aus welcher allein die Folge der Empfindungen konnte begriffen werden, aus dem Ganzen weggenommen worden. Und wird es nicht das Nehmliche seyn, wenn sich ein Tonsetzer vornimmt, wie das Einige wirklich gethan haben, in die Vorbereitungssymphonie einer Oper schon die ganze Folge von Empfindungen zu legen, welche während des Verlaufs der Handlung bei den Zuhörern rege gemacht werden? Mir wenigstens ist die von Manchen bewunderte Symphonie, womit Monsigny seinen „Deserteur", so wie eine andere, womit er seine „schöne Arsene" eröffnet, immer nur sehr abgeschmackt vorgekommen.

Eine Symphonie, eine Sonate, ein jedes von keiner redenden oder mimischen Kunst unterstütztes musikalisches Werk, — sobald es mehr als bloß ein angenehmes Geräusch, ein liebliches Geschwirre von Tönen seyn soll — muß die Ausführung Einer Leidenschaft, die aber freilich in mannichfaltige Empfindungen ausbeugt, muß eine solche Reihe von Empfindungen

enthalten, wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von außen ungestörten, in dem freien Lauf ihrer Ideen ununterbrochenen Seele nach einander entwickeln. Wenn ich eine noch nicht bekannt gewordene Theorie von den verschiedenen Ideenreihen und ihren Gesetzen hier voraussetzen dürfte, so würd' ich sagen, daß die Ideenreihe keine andere als die lyrische seyn muß.

Ich komme zu dem, was Sie vorzüglich von mir erwarten: zur Bestimmung der Regeln für die Singecomposition. Hier muß ich vor allen Dingen die Stimme von der Begleitung unterscheiden. Zuerst von jener.

Alles, was ich hier zu sagen habe, beruht auf dem Unterschied von Malerei und Ausdruck, den man zwar längst gemacht, aber, wie ich fürchte, noch nicht ganz in's Licht gesetzt hat.

Eine bloße Idee des Verstandes, ohne Beziehung auf unsere Begehrungskraft; die bloße kalte Vorstellung einer Sache, wie sie ist, ohne mitverbundene Vorstellung: ob sie gut oder böse sei? ob sie irgend einer der Neigungen unserer Natur schmeichle oder zuwiderlaufe? ist kein ästhetischer, für die schönen Künste schicklicher Gedanke; kein solcher, den der wahre Dichter schreiben, und am wenigsten, den er für die Musik schreiben wird. In jedem wahrhaftig poetischen, und noch mehr in jedem musikalischpoetischen Gedanken muß also zweierlei können unterschieden werden: die Vorstellung des Gegenstandes, und die Vorstellung der Beziehung, welche dieser Gegenstand auf unser Begehrungsvermögen hat, da wir ihn schätzen oder verachten, lieben oder hassen, darüber zürnen, erschrecken oder uns freuen, ergötzen, uns davor fürchten, oder uns danach sehnen, u. s. w.

Mit Einem Worte: in jedem solchen Gedanken muß zweierlei können unterschieden werden: das Objective, und das Subjective.

Um aller Verwirrung und Mißdeutung zuvorzukommen, erinnere ich: daß das, was ursprünglich Subjectives war, Objectives werden kann. Die Vorstellung einer Empfindung nehmlich, sei es eines Andern oder unsere eigne Empfindung, kann Ursache einer neuen Empfindung werden; manchmal einer verschiedenen, sogar entgegengesetzten Empfindung. Die Freude eines Andern kann mich zum Zorn reizen; es kann mich betrüben, in mir selbst ein Wohlgefallen an etwas, das meine Vernunft nicht billigt, gewahr zu werden. In diesen Fällen ist die Freude und das Wohlgefallen das Objective; der Zorn und die Betrübniß das Subjective.

Nun heißt man Malen in der Singmusik: das Objective darstellen; hingegen das Subjective darstellen, heißt man nicht mehr Malen, sondern Ausdrücken.

Im Grunde zwar fällt beides unter unsern obigen Begriff von Malerei. Ausdruck könnte man erklären durch Malerei des Subjectiven, Malerei der Empfindung. Doch möcht' ich nicht gerne sagen: Empfindung; eben weil das, was Empfindung ist, nicht immer das Subjective ist, nehmlich die jetzt in der Seele herrschende Empfindung. — Subjectives, sagte ich oben, kann zu Objectivem werden; eben so, sage ich jetzt, kann Ausdruck zu Malerei werden. Nehmlich: wenn Empfindung Gegenstand einer Empfindung ist, und der Musiker drückt jene, den Gegenstand aus, nicht diese, so malt er. Oder wenn ein Gegenstand gewöhnlicher Weise eine solche und solche Empfindung, in dem jetzigen Fall aber eine verschiedene, vielleicht ganz

entgegengesetzte wirkt, und der Tonsetzer hat jene für diese gegriffen, so hat er nicht ausgedrückt, sondern gemalt.

Hiedurch nun, hoffe ich, ist die Regel völlig bestimmt und erklärt, die man dem Singecomponisten so oft wiederholt hat: Er soll ausdrücken, nicht malen.

Bewiesen braucht diese Regel kaum zu werden. Denn

Zuerst: Wenn das Objective nicht an sich selbst Subjectives, wenn es äußere Sache oder Begebenheit ist: so würde, nach einer der obigen Bemerkungen, der Singecomponist, der lieber malen als ausdrücken wollte, auf diejenige Wirkung arbeiten, die er am wenigsten erreichen kann. Und wenn auch das Objective ursprünglich Subjectives ist, so wär' es doch äußerst widersinnig, lieber die Empfindung malen zu wollen, die jetzt nicht die herrschende ist, als die, welche jetzt die ganze Seele des Sängers einnehmen soll.

Zweitens: Was soll der Gesang anders seyn, als die lebhafteste, sinnlichste, leidenschaftlichste Rede? Und was sucht nun der Mensch in Leidenschaft vor allem andern mit der Rede? Was ist ihm das Wichtigere? Ganz gewiß nicht, die Natur des Gegenstandes bekannt zu machen, der ihn in Leidenschaft setzt, sondern sich dieser Leidenschaft selbst zu entschütten, sie mitzutheilen. Darauf arbeitet Alles bei ihm: Ton der Stimme, Gesichtsmuskeln, Hände und Füße.

Also: nur Ausdruck erreicht den Zweck des Gesanges; Malerei zerstört ihn.

Wie aber, wenn zuweilen Malerei und Ausdruck zusammenfielen? Das will sagen: Wie, wenn zuweilen Malerei des Objectiven für Ausdruck des Subjectiven gelten; wenn wohl gar zuweilen der Ausdruck des Subjectiven ohne Malerei des Objectiven nicht geschehen könnte?

Dieses aber ist wirklich so oft der Fall, daß ich wünschte, man möchte obige Regel lieber anders fassen; man möchte, statt zu sagen: der Singecomponist soll nicht malen, sondern ausdrücken; lieber nur so sagen: der Singecomponist soll sich hüten, wider den Ausdruck zu malen. Denn daß er gemalt hat, ist an sich noch kein Fehler: er kann es, und darf es; nur dann wird's Fehler, wenn er das Unrechte, oder wenn er am unrechten Ort gemalt hat.

Die Einsicht hierin beruht auf einem Unterschied in unsern Empfindungen, der vielleicht noch zu wenig bemerkt worden. Ich weiß ihn, in der Geschwindigkeit, nicht besser anzugeben, als wenn ich sage: Bei der einen Art von Empfindungen verschmilzt, verliert sich das Subjective in's Objective; die Leidenschaft befriedigt sich nicht anders, als indem sie das Object so viel umfaßt, wie möglich; die ganze Seele demselben so viel nachbildet, als möglich. Bei der andern Art von Empfindungen steht Subjectives und Objectives einander deutlich entgegen; die Leidenschaft befriediget sich dadurch, daß sie die Seele in eine der Natur des Objects ganz entgegenstehende Fassung setzt. Da durch diesen Unterschied die Empfindungen anders abgetheilt werden, als sie es in irgend einer der bekannten Classificationen sind, so wage ich eine neue Benennung, um mich kürzer ausdrücken zu können. Jene Art von Empfindungen will ich die homogenen, diese die heterogenen nennen.

Beispiele werden Alles deutlicher machen. — Bewunderung eines großen oder erhabenen Gegenstandes ist eine homogene Empfindung. Das betrachtende Subject nimmt so viel, wie möglich, die Natur und Beschaffenheit des betrachteten Objects an: die Stimme wird voll, die Brust erweitert sich, sagt Home, wenn man große Gegenstände denkt. Denkt man erhabene, so

richtet man das Haupt empor, erhebt Stimme und Hände. Das Subject sucht sich auf alle Art dem Object nachzubilden.

Bei der Verehrung, der Anbetung, ist das schon anders. Hier setzt sich das Subject dem Object entgegen; fühlt seine Schwäche, Niedrigkeit, Kleinheit, Unvollkommenheit, im Verhältnisse gegen dieses Object: das Haupt beugt sich; Stimme und Hände sinken nieder.

Eben so, und noch mehr, mit der Furcht. Die Größe, die Stärke, die im Object wahrgenommen wird, ist gegen das Subject gerichtet: je größer, je stärker also jenes, desto nichtiger, desto schwächer dieses; je voller, erhabener, prächtiger die Malerei seyn würde, desto schwächer, gesunkner, kleinlauter ist der Ausdruck.

Daraus ergiebt sich nun sogleich die Regel: bei homogenen Empfindungen ist Malerei Ausdruck; bei heterogenen zerstört Malerei den Ausdruck.

Aber darum darf nun doch der Tonkünstler, auch wo ihm wirklich die Malerei erlaubt ist, nicht in's Wilde hinein malen. Ich will die Cautelen, die bei dieser Regel zu merken sind, nur ohne Beweis hiehersetzen, weil ich denke, daß sie sich aus dem Obigen selbst beweisen.

Erstlich: An dem zu malenden Object können sich mehrere musikalisch malbare Prädicate finden. Der Tonsetzer muß Acht geben, daß er nur diejenigen fasse, die in der jedesmaligen Ideenreihe von der Seele beachtet werden. An dem Begriffe Meer z. B. können, in der jetzigen Verbindung der Gedanken, vielleicht nur die Gefahren, die Tiefe, der weite Umfang in Betrachtung kommen; es wäre der offenbarste Fehler wider den Ausdruck, wenn man in diesem Fall das sanfte Schlagen

der Wellen malte. Wenn ich mich von so vielen Jahren her recht erinnere, so ist Hasse in der schon oben angeführten Arie der „Sta Elena" von diesem Fehler nicht frei geblieben. Die Dehnung, die er in den Zeilen:

Questo è il suol, per cui passai
Tanti regni e tanto mar,

dem letzten Worte, nach Italiänischem Gebrauch, gegeben hat, drückt ein sanftes Wallen aus, woran hier die singende Helene unmöglich denken konnte. Ueberhaupt war hier diese Idee ganz und gar nicht zu malen. Aber es ist unglaublich, wie sehr, auch bei unsern genievollsten Tonsetzern, der Italiänische Singsang den Ausdruck zerstört hat.

Zweitens: Wenn an dem ganzen Begriffe nichts, als gerade so ein Prädicat, musikalisch malbar ist, das in der jetzigen Ideenreihe nicht auf eine vorzügliche Art die Aufmerksamkeit reizt, so muß sich der Tonsetzer aller ausbildenden Malerei enthalten, und nur schlechtweg declamiren.

Drittens: Aus der ganzen Reihe von Vorstellungen muß er urtheilen, wie wichtig jede einzelne sei; wie lange, mit welchem Grade von Interesse, die Seele dabei verweile; und also, wenn der Fall eintritt, daß Malerei Ausdruck wird, wie tief er sich in die Malerei einlassen dürfe. Wenn er statt des Hauptbegriffs, auf den die ganze Seele sich hinrichtet, um den sich alle andern herumbauen und sich in ihm einigen, einen der Nebenbegriffe hascht, um ihn vorzüglich auszumalen: so ist das völlig eben derselbe Fehler, als wenn er einen falschen Accent setzt; ja, weil die Malerei nicht so schnell, wie ein Ton vorüberschlüpft, ein noch unangenehmerer Fehler.

Viertens: Der ärgste Verstoß wider den Ausdruck wäre,

wenn der Tonsetzer nicht die Idee, sondern das Wort malte; wenn er vielleicht eine Vorstellung ausbildete, die in der Rede verneint und aufgehoben wird; wenn er sich an das bloße Bild, an die Metapher hielte, statt sich an die Sachen zu halten. — Doch vor Fehlern dieser Art sollte man gar nicht warnen; denn wer sie begehen kann, an dem ist alle Warnung verloren.

Ich setze noch ein Paar Anmerkungen hinzu, um Einwürfen, die Sie mir etwa machen könnten, vorzubeugen.

Zuerst kann es kommen, daß auch bei heterogenen Empfindungen Malerei zufälliger Weise Ausdruck ist. Der Gegenstand der Verehrung z. B. sei die Demuth, die Sanftmuth, die Unterwürfigkeit eines Heiligen; der Gegenstand der Furcht sei die Unsicherheit der umgebenden Finsterniß, ein in dieser Finsterniß vernommenes tiefes, fernes, unterbrochenes Getöse: so kann der Tonsetzer fast keinen andern Ausdruck wählen, als womit er auch den Gegenstand malen würde.

Zweitens kann es kommen, daß die Malerei eines Nebenumstandes, der eigentlich nicht in der Ideenreihe sollte beachtet werden, entweder selbst zum Ausdruck hilft, oder ihn wenigstens doch nicht hindert. Hasse hat in dem mehrmalen angeführten Oratorium bei der Arie:

Del Calvario già sorger le cime
Veggo altere di tempio sublime,
E i gran Duci del Rè delle sfere
Pellegrini la tomba adorar!

eine solche Malerei eines Nebenumstandes angebracht, die wenigstens mein Gefühl nicht beleidiget hat. Er malt die Ankunft der großen Heerführer durch einen prächtigen marschmäßigen Satz, der zu der freudig erhabenen Empfindung, welch

durch's ganze der Arie herrschen soll, gar nicht übel zu passen scheint. Dergleichen nur scheinbare Vernachlässigungen der Regeln begeht das Genie in allen Künsten, und die Kritik hat Unrecht, es darüber in Anspruch zu nehmen. Aber gleich Unrecht hat man, wenn man deßwegen dem Genie erlaubt, sich über alle Regeln hinauszusetzen. So lange das Genie wirklich Genie ist, bleibt es gewiß in der Regel, und scheint sie nur darum zu übertreten, weil die Regel noch nicht hinlänglich bestimmt und eingeschränkt war. — Wirklich herrscht noch so ziemlich in allen Künsten zwischen ihrer Theorie und ihren Werken das Verhältniß: daß man weniger die Theorie brauchen kann, um die Werke dadurch zu vervollkommnen, als die Werke, um die Theorie zu berichtigen. —

Was ich von der Begleitung der Instrumente zu sagen habe, läuft hauptsächlich darauf hinaus: daß hier weit mehr Malerei als in der Singstimme erlaubt ist. Daher haben auch die besten ausdruckvollsten Tonsetzer im Accompagnement ihrer Arien, und vorzüglich ihrer Recitative, nicht immer bloß den Ausdruck der Empfindung fortgesetzt, sondern oft auch durch Darstellung des veranlassenden Gegenstandes ihn zu unterstützen und zu heben gesucht. Graun hat in der bekannten Arie:

Wenn ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe u. s. w.

prächtige Malerei des gefürchteten Richters in die Begleitung gelegt: und es ist kein Fehler; in der Singstimme hingegen ist's offenbarer Fehler.

Indessen muß auch in der Begleitung die Malerei nur wesentliche, auf die Empfindung einfließende, Prädicate des Objects darstellen, und nicht so heterogen mit dem Ausdrucke seyn,

daß sie, anstatt die Empfindung zu unterstützen, sie zerstöre. Dieses wäre z. B. der Fall, wenn eine ernsthafte Gedankenreihe von einer komischen Malerei unterbrochen würde. Ein neuerer, oder vielmehr erst seit einiger Zeit recht bekannt gewordener und sonst vortrefflicher, Tonsetzer hat hierin öfter gefehlt. Es thut die widrigste Wirkung von der Welt, wenn in einem durch und durch ernsthaften und selbst erhabenen Stücke das Schlagen des Herzens mit Pizzicato begleitet, oder das Zischen der Schlangen von den Violinen nachgeahmt wird.

Wenn es in einem Briefe an Sie nicht zu unschicklich wäre, so würd' ich die herausgebrachten Regeln auch noch auf Declamation und Pantomime anwenden. Denn in der That gelten sie für alle energischen Künste. Doch diese Anwendung macht sich auch von selbst, sobald man von diesen Künsten und den Mitteln, wodurch sie wirken, nur den geringsten Begriff hat.

Ich bin mit größter Hochachtung u. s. w.

Ueber Artikel, Hülfs- und Personenwörter der neuern Sprachen.

Vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften 1793.

Die neuern Sprachen verlieren in Vergleichung mit den alten unendlich durch das lange Geschlepp ihrer Artikel, ihrer Hülfs- und Personenwörter. Schriftsteller, denen Nachdruck und Eleganz nicht gleichgültig sind, vorzüglich Dichter und Redner, machen nur zu oft die Erfahrung: wie viel die Kürze, die Kraft, die Ründung des Styls, bei dieser Einrichtung leiden. Es ist den Neuern fast unmöglich, in Schilderungen so gedrängt, im Ausdruck der Leidenschaften so stark, in Sentenzen so kraftvoll, in Gegensätzen so präcis, in witzigen Einfällen so gespitzt, wie die Alten, zu schreiben. Inschriften, deren Seele die Kürze ist, wollen in neuern Sprachen vollends gar nicht gelingen.

Bei allen diesen unläugbaren Nachtheilen sieht unser vortrefflicher Sprachforscher, Herr Adelung, in den Artikeln, den Hülfswörtern und den übrigen Eigenheiten der neuern Spra-

chen, nicht allein einen Beweis von der fortgeschrittenen Cultur unsers Geistes; sondern er hält sie auch für eine Wirkung dieser Cultur, für eine Frucht der immer wachsenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe *). Nicht etwa nur Zufall, sondern Ueberlegung, Wahl, Gefühl der Unschicklichkeit, dasjenige länger dunkel zu lassen, wovon man sich endlich klare Begriffe erworben, soll die Italiäner, und überhaupt die Völker, deren Sprachen Töchter der Lateinischen sind, dahin gebracht haben, von ihrem Urbilde abzuweichen, Artikel und Personenwörter einzuführen, und die verschiedenen Verhältnisse der Begriffe nicht mehr durch Biegungssilben, sondern durch eigene Wörter auszudrücken. — Dieses, wenn auch nur dunkel gedachte, Absichtliche, was Hr. Adelung den genannten Völkern bei Veränderung ihrer Sprachen unterschiebt, ist ohne Zweifel der auffallendste Theil seiner Behauptung. Wenn man ihm alles Uebrige gelten läßt, so kann man doch unmöglich in jenen so zweideutigen Vortheilen mehr, als höchstens einen glücklichen Fund erkennen, der in Zeiten der Barbarei gemacht, und erst dann wieder hervorgesucht oder von außen her angenommen worden, als die Römer von der Höhe ihrer Cultur schon längst herabgestürzt waren.

Veränderungen einer Sprache, wodurch zugleich ihr ganzes Genie verändert, ihr ganzer innerer Bau zerrüttet wird, lassen sich überhaupt weit weniger während des Fortgangs der Cultur, als während eines gänzlichen Rückganges derselben, denken. Je mehr ein Volk in seiner Sprache schon geleistet, je mehr

---

*) Man s. Dessen Magazin für die Deutsche Sprache: ersten Jahrganges zweites Stück, Nr. 1.

Meisterwerke es darin aufzuweisen hat, und je verbreiteter unter demselben Geschmack und Lectüre sind: desto schwieriger wird jede in der Sprache vorzunehmende Hauptveränderung. Man setze, was wohl Wenige zugeben möchten, daß die Deutsche Art zu construiren vorzüglicher als die Französische sei; man nehme an, daß Franzosen, die dieses einsähen, die vortheilhafte Neuerung eben jetzt, während der vollen Blüthe der Literatur, in die Sprache einzuführen versuchten: ist wohl irgend einige Wahrscheinlichkeit, daß es gelingen sollte? Aber nun denke man sich, daß die Nation von Jahr zu Jahr immer tiefer in Elend versinke, von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr verwildere; man lasse die schönen Künste mit den Wissenschaften gänzlich verschwinden, die vortrefflichen Schriftsteller im Staube der Klöster Jahrhunderte lang vergraben liegen; man lasse deutsche Schwärme sich in alle Provinzen einnisten, und mit den Eingebornen zu Einem Volke vermischen: wird es auch da noch unbegreiflich seyn, wenn die Nation ihre ehemalige Constructionsart unvermerkt gegen die deutsche umtauscht? Und wenn diese, wie wir angenommen, die vorzüglichere ist: wird die Sprache ihren gewonnenen Vortheil dem Fortschritte oder dem Rückgange in der Cultur zu danken haben? Auch wenn in der Folge die Nation sich aus der Barbarei wieder aufraffte und die so veränderte Sprache beibehielte; so wäre das nichts weniger, als die Wirkung der Einsicht: es wäre nothwendige Unterwerfung unter die einmal herrschend gewordene allgemeine Gewohnheit.

In welchem Zustande Italien, und überhaupt das ganze Lateinisch sprechende südliche und westliche Europa, eben in dem Zeitraume war, da sich die jetzigen Sprachen zu bilden anfingen, ist jedem, auch dem mittelmäßigsten Geschichtkenner bekannt.

Staat, Wissenschaften, Künste, Literatur, Alles lag zertrümmert. Theils bewirkte diesen traurigen Verfall die eigene innere Verderbniß, theils der verheerende Einbruch barbarischer Völker, die freilich von den Römern sehr vieles annahmen, aber ihnen wahrscheinlich auch manches mittheilten. Wenn es sich darthun ließe, daß diese Völker jene Redetheile: Artikel, Hülfswörter, Personenwörter, in ihrer Sprache schon gehabt, und daß die Römer, durch beständigen Umgang mit ihnen, sich allmählich an den Gebrauch ähnlicher Redetheile gewöhnt hätten, so wäre es auf einmal um die Behauptung des Hrn. Adelung geschehen. Denn was, nach ihm, im Fortgange der Cultur, sich bei immer wachsender Einsicht von selbst müßte gefunden haben: das wäre, beim Verschwinden aller Cultur, von völlig fremden Völkern hinzugebracht worden; und man denke, von was für Völkern! Wie glücklich würde sich Italien geschätzt haben, hätten jene Barbaren eben so wenig Arm, als Geist, eben so wenig Muth, als Feinheit besessen!

Eine nicht kleine, und meines Wissens noch unberührte, Schwierigkeit scheint es bei dieser Hypothese zu machen: daß die Barbaren, die fast das ganze Wörterbuch der Ueberwundenen annahmen, gerade jene Eigenheiten so hartnäckig sollten beibehalten, und daß die Ueberwundenen, die sonst ihre Sprache so ziemlich fortsprachen, eben diese Eigenheiten so allgemein sollten angenommen haben. Ein dunkles Gefühl größerer oder geringerer Vollkommenheit findet sich allerdings auch auf den untersten Stufen der Cultur; sonst wäre die Menschheit nie aus der Barbarei hervorgegangen, nie von niedern zu höhern Stufen emporgeklommen. Und wie? könnte man sagen, wenn es eben dieses Gefühl gewesen wäre, das den einen Theil in der

Beibehaltung jener Eigenheiten so hartnäckig, den andern zu ihrer Annahme so willfährig machte?

Es giebt, wenn man auch in der obigen Hypothese bleiben will, eine andere, weit leichtere Erklärung der Sache. Einen großen Theil von den Wörtern der Ueberwundenen mußten die Ueberwinder zugleich mit den Begriffen annehmen, die ihnen, als einem rohen Volke, fremd waren, und wofür also ihre höchst arme barbarische Sprache auch keine Zeichen hatte. Hieher rechne ich alle Wörter, die zu den Künsten des Luxus gehören, zu den feinern gesellschaftlichen Verhältnissen und Einrichtungen, zu den abstracten Begriffen der Seelenkunde, der Sittenlehre, der Politik, die aus der ehemaligen Philosophie in die Sprache übergegangen waren. Andere, die der Barbar in seiner Sprache so gut als der Italiäner in der seinigen fand, erwählte jener von diesem, weil er die Nothwendigkeit fühlte, sich mit ihm zu verständigen, und weil es ihm weit leichter ward, die weicheren Töne des Südländers nachzubilden, als diesem, die rauheren Töne des Nordländers. Die Wörter blieben also, dem größten Theile nach, in ihrem Grundstoffe Römisch: nur einige barbarische wurden eingemischt; und für mehrere Begriffe entstanden, eben wie im Englischen, zweierlei Wörter, das eine barbarischen, das andere römischen Ursprungs. Der öftere Gebrauch hatte jedem der vermischten Völker die Benennungen des andern geläufig gemacht, und für Reinheit der Sprache trug man in jenen Zeiten der Verwilderung keine Sorge.

Anders verhielt es sich mit dem, was immer in den Sprachen das Schwerste, in ihrem noch rohen Zustande das Mangelhafteste, und bei ihrer Ausbildung das Letzte ist: mit der Bezeichnung der verschiedenen Verhältnisse der Begriffe, mit der Ver=

schmelzung der Neben- in die Hauptideen, mit der Zusammenreihung aller zu Einer Gedankenfolge. Wer hierin einmal eine gewisse Art gefaßt, sich an eine gewisse Methode gewöhnt hat, der braucht schon viel Aufmerksamkeit, Nachdenken, Biegsamkeit, um sich in eine ganz verschiedene Art und Methode zu finden. Den täglichen Beweis geben uns Kinder und Ausländer, wenn sie fremde Sprachen lernen. Immer möchten sie diese in die gewohnte Form der ihrigen beugen: sie übersetzen von Wort zu Wort; und wo das verschiedene Genie der Sprachen dies nicht mehr gestatten will, da werden sie verlegen und irre. Was von dieser allgemeinen Bemerkung hieher gehört, ist die in ihr liegende besondere: daß der rohe wörtliche Uebersetzer jeden Begriff, der in seiner Sprache einzeln angegeben wird, eben so einzeln auch in der fremden zu bezeichnen sucht. Wenn unsere Vornehmen, die von Jugend auf Französisch stammeln, sich einmal zum Deutschsprechen herablassen, so setzen insgemein unsere Biegungsfälle sie in Verlegenheit: sie glauben, indem sie heimlich aus dem Französischen übersetzen, die Präposition nicht weglassen zu dürfen; und so geben sie ein Geschenk nicht dem Freunde, sondern an den Freund, nicht dem Sohne eines gewissen Herrn, sondern an den Sohn von einem gewissen Herrn. Der Barbar, der in seiner Sprache jedem Substantiv einen Artikel vorzusetzen, die Person beim Verbum besonders zu bezeichnen, und den Begriff des Concrescirens (wie es die Grammatiker nennen) in gewissen Zeitfällen einzeln anzugeben gewohnt war, behielt bei der Uebersetzung seiner Gedanken in's Römische diese Gewohnheit bei; zufrieden, nur verstanden zu werden, und um Richtigkeit und Eleganz unbekümmert. Der Italiäner, der in seinem damaligen tiefen Verfall gleiche

Denkungsart hatte, stammelte diese immer gehörten Fehler nach, bis sie endlich allgemeine Gewohnheit, das heißt, bis sie Regel wurden.

Ich habe hier diejenige Hypothese über den Ursprung der neuern Sprachen, die Maffei noch zu seiner Zeit mit Recht die gemeine nannte, auf's beste auszuführen gesucht. Die neuern Gelehrten Italiens läugnen den Einfluß der Barbaren auf ihre Sprache zwar nicht ganz, aber beschränken ihn doch bloß auf Einmischung einiger einzelnen Wörter. Maffei behauptet in seiner vortrefflichen Geschichte von Verona mit guten Gründen: daß die Barbaren alles von den Römern, die Römer fast nichts von den Barbaren angenommen *). Nicht Longobarden oder Gothen oder Vandalen sind es, welche die zeichnenden Künste verderbt; nicht sie, welche die Sprache des alten Roms in die Sprache des heutigen Italiens umgeschaffen: diese ist vielmehr ganz aus der ehemaligen gemeinen oder Pöbelsprache in Rom entstanden **). Ich überlasse jedem, die ganze gelehrte und interessante Ausführung hievon im Maffei selbst nachzulesen. Es gelingt ihm in der That sehr wohl, den Ursprung mancher jetzt in Italien üblichen Wörter aus der ehemaligen Pöbelsprache nachzuweisen, die theils ihre ganz eigenen Wörter hatte, theils die Wörter der Büchersprache in ganz verschiedenem Sinne nahm. Nicht weniger gelingt es ihm, zu zeigen, wie durch Zusammenziehung von Silben und Wörtern, durch Abreißen und Ausstoßen von Mitlautern, durch Umwechselung von Selbstlautern,

*) Verona illustrata, part. 1, libr. 11, p. 306 (oder, in der Octavausgabe, p. 583).

**) Ebendas. p. 310 (oder 597).

eine Menge Wörter entstanden, denen man jetzt ihren Ursprung kaum mehr ansieht. Nach den Beispielen, die sich hievon in ältern lateinischen Schriftstellern, selbst der besten Zeiten, finden, kann man urtheilen, wie weit sich dies erstreckt haben mag.

Ob es dem Maffei gleich gut gelinge, den jetzt so durchgängig eingeführten Gebrauch der Artikel und der Hülfswörter in gewissen Zeitfällen, aus den Ueberresten des alten Roms nachzuweisen, möcht' ich bezweifeln. Vielleicht käme hier eine Verbindung beider Hypothesen, der ältern und der Maffei'schen, der Wahrheit am nächsten. Was besonders die Hülfswörter betrifft: so sind in der That einzelne Beispiele in den Alten da, daß man mit ihnen ausgedrückt hat, was auch ohne sie konnte gegeben werden; es ist wahrscheinlich, daß dieser Gebrauch sich noch weiter in der gemeinen, als in der vornehmen Welt erstreckt hat; und so gelang es um so eher, daß die unabänderliche Gewohnheit der Barbaren, sich durch Hülfswörter auszudrücken, auch bei den Eingebornen mit der Zeit allgemein ward. Nur dann freilich würde man dieser Verbindung beider Hypothesen entsagen, und mit den besten Gelehrten Italiens ganz auf die Seite des Maffei treten müssen, wenn, wie tiefe Sprachforscher wollen, die Barbaren von den Hülfswörtern ursprünglich nichts gewußt, sondern sie erst von den Römern angenommen hätten. Salmasius behauptet ausdrücklich, daß die nördlichen Völker die zum Verbinden der Begriffe so unentbehrlichen Wörter seyn und haben eher nicht kennen lernten, als da die Sprache der Römer schon so ausgeartet war, daß man statt feci sagte ego habeo factum*). Ich enthalte mich gern des

*) De Hellenistica Comment. p. 383. Duo illa verba

tiefern Eindringens in eine Materie, die von meinem jetzigen Zweck zu entfernt ist, und die ohnehin in ein Alterthum hinaufführt, wo man nur noch einzelne Spuren der Wahrheit bei sehr zweideutigem Schimmer findet.

Man mag von den vorgetragenen Meinungen beipflichten, welcher man will; man mag mit dem Maffei glauben, daß die italiänische Sprache, wie er sich ausdrückt, von Kopf bis zu den Füßen echt römisch sei; oder man mag sie unter dem Bilde jenes Barbaren denken, der über und über römisch gekleidet ging, aber seinen altgothischen Bart nicht missen wollte: die Behauptung des Hrn. Adelung sinkt bei der einen dieser Hypothesen, wie bei der andern. Denn was liegt daran, ob es der ausländische Wilde oder der inländische Pöbel war, der die Sprache der cultivirten Welt verderbte? Genug, daß die hier in Rede stehenden Veränderungen offenbar keine Folge wachsender, sondern zurückgehender Cultur, keine Frucht der Einsicht und des Geschmacks, sondern der Unwissenheit und der Rohheit gewesen. Ob übrigens diese Veränderungen für die Sprache nicht

---

quibus hodie elocutionem suam colligant et construunt omnes illi Septentrionales populi, esse et habere, Romana plane sunt. . . Qui in antiquitatibus linguae Teutonicae et Saxonicae versati sunt, affirmant carere eos duobus illis verbis, quibus tanquam vinculis hodie utuntur ad coagmentandum sermonis sui contextum. Et sane non videtur antiquior haec loquendi eorum ratio, quam Latinitatis infimae. Non enim eam prius usurpare coeperunt, quam a Latinis *εκβαρβαρωθεισιν* usurpari coepta est. Tunc dixere: Ego habeo factum, pro Ego feci. Quod Germani et Saxones et Belgae aliique Septentrionales populi, quorum dialecti hodie vigent, imitati sunt ac retinuere.

sehr vortheilhaft geworden, ist eine ganz andere Frage; denn auch der Wilde und der Pöbel kann einen sehr glücklichen Fund thun. Aber sollte dies hier wirklich der Fall seyn? Sollte wirklich der Italiäner damit gewonnen haben, daß er statt des kürzern: habuisset, fuisset, nunmehr sagen kann: egli avrebbe avuto, egli sarebbe stato?

Hr. Adelung geht von dem Grundsatze aus: daß verstanden zu werden, die Absicht der Sprache, und also möglichgrößte Klarheit und Bestimmtheit ihr höchstes Gesetz sei. Dieser Grundsatz an sich selbst ist sehr alt; aber völlig neu scheint mir die Anwendung, die Hr. Adelung davon macht. Neben dem höchsten Gesetze, denke ich, sollen noch andere bestehen; das höchste soll nicht das einzige seyn, nicht so tyrannisch über die Sprache herrschen, daß die Erreichung jedes andern durch sie bezielten Zweckes unmöglich werde. Nun aber ist der Zweck der Sprache nicht bloß: Gedanken, sondern auch Bilder und Empfindungen mitzutheilen; zu erwärmen, zu vergnügen, zu rühren. Nicht diejenige Sprache also ist die vollkommenste, in welcher die Deutlichkeit, mit Aufopferung aller Lebhaftigkeit, auf den höchsten ersinnlichen Grad steigt; sondern diejenige, welche in der glücklichsten Verbindung beiden Zwecken zugleich dient, und nicht bloß dem Philosophen, sondern auch dem Redner, dem Dichter gerecht ist. Wird aber nicht alle Kraft, alle Wärme, alles Leben einer Sprache verschwinden, wenn kein schneller Ueberblick der Gedanken mehr möglich ist, wenn keine Nebenideen mehr in die Hauptideen können verschlungen werden, wenn jeder einzelne Theil eines logischen Satzes, jeder bedeutende oder unbedeutende Nebenumstand, sich nicht mehr flüchtig andeuten läßt, sondern ausdrücklich einzeln gesagt werden muß? Wie viel mehr

.eben und Feuer ist in den Worten des Römers: Veni. vidi. vici. als wenn der schleppende Deutsche die handelnde Person und den Umstand der vergangenen Zeit, die der Römer in die Hauptidee der Handlung mit hineinreißt, in einzelnen Wörtern angiebt: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, ich habe gesiegt." Und leidet denn etwa bei der Kürze des Römers die Klarheit? Fehlt es ihm etwa in seiner Sprache an Mitteln, wenn ja einmal die Person oder der Umstand der Zeit von Wichtigkeit ist, sie einzeln herauszuheben? Die unglückliche Cultur unserer Zeitwörter scheint dem einen Zwecke der Lebhaftigkeit unendlich geschadet, und den andern der Klarheit um nichts gefördert zu haben *).

Man gebe dem Begriffe nach, den Herr Adelung von der Kultur der Sprachen angiebt; und man wird sehen, daß diese Kultur nur noch einen ganz kleinen armseligen Anfang genommen. Wie vieles wird noch immer durch Biegungssilben, durch Umlaute, durch Zusammenschmelzungen bloß verworren bezeichnet! Gesetzt nun, diese Cultur ginge immer weiter und weiter, alle jene Gedankenverschmelzungen würden in ihre Elementartheile aufgelöst, und dadurch die vorgebliche Deutlichkeit auf den höchstmöglichen Grad gebracht: welch ein todtes, markloses, schauderhaftkaltes Ding würde die Sprache werden! Weg,

*) Von dem Artikel indeß, der manche Zweideutigkeiten zu heben dient, gestehe ich's gern, daß er ein Vortheil der neuern Sprachen ist, so wie er schon ein Vorzug der Griechischen war. Nur muß es nicht nothwendig seyn, daß er jedesmal dem Substantiv vorangehe; er muß auch fehlen können: und das kann er wirklich im Deutschen oft, wenn gleich zu wünschen wäre, daß er's noch öfter könnte.

würd' es heißen müssen, mit dem Genitiv! denn eine besondere Präposition giebt ja klarer das darin versteckte Verhältniß an. Weg mit dem Plural! denn ein eigenes Wort wird die Mehrheit schärfer, als eine Biegungssilbe oder ein Umlaut bezeichnen. Weg mit dem Imperfect! denn warum soll das Einverleiben von Prädicat in Subject, das Concresciren, weniger klar bezeichnet werden, wo die Zeit nächst vergangen, als wo sie völlig vergangen ist! Weg mit dem Imperativ! denn wer wird die drei Begriffe: dessen der will, dessen der soll, und der Sache die man will und die man soll, in die einzige armselige Silbe: „gieb! komm! sprich! schweig!" so eng und erdrückend zusammenpressen? Weg überhaupt mit dem Verbum! denn was ist dieser Redetheil anders, als Verbindung eines Prädicats mit einem Subject, die man sich nicht mehr, wie im Infinitiv, als bloß möglich, sondern als wirklich geschehen vorstellt? Lieber also ganz klar und bestimmt gesagt: „ich bin jetzt wirklich lie-„bend," als so dunkel und kurz: „ich liebe!" — — Darf ich erst fragen, ob der Zweck der Deutlichkeit, für so wichtig man ihn erkennen mag, einer so völligen Aufopferung des Zwecks der Lebhaftigkeit werth sei? Zwar glaubt Hr. Adelung, die Dichtung sei in der Sprache eine bloße Nebenzierde, die höhern Vorzügen nachstehen müsse *); aber wenn man auch kalt genug gegen die göttlichen Reize der Dichtkunst wäre, um auszurufen: Schade für alle Dichtung! würde man auch ausrufen wollen: Schade für alle Darstellung, alle Kraft, allen Nachdruck?

Doch es ist ganz falsch, daß Deutlichkeit und Lebhaftigkeit

---

*) Im angef. Magazin, S. 25, 26.

ein so entgegengesetztes Interesse haben sollten. Sie führen unter einander ihre kleinen Streitigkeiten über gewisse Gränzen; aber im Grunde stehen sie im engsten Bündniß, besonders gegen ihre gemeinschaftliche unversöhnliche Feindinn, die Weitläuftigkeit. Wer, um mehr Licht zu gewinnen, die glückliche, in der That bewundernswürdige Erfindung, durch Biegungen und Umlaute und Vorsilben so manche Neben- und Verhältnißidee auszudrücken, vertilgen wollte, der würde, aus lauter Eifer für die Deutlichkeit, die Deutlichkeit selbst verbannen. Denn wie unschlüssig würde nicht in dem unsäglichen Schwall von Wörtern die Aufmerksamkeit umherirren! wie sehr würde das schnelle, leichte, präcise Fassen eines Gedankens nicht erschwert werden, wenn alle kleinen Nebenbestimmungen und Verhältnisse sich eben so weit, als die Hauptbegriffe selbst, in den Vorgrund drangten, und eine große unförmliche Masse, ohne Licht und Schatten, ohne Haltung und Gruppirung, bildeten! Bücher, selbst über die trockensten Wissenschaften, deren ganzer einziger Endzweck Deutlichkeit ist, verfehlen diesen Endzweck mehr, als daß sie ihn erreichten, wenn sie alle einzelnen Glieder eines Satzes, alle Zwischensätze einer Schlußreihe, zu gewissenhaft angeben, und uns dadurch die Hauptideen, die wir fassen und verbinden sollen, zu weit aus einander werfen. Das rechte Mittel hierin zu treffen, der eigenen Thätigkeit des Lesers nicht zu viel und nicht zu wenig zuzumuthen, weder zu abgebrochen noch zu ausführlich zu seyn: ist daher eine der vornehmsten Tugenden eines wissenschaftlichen Schriftstellers.

Was völlig gegen Hrn. Adelung entscheiden muß, ist das vereinte Bestreben aller guten Schriftsteller, sich von dem barbarischen Ueberfluß ihrer Sprachen, so viel als möglich, los-

zumachen, oder auch, wo es seyn kann, ihm auszuweichen. Der Zeitfall, worin die Geschichte erzählt, ist überall derjenige, worin eine Biegung, nicht ein eignes Hülfswort, die Vergangenheit ausdrückt; bei den Deutschen, wie bekannt, ist es das Imperfect. Der Artikel wird, wo er keine Dienste zur nähern Bestimmung des Subjectes thut, immer fleißiger weggeworfen; die Hülfswörter werden in abhängigen Constructionen gern verschluckt; und Fürwörter, besonders die unbestimmten es, das, werden in dialogischen Werken, oft auch in andern, immer häufiger ausgestoßen. „Thut nichts; kann seyn; ist schon wahr; „hab's gehört:" dergleichen liest man jetzt in unsern Schauspielen auf allen Seiten. — Wie weit man, nach den Vorschriften eines guten Geschmacks, hierin gehen oder nicht gehen dürfe, ist eine Untersuchung, die vielleicht künftig den Stoff zu einer eignen mehr practischen Abhandlung geben könnte.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

J. J. Engel's

Schriften.

Fünfter Band.

Schauspiele.

Erster Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

Inhalt des fünften Bandes.

Der dankbare Sohn.

Ein Lustspiel.

(Geschrieben im Jahre 1770.)

Personen:

Rode, ein alter Bauer.
Rachel, seine Frau.
Gretchen, seine Tochter.
Michel, ihr Bräutigam.
Käthe, Michels Mutter.
Der Küster aus dem Dorfe.
Ein Feldwebel.
Ein Rittmeister.
Soldaten und alte Bauern aus dem Dorfe.

Die Scene ist ein ländlicher mit Bäumen besetzter Platz vor einer Bauerhütte. Im Hintergrunde erblickt man eine kleine Anhöhe.

Erster Auftritt.

Rode (tritt aus der Hütte und dehnt sich).

Ich alter Thor! Ich könnte ja länger schlafen. Es liegt mir noch wie Blei in den Gliedern. — Aber, was schlafen? Wer wird den schönen Morgen verschlafen? Wenn ich die Sonne nicht habe aufgehen sehen, so ist mir den ganzen Tag nicht wohl. — Sieh, wie herrlich sie da heraufkömmt! Wie schön! Was für liebliches Morgenroth! Was für Wolken! Es ist immer wieder das Alte, und ist doch immer so anders. — Ach! vielleicht — vielleicht ist auch jetzt mein Sohn schon heraus — im Kriege schläft man nicht lange —; vielleicht steht er da, und sieht so fröhlich, wie ich, die Sonne an, und denkt an mich, seinen Vater, so wie ich an ihn, meinen Sohn, denke. — Guter, redlicher Junge! Wer mir das gesagt hätte, da du noch klein warst, daß ich so viel Freude an dir erleben sollte! —

Zweiter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Schon hier, Vater? Ich wußte nicht, wo Du warst.

Rode. Ja, da bin ich, und sehe die liebe Sonne aufgehen. Sie hat mich so eben an unsern Fritz erinnert. Was er wohl machen muß, Mutter?

Rachel (betrübt). Ach! — Vielleicht macht er nichts mehr.

Rode. Noch immer die alte Sorge? Glaube mir doch! wir werden ihn wiedersehen, so gewiß als ich lebe. Ich bitte ja Gott alle Tage darum.

Rachel. Er ist Soldat, lieber Vater. Ein Soldat ist keinen Augenblick sicher. Wie viel Angst und Sorge steh' ich darüber aus! — Oft, wenn ich seine Briefe mit anhöre, und Ihr glaubt, daß ich vor Freuden weine, so wein' ich vor Kummer. Es ist vielleicht sein letzter, fällt mir dann ein. Und das Geld, Vater, das immer dabei kömmt; ich kann es nicht ansehen, ohne daß mir angst und bange um's Herz würde. Mit diesem Gelde, denk' ich, bezahlt ihm der König sein Blut: und wir, seine Eltern, sollen's nehmen und uns Gut's davon thun? — Ach, Vater!

Rode (den Kopf schüttelnd). Sein Blut bezahlt ihm der König?

Rachel. Was sonst? Sein Blut und sein Leben.

Rode. Nein, gute Mutter! Wenn er einem fremden Herrn diente; dann hättest Du Recht, und ich nähme Dir keinen Heller von seinem Gelde. — Aber so dient er ja unserm eigenen Kö-

mag! Und war er dem nicht längst sein Blut und sein Leben schuldig? War er es nicht dem ganzen Lande schuldig? —

Rachel (seufzend). Wenn doch nur Friede würde!

Rode. Die Leute sprechen, es ist schon Friede.

Rachel. Die Leute, Vater! — Ach! die sprechen es wohl.

Rode. Und müssen doch Recht haben, wenn hie und da schon Regimenter in die Quartiere rücken!

Rachel. Ja dann — wenn das wäre —

Rode. Das ist, Mutter! Verlaß Dich darauf! — Wir werden Friede haben, eh' wir's uns versehen; und dann kömmt unser Fritz nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Wochen einmal hinein. —

Rachel (vergnügt). Einmal? Ach zweimal, dreimal, Vater! Einmal ist nicht genug. — Aber wie wird uns denn um's Herz seyn, wenn wir ihn wiedersehen? Ob wir ihn auch noch kennen werden?

Rode. Ha! ich werde doch meinen Sohn kennen!

Rachel. In Officierskleidern, Vater; über und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals mit einem Sterne daran. — Er trägt ja einen Orden, habt Ihr gesagt. —

Rode. Ja, den trägt er, weil er so brav gethan hat.

Rachel. Wie er denn aussehen mag, Vater?

Rode. Wie? Als ein rechtschaffener Soldat, sollt' ich meinen. — Zwar auf Rock und auf Band kömmt's nicht an; aber die Narbe, Mutter, die er quer über der Stirne haben soll, die ist das wahre Ehrenzeichen eines Soldaten. Aus der muß man's sehen, daß ihm das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Küster.

Küster. Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!

Rode. Ei sieh da! Unser Herr Küster. (Sie geben ihm beide die Hand.)

Küster. Nichts Neues von Eurem Sohne? Der Monat ist wieder um. —

Rode. Ach! jetzt denk' ich d'ran, Mutter. Ich legte mich gestern schlafen, ehe noch Gretchen zurück kam. Hat sie denn etwas mitgebracht?

Rachel. O ja, Vater! Auch einen Brief. Aber sie liegt noch und schläft, daß ein Auge das andre nicht sieht. Soll ich sie wecken?

Rode. Sprich nur, der Vater wollte sie holen.

(Rachel geht ab.)

Vierter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Rode. Und weiß Er denn auch, Herr Küster, daß mein Sohn nicht mehr Stabsrittmeister ist? daß er nun seine eigne Schwadron hat?

Küster. Nicht möglich! Seine eigne Schwadron?

Rode (sich besinnend). Es ist ja wahr. Den letzten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen. — Ja sieht Er, Herr Küster! Mein Sohn trifft's immer so, daß der König dabei ist, wenn

er sich brav hält. So ist er zur Officierstelle, zum Gnadenzeichen, zur eignen Schwadron gekommen.

Küster. Aber wofür denn? Erzählt's mir doch, Vater!

Rode. Je nun, seh' Er nur an, Herr Küster! In der letzten Schlacht bei Dings da — bei — kann ich doch nie die Namen behalten! — da ist das ganze Regiment schon zerrissen; die meisten Officiere todt oder blessirt; mein Sohn hat auch schon einen Streifschuß bekommen, aber den achtet er nicht; er rafft mit Gutem und mit Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen; (immer lebhafter) er führt sie gegen den Feind; er haut ein; man schießt ihm ein Pferd unter'm Leibe todt; er läßt sich ein frisches geben; er kömmt mit funfzig Mann wieder zurück. — Der König sieht's, und giebt ihm gleich auf der Stelle eine Schwadron, und verspricht ihm dabei, sein Glück noch weiter zu machen. — Ja, ja, Herr Küster! Was ich ihm sage! (sich in die Seite schlagend) Das hat mein Sohn gethan.

Küster. O, er ist brav; das sah ich gleich in der Schule. — Wenn die Jungen im Dorfe spielten, so war's immer Fritz, der sie anführte; und wenn's Schläge setzte, so thaten seine Kopfstöße immer am wehsten. — Es steckte schon in ihm, Vater. Es war ihm wie angeboren.

Rode (lächelnd). Gelte? —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel. Gretchen.

Rachel (heimlich). Sag' ihr diesmal nur nichts! Sie war schon auf, als ich kam.

Gretchen. Da, Vater (sie gähnt) — da habt Ihr einen Brief aus der Stadt vom Bruder Fritz. — Und da Euer Monatsgeld. Es sind zwölf Thaler.

Rachel. Sechse, willst Du sagen.

Gretchen (noch einmal gähnend). Der Postmeister sprach, zwölfe.

Rachel. O ich errathe es schon. — Er hat uns gewiß wieder zugelegt, weil sich seine Einkünfte vermehrt haben. Er thut über Vermögen an uns. Meint Ihr nicht auch?

Rode. Der gute Fritz! Ich kann von den sechsen leben.

Gretchen. Und der Wein, Vater, den Euch der Bruder bei dem alten dicken Weinhändler mit der blauen Nase ausgemacht hat — wie heißt er doch nun? — der steht schon in Eurer Kammer. Es ist ein ganzer Korb voll.

Küster (sehr aufmerksam). Ein ganzer Korb voll? Ei! ei!

Rode. Davon soll Er auch eine Bouteille haben, Herr Küster. Er mag sie sich holen lassen. (Der Küster bedankt sich sehr freundlich.) — Aber Er muß auch eins mit trinken, während daß Er den Brief liest. Geh, Mutter! eine Bouteille und drei Gläser bring' uns. Auch etwas zum Frühstücken. Und Du, Gretchen, gieb einen Tisch und zwei Stühle heraus. Mach geschwind!

(Rachel und Gretchen gehen ab.)

Rachel (aus der Thüre der Hütte). Aber les't nur ja nicht eher, als bis ich wiederkomme. Ich bitt' Euch! —

Sechster Auftritt.

Rode. Der Küster. Gretchen (die ab und zu geht).

Rode. Immer brech' Er ihn auf, Herr Küster. Wir lesen der Mutter ja nichts heraus. Ich möchte doch hören, was er vom Frieden schreibt, und ob er bald kommen wird.

Küster. Vom Frieden, sagt Ihr? Je, die Leute schwatzen so viel davon, aber ich traue noch nicht. Warum würde denn noch so stark geworben, wenn's Friede wäre?

Rode. So? Wird noch stark geworben?

Küster. Ei, Ihr wißt doch, daß nur gestern Abend noch ein Unterofficier mit einem Commando hier angekommen ist?

Rode. Auf Werbung? Das wäre!

Küster. Ja doch! Und daß die jungen Leute schon in Furcht und Angst darüber sind? —

Rode. O die Narren! Warum denn in Angst? — Wenn sie zum Dienste tüchtig sind, so laß sie hingehen! Laß sie dem Könige dienen! — Jedem Menschen ist sein Ziel gesetzt, spricht der Herr Pfarrer, und ob's eine Kanonenkugel ist, oder ein hitziges Fieber! Wir müssen einmal daran. Sieht Er, Herr Küster? Das ist mein Glaubensbekenntniß.

Küster. Aber wie da, wenn sie Eurer Tochter ihren Bräutigam wegfischten? Euren künftigen Schwiegersohn? — Nehmt Euch in Acht, Rode! Nehmt Euch in Acht! Es ist ein junger, rüstiger Kerl.

Rode. Ach nicht doch! Für den ist gebeten.

Küster. Nu, nu! hoffen wollen wir's nicht.

(Gretchen, die vorher schon Tisch und Stühle gebracht hatte, bringt jetzt auch den Wein und die Gläser.)

Gretchen (zieht Roden beim Aermel). Vater —

Rode. Was ist's? Was hat's?

Gretchen. Ich wollt' Euch wohl worum bitten, Vater —

Rode. Nun ja! Nur heraus! —

Gretchen. Gestern Abend, Vater, als ich wieder zurückkam, da stand mein Bräutigam Michel vor'm Dorfe; der hatte den ganzen Abend auf mich gewartet, und schmälte, daß ich so lange geblieben war.

Rode. Was gilt's? Du willst hin und willst mit ihm frühstücken?

Gretchen (verschämt). Ja, Vater!

Rode. Und das gleich? Ohne erst was Neues von Deinem Bruder zu hören? — Mädel! Mädel! Ich halte so große Stücke auf Dich; denn Du bist das jüngste Küchelchen von der Brut, und kamst so hinterher auf die Welt geschlichen, da Dich kein Mensch mehr vermuthend war: (ihr drohend) aber, Mädel! Wenn Du mir den Bruder Fritz nicht lieb hast! ihn nicht eben so lieb hast, als Vater und Mutter! —

Küster. Aber den Bräutigam, Rode; den darf sie ja lieber haben, als Vater und Mutter! Immer geh', Gretchen! Geh'!

Rode. Nun, weil's der Herr Küster so meint — —

Gretchen. Ja, laßt mich, Vater! Ich bin Euch wieder da, wie ein Kiebitz. — (Dem Küster in's Ohr, indem sie vor ihm vorbeiläuft) Hab' Er Dank, lieber Herr Küster! (Dieser nickt freundlich mit dem Kopfe.)

Siebenter Auftritt.
Rode. Der Küster.

Küster (den Brief betrachtend). Was für eine herrliche Hand Euer Sohn schreibt! So rein und so leserlich! Das hat er doch mir zu verdanken. — (Er räuspert sich und fängt an) „Mein lieber Vater" —

Rode (die Ohren über den Tisch hingespitzt). O Du herzensguter Fritze!

Küster. „Da jetzt der Friede unterzeichnet ist, so schreibe „ich Euch zum letztenmal aus dem Felde, um — —

Rode. Gottlob! So ist es doch Friede. Wie wird sich die alte Mutter nicht freuen!

Küster. „Um Euch das Monatsgeld zu überschicken, das „Ihr so gut seyn wollt, von mir anzunehmen" —

Rode. Ja!

Küster. „Und da sich jetzt meine Einkünfte so ansehn„lich vermehrt haben, so erlaubt mir, Euch die sechs Thaler „auf's Künftige zu verdoppeln." —

Rode. Nein, das will ich nicht, Sohn. Alles muß seine Gränzen haben; auch deine Liebe für mich. — Nur weiter, Herr Küster!

Küster. „Vor einigen Tagen, lieber Vater, ist mir die „größte Freude begegnet, die ich noch in meinem Leben em„pfunden habe, und die ich Euch doch erzählen muß." —

Rode (innig vergnügt). Ja! — Was denn? Was denn?

Küster. „Der König hatte die Gnade, mich zur Tafel zu ziehen" —

Rode. Zur Tafel? Meinen Fritz zur Tafel? — Alle Welt! Da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel! — Nun? Nun? —

Küster. „Er sprach sehr viel mit mir, und gab mir viele „unverdiente Lobsprüche meines Verhaltens wegen.“ —

Rode. Ja!

Küster. „Endlich fragte er mich, von welchem Hause „ich wäre? wo mein Geburtsort läge? wen ich zum Vater „hätte?“ —

Rode (lacht in sich). Ei, so hat ja gar der König nach mir gefragt! Der liebe Herre! — Nun? Und was hat er ihm denn geantwortet? — O sir, Herr Küster! —

Küster. „Ich nannte ihm unser Dorf, und Euch. Ihre „Majestät, fing ich an, Ihre Unterthanen sind alle Ihre Un„terthanen: und wenn nur derjenige der würdigste ist, der „das beste und rechtschaffenste Herz, der die meiste Liebe und „Treue für seinen König besitzt; so darf ich sagen, daß ich einen „Ihrer würdigsten Unterthanen zum Vater habe. Ich bin stolz „auf ihn, und ich freue mich seiner. Ja, ich würde ihn für „alle Väter der Welt nicht vertauschen, so arm und niedrig „er ist“ —

Rode (mit empor gehobenen Händen). Gütiger Gott! Es ist, als wenn ich ihn hörte, ihn sähe.

Küster. „Ihm verdanke ich alle meine Rechtschaffenheit, „und allen meinen Eifer in Ihrem Dienste. Seit meiner zar„testen Kindheit habe ich Ihr Lob und das Lob der Tapfer„keit und der Tugend von ihm gehört. — So sprach ich, Va„ter, und vor Freuden, daß ich Euch im Angesichte des Kö„niges loben konnte, standen die Thränen mir in den Augen.

„(Rode wischt sich die seinigen.) — Der König ward von meiner „kindlichen Liebe zu Euch gerührt. Er nahm das Glas, das „vor ihm stand, und trank mir laut vor der ganzen Tafel Eure „Gesundheit zu, und befahl mir, daß ich's Euch melden, und „Euch seiner Gnade versichern sollte.“ — —

Rode (aufspringend). O ist das möglich, Herr Küster? Der König — —

Küster. Ja, wie Ihr hört. Er hat Eure Gesundheit getrunken.

Rode (läuft vor Freuden außer sich zur Hütte, und ruft hinein). Mutter! Mutter! Laß alles stehen und liegen, und komm heraus!

Rachel (drinnen). Wie, Vater?

Rode. So komm doch heraus, sag' ich, und laß Dir erzählen! Komm doch heraus! —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel.

Rode (umfaßt sie). Alte liebe Herzensmutter! Was für einen Sohn hast Du mir doch gegeben!

Rachel (setzt das Frühstück auf den Tisch, worüber sich der Küster unverzüglich hermacht). Was giebt's denn, Ihr Kinder? Ich zittere schon ganz vor Freuden. Ist's Friede? —

Rode. Friede, Mutter! (geschwind hinter einander fort). Und unser Sohn hat bei unserm König gespeist, und der König hat ihn nach unserm Dorf und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, daß ich ein rechtschaffener Unterthan

wäre, und hat ihm gesagt, daß er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte — Ach! ich weine vor Freuden — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen. (Rachel schlägt einmal über das andere in die Hände.) — Ja, liebe Mutter! Und nun wollen wir wieder unsers Königs Gesundheit trinken. — Eingeschenkt! Frisch! — Du, nimm Du das, liebe Mutter! Und Er, nehm' Er dies, lieber Herr Küster! Und ich will dies hier nehmen. So! — Und nun laßt uns alle zusammenstoßen. (Er zieht die Mütze ab.) Es lebe der König!

Küster. Er lebe!

Rachel. Er lebe!

Küster (wischt sich den Mund, nachdem er getrunken hat). Das schmeckt nach Mehr, meiner Treu!

Rode. Aber hör' Er, Herr Küster! Nun muß Er auch meinem Sohne wieder schreiben, wie ich mich an dem König revangirt habe, und daß er sich bedanken, und ihn auch meiner Liebe versichern soll. Vergeß Er's doch ja nicht!

Küster. Wie, Vater? Das wird sich nimmermehr schicken.

Rode. Was nicht? Was wird sich's nicht schicken? — Der König, Herr Küster, ist ja ein Mensch, wie wir alle: und so muß es ihn ja freuen, denk' ich, daß er von Menschen geliebt wird!

Rachel. Wenn's denn aber Friede ist, Vater —

Rode. Je freilich! Hat er's doch selber geschrieben!

Rachel (mit Verlangen und Zärtlichkeit, indem sie die Hand auf Rodens Arm legt, und ihm froh in's Gesicht sieht). So kömmt er ja zurück, lieber Vater? So besucht er uns ja? So werden wir ihn ja wiedersehen?

Rode. Geduld, Mutter. Das alles werden wir hören.

Rachel. Ach, wenn er doch käme, eh' Gretchens Hochzeit würde! Das wäre doppelte Freude.

Rode. Geduld! Geduld! Der Herr Küster ist so gut und liest weiter. — Vorher muß ich aber noch meines Sohnes Gesundheit trinken; und die, Mutter, bringe ich Dir zu. (Giebt ihr ein Glas, und stößt zusammen.) Er war Dein Augapfel von Kindes Beinen an, und er soll leben!

Rachel (gerührt). Ich bedanke mich, Vater.

Küster (stößt auch an). Und soll grünen und blühen!

Rachel. Ich bedank' mich, Herr Küster.

Rode (setzt das Glas weg). Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohnes Gesundheit trinke! Gottes Segen sei mit ihm! — Ach! Er hat mir ein so gutes Zeugniß vor unserm König gegeben; und ich, lieber Gott! (indem er freudig aufsieht) ich gebe meinem Sohne vor Dir das Zeugniß: Er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich nicht meiner Niedrigkeit und meiner Armuth geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. — Es steht in meiner Macht nicht, ihm zu vergelten; aber es steht in Deiner.

Rachel. O les' er weiter, Herr Küster! Vielleicht —

Küster (sucht, wo er geblieben ist, indem er sich mit Roden wieder niedersetzt, und Rachel aufmerksam hinter den Tisch tritt). „Mich zur „Tafel zu ziehen" — — Wo blieb ich? — „Eure Gesund„heit zu, und befahl mir" — ja da! — „und befahl mir, „daß ich's Euch melden, und Euch seiner Gnade versichern „sollte. Ich konnte mich nicht länger halten; denn mein gan„zes Herz war bewegt. Ich sprang auf. Ich warf mich dem „König zu Füßen. Ihre Majestät, sagte ich, von allen Gna„denbezeigungen, die Sie mir erwiesen haben" —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (schluchzend und schreiend). Ach helft! helft, Vater! Die Werber —

Rode (erschrocken). Wie? Was?

Gretchen (wie vorher). Die Werber, Vater —

Rachel (ängstlich auf Gretchen zulaufend). So komm doch nur zu Dir! Was hat sich begeben?

Gretchen. Als ich zu Micheln kam, Vater —

Küster. Nun da haben wir die Bescherung! Gewiß haben sie Micheln beim Leibe.

Rachel. O Himmel! Was für ein Unglück!

Rode. Mit Gewalt? Jetzt im Frieden? — Das Ding ist nimmermehr richtig.

Küster. Im Frieden! Mit Eurem Frieden! — Als wenn ir Königs Landen einen Augenblick Friede wäre! Als wenn wi jemals sagen könnten, wir wären der lieben Unsrigen sicher Daß Gott erbarme!

Rode (ärgerlich). Ha schweig Er, Herr Küster! Laß E den König in Ruhe! Es geht mir immer an's Herz. — Wi spannen ja täglich unsere Stiere in's Joch; und wie meint E wohl, daß es am Ende mit unsern Aeckern werden würde, un mit den Stieren selbst, wenn wir's nicht thäten? — Ein Mam wie Er, und solche Reden zu führen!

Gretchen. So geht doch nur, Vater! So sucht dod nur, wie Ihr ihm loshelfen könnt! — Ihr seid ja sein Va ter so gut, wie meiner, und vor Euch wird der Feldwebel Re

spect haben: das weiß ich gewiß. Alle Menschen haben Respect vor Euch. —

Rode. Einfaltiges Ding! Wenn alle Menschen in unserm Dorfe wohnten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Käthe.

Käthe. Ich kann nicht mehr. Ich bin des Todes vor Angst.

Rachel. Ach, wie dauert Ihr mich, gute Mutter! Wäre doch jetzt unser Sohn da, daß er uns helfen könnte!

Rode. Faßt Euch! Faßt Euch! Mich verdreußt's, daß ich so in meiner besten Andacht gestört werden muß. — Es wird so arg nicht seyn, wie Ihr's Euch vorstellt. Er wird Euch nicht Euren einzigen Sohn vom Pfluge wegnehmen. Das wäre wohl neue Manier. — Ich will hin, und will mit ihm reden.

Gretchen. Und ich auch, Vater. Ich will Euch nach. Ich will so lange weinen und bitten, bis wir ihn losgemacht haben. (Rode und Gretchen gehen ab.)

Rachel (ihm nachrufend). Schone nur Deiner selbst, Vater! Mache Dich nur nicht unglücklich!

Eilfter Auftritt.

Rachel. Käthe. Der Küster.

Küster (zu Käthen). Eine so liebe Witwe so zu betrüben! Ihr den Bissen Brot aus dem Munde zu nehmen!

Käthe. Ach, Herr Küster! Ich bin erschrocken, daß mir Hände und Füße zittern.

Küster (ihr einen Stuhl gebend). Setzt Euch, setzt Euch, Mutter! Wir müssen immer das Beste hoffen. —

Käthe. Schon zweie rissen sie mir mit Gewalt aus den Armen fort, und meine Augen haben sie nicht wieder gesehen. — Ach! sie werden auch diesen nicht wieder sehen.

Küster (mit einem tröstlichen Tone). Findet Euch in Geduld, Mutter Käthe! Eine so gute Christinn, wie Ihr, muß sich zu fassen wissen.

Rachel (die bisher voll Ungeduld an der Scene gewartet). Himmel! Es wird Lärmen im Dorf. Wenn nur der alte Vater nicht unglücklich wird! Wenn er nur seine Hitze hat mäßigen können! — Geh' Er doch nach, lieber Herr Küster!

Küster. Ich? Ich? —

Rachel. Er ist ein Mann von Ansehen, Herr Küster; ein Geistlicher.

Küster. Ei nun ja! Desto schlimmer für mich! — Solche Buben, Mutter, sind über die Geistlichkeit immer am liebsten her; und wenn sie mir eines anhängen könnten — Nein, nein, Mutter! Daß ich nicht so ein Narr wäre! — Steck' Er seine Nase in's Buch, würden sie sprechen, und laß Er uns hier ungehudelt! In's Teufels Namen! — Gott verzeih mir die Rede! — Und ich bin dann auch jähzornig, Mutter; das könnte ein schönes Unglück werden. — Nein, nein, da müßt' ich getrunken haben.

Rachel. Er ist unser Freund, Herr Küster, und Er will uns nicht helfen?

Küster. So nehmt doch Vernunft an, Mutter! So be

denkt doch nur, wes Standes ich bin! — Trost könnt Ihr bei mir haben, so viel Ihr wollt; aber Euch zu helfen ist meines Amtes nicht. Helft Ihr Euch selber!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Gretchen. Michel. Der Feldwebel. Soldaten und einige alte Bauern.

Käthe (läuft auf Micheln zu). Ich habe Dich wieder, mein Sohn? — O! sie sollen mir erst das Leben nehmen, eh' ich Dich fahren lasse!

Gretchen (ihn streichelnd). Du lieber, Du guter Michel!

Feldwebel. Fort mit ihm! Marsch! — Was hilft hier Alles das Gewinsele? das Gewimmere? Damit ist's nicht gethan.

Rode (den Feldwebel beim Arme nehmend). Laß Er mit sich reden, Herr Feldwebel!

Die Bauern (alle durch einander, da der eine dies, der andere jenes sagt, und sie immer einander wiederholen). Einen letzten Erben vom Gute zu nehmen — Einen einzigen Sohn — Nein, das will der König nicht haben — Das kann er nimmermehr haben wollen —

Rode. Schweigt! Ich bitt' Euch Kinder. — Ihr macht ja das Uebel nur ärger.

Feldwebel. Und wenn Ihr Euch auf die Köpfe stelltet, Ihr Schurken! (an die Tasche schlagend) Ich habe hier meine Ordre, und das ist genug.

Die Bauern (wie zuvor). Ordre! Ordre! — Es steht

nichts davon in der Ordre! — Ein Gut zu entblößen, ist niemals Ordre gewesen!

Rode (den Bauern zuwinkend, daß sie schweigen sollen). Hieher, lieber Herr Feldwebel! Ein gutes Wort findet ja eine gute Statt.

Feldwebel. Ein gutes Wort? Nun, darauf wart' ich ja nur. Laßt hören, von welchem Nachdruck es ist!

Rode. Sieht Er, Herr Feldwebel? Ich liebe meinen König von Herzen, und der Himmel weiß, daß ich's Ursache habe. — Wenn ich nicht mit Gewißheit wüßte, daß der Friede gemacht, und der König schon auf dem Trocknen wäre; wenn ich sähe, daß ihm das Wasser an die Seele ginge, und daß er schon anfangen wollte zu sinken —

Feldwebel. Weiter nichts? Das ist noch Alles Gewäsche.

Rode. Ja, geb' Er nur Acht, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel (sich auf seinen Stock stützend). Nun? —

Rode. Dieser junge Bursche hier ist der Bräutigam meiner Tochter, und ist ein einziger Sohn; aber ich selbst wollt sprechen: In Gottes Namen nehm' Er ihn hin! Was kann er Wichtigers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? — Nehm' Er auch mich hin! wollte ich sprechen. Mein Kopf ist grau, und meine Knochen sind mürbe aber so grau und so mürbe noch nicht, daß ich nicht sollte zu schlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich noch jung erhalten. Ich will fechten, so lange ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich's vor Alter und Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten; so will ich mich dem in den Weg werfen, de

laufen will, und eh' er lauft, soll er mich alten Mann erst zertreten. — Ja, bei meiner Seele, Herr Feldwebel! so wollt' ich sprechen, wenn es auf's Aeußerste käme.

Feldwebel. Und ich wollte sprechen, Alter — daß Ihr nicht richtig im Kopfe wäret.

Rode (einen Schritt zurück, und die Hand in die Seite). Wie, Herr? Ist Er Soldat?

Feldwebel (trotzig). Das seht Ihr, daß ich es bin.

Rode. An Seinem Rocke, Herr, aber nicht an Seiner Gesinnung. Wenn Er wahrhaftig Soldat wäre, so sollt's Ihm lieb seyn, von Seinem König so reden zu hören.

Feldwebel (mit aufgehobenem Stocke). Ha, Ihr alter Graukopf! Ihr wagt es? —

Die Bauern. Keine Gewalt, wollen wir hoffen. Keine Gewalt!

Rachel (ängstlich). Ich bitte Dich, Vater — Du solltest ihn zu besänftigen suchen, und Du machst ihn erst böse?

Rode. Kurzum, Herr Feldwebel! Der Friede ist gemacht; das ist uns bekannt: und Seine üble Aufführung hier, die könnt' Ihm leicht zu Hause und Hofe kommen. Wenn Er hier den Herrn über uns nur spielt, so giebt's Leute in der Welt, die es über Ihn wirklich sind; und schriebe ich's meinem Sohne, dem Rittmeister —

Feldwebel (stutzig). Wie? Was? Euer Sohn wäre ein Rittmeister?

Rode (trotzig). Vom Schwanenfeldt'schen Regimente, wenn Er ihn kennt — Rittmeister Rode.

Feldwebel. Alle Teufel!

Rode (auf einmal vertraulich). O Er kennt ihn gewiß, lieber

Herr Feldwebel; ich seh' es. Er kömmt gewiß von der Armee, und kann mir dies und jenes von meinem Sohne erzählen? — (zu den Uebrigen im Hintergrunde, die bisher ein stummes Spiel zusammen gemacht haben) Geht nur zurück, Kinder! Geht nur zurück! Der Herr Feldwebel soll ein Gläschen Wein mit mir trinken.

Feldwebel. Auch das! Meinetwegen! — Ihr könnt dann gehen, und meiner warten. Ich will schon nachkommen.

(Käthe und Gretchen, die nun Micheln loszubekommen hoffen, sind vergnügt um ihn her, und gehen sammt Soldaten und Bauern ab.)

Rode (zu Racheln). Noch eine Bouteille, Mutter! Geschwind! — (zum Feldwebel) Es ist ein delicat Gläschen Wein.

Küster. Recht sehr delicat; das ist wahr. — (vor sich) Und für so einen Schurken nur zu delicat. (Rachel geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Rode. Der Feldwebel. Der Küster.
Nachher auch Rachel.

Feldwebel. Also von eben dem Regimente, worunter ich Anfangs gedient habe? Eben der Rode, der mir einmal fast alle Rippen im Leibe zerprügelt? —

Rode. Was Er mir sagt, lieber Herr Feldwebel! Sind Sie so genau mit einander bekannt?

Feldwebel. Ja zum Henker! Ich habe die Ehre.

Rode (der ihm ein Glas reicht). Desto besser! Desto besser — Und führt denn mein Sohn eine so gute Fuchtel?

(Rachel bringt noch eine Bouteille.)

Feldwebel (nachdem er das Glas hinuntergestürzt). Daß ihn der Teufel mit seiner Fuchtel! — Um so einer Lapperei willen so zuzugerben! Weil ich ein Gläschen über Verordnung getrunken hatte.

Rode (wieder einschenkend). Nun das erfreut mich von ganzem Herzen —

Feldwebel. Wie? das erfreut Euch?

Rode. Daß Er ihn kennt, lieber Herr Feldwebel! daß Er ihn kennt! — Und daß mein Sohn mir in der Liebe zur Ordnung so ähnlich ist. Ich halte auch viel auf Ordnung. (Der Feldwebel stürzt das Glas noch einmal hinunter.)

Küster (ihm neidisch zusehend, vor sich). So sauf du und der Henker!

Rode. Aber da Er vermuthlich von der Armee kömmt, lieber Herr Feldwebel, und da Er unter eben dem Regimente gedient hat, wobei mein Sohn steht, so weiß Er vielleicht, ob es nun bald abmarschiren, und ob es wieder, wie vor dem Kriege, vertheilt werden wird? ob ich meinen Sohn bald wiedersehen, und ob ich ihn hier in der Nähe behalten werde?

Rachel. Ja, wenn Er das wüßte, Herr Feldwebel! Unsern Sohn wieder hier zu sehen, das ist die einzige Hoffnung, wofür wir noch leben.

Feldwebel. Nun, nun! Was ich davon weiß, sollt Ihr bald auch wissen. Schenkt vorher nur noch einmal ein! —

Rode. Von Grund meines Herzens! Es ist mir recht lieb, daß der Wein Ihm doch schmeckt. — Diesen Wein giebt mir mein Sohn, daß ich mich in meinem Alter damit erquicken soll.

Feldwebel (das Glas hinunterstürzend). Burr! —

Küster (wie vorhin). Daß du Gift saufen müßtest! Um das Körbchen voll ist's gethan.

Rode (begierig). Und was weiß Er denn, lieber Herr Feldwebel?

Feldwebel. Nichts weiß ich, als daß Euer Wein ziemlich gut ist, und daß ich noch mehr davon trinken würde, wenn ich nicht gleich zu hastig getrunken hätte. — Burr! Er widersteht mir schon ganz. — Aber wenn es auch Champagner gewesen wäre, und wenn Ihr auch noch zehn Rittmeister zu Söhnen hättet, so sag' ich Euch, daß ich entweder Geld sehen, oder Michel mit fort muß. Also kurz resolvirt!

Rode. Wie, Herr? So nimmt Er auch Geld? Und nimmt es von Königs eigenen Unterthanen? —

Feldwebel. Ich so gut, wie der König! Warum nicht? — Geb' ich Euch Micheln los, so muß ich für ihn einen andern stellen, und dazu will Geld seyn. In der Luft kommen keine Soldaten geflogen, und aus der Erde wachsen sie auch nicht. — Dreißig Thaler geschafft, oder Marsch!

Rode. Dreißig Thaler, Herr? Wie sollt' ich die in dem ganzen Dörfchen zusammentreiben? — (Er langt ihm das Päckchen mit den zwölf Thalern hin.) Hier sind ihrer zwölfe.

Feldwebel. Was soll mir der Bettel? (indem er seine Hand zurückstößt). Habt Ihr selbst so viel Baarschaft nicht, so laßt die Mutter herausrücken!

Rode. Die Mutter, sagt Er? Ein blutarmes Weib, das nichts weiter hat, als was ihr Sohn ihr mit der Arbeit seiner Hände erwirbt!

Rachel. Hab' Er Mitleiden, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel. Ich Mitleiden? Mit wem?

Rachel. Mit uns allen, die Er unglücklich zu machen droht; mit einem jungen unschuldigen Mädchen, das sich über den Verlust ihres Bräutigams nicht würde trösten können —

Feldwebel (lachend). Hahaha! Ist das Ding so verliebt?

Rachel. Mit einer armen Witwe, die ohne ihres Sohnes Beistand verhungern müßte, und deren Thränen Ihn drücken würden.

Feldwebel. O geht! geht! Bei einem Soldaten ist das Lamentiren nicht angebracht. Was hat der mit dem Mitleiden zu thun? — In Feindes Land solltet Ihr kommen; da wird Euch anders gehaust. Da heißt es: Geld heraus, oder Nasen und Ohren herunter!

Küster (schaudernd). Huhuhu!

Feldwebel. Ja, wer da erst lange Mitleiden hätte! — Ein Dutzend Zähne in den Rachen gestoßen, oder halb zu Schanden geprügelt! Das geschieht alle Tage.

Küster (vor sich). Der Kerl geht mit dem Teufel um. Gott sei bei uns!

Feldwebel. Fragt nur Euern Sohn, wenn er wiederkömmt. Der hat's nicht besser gemacht. Meiner Seele nicht! — Kurz, Ihr habt noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit, und dann entweder Geld oder Marsch! (Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode (auf das Papier mit dem Gelde sehend). Wie schwer wird mir dieses Geld in der Hand! Hörtet Ihr, was der Bösewicht

sagte? Hörtet Ihr, was er von meinem Sohne sagte? (Er sieht Racheln und den Küster unruhig an.)

Rachel. Die unverschämteste Lüge, Vater! Es sollte mir keinen Augenblick wehe thun, wenn Gretchens Unglück nicht wäre.

Küster. Ja gewiß, Rode! Die alte Mutter hat Recht. Euer Sohn ist ein wackrer, ehrlicher Mann.

Rode. Und wär' er's nicht, lieber Gott! Hätt' ich ihm und Dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden genossen, was Andre mit Thränen verloren hätten. — Wie angst und bange wird mir, daß ich's nur denken soll? — O dann wollt' ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Händen spränge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersetzen. — — Doch nein! nein! Da stecke du nur wieder! (das Geld wieder zu sich steckend) Ein Bösewicht verachtet gewiß seinen Vater. — Kommt, Kinder! kommt! Wir wollen doch nachgehen. Wir wollen doch Micheln ein Stück Weges begleiten. — Ob er ein acht oder vierzehn Tage fort ist, oder nicht! Mein Sohn wird ihm schon wieder loshelfen.

Rachel. Aber Gretchen, Vater! das arme Gretchen! Wie werd' ich sie trösten können?

(Gehen ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Der Küster (allein).

(Er sieht beständig nach der Bouteille, und kehrt endlich an der Scene wieder um.) Ein acht, vierzehn Tage? Da kömmt er ja ohne=

dies bald zurück. Was soll ich denn mitgeben? — Ich denke, ich will noch ein Gläschen trinken, damit der Wein nicht verraucht, und derweile den Brief vollends hinauslesen (den er bisher in der Hand gehalten). Ich bin doch neugierig geworden. (Er schenkt ein und liest, indem er sich dazu setzt.) — Den Sechsten? Holla! Der ist ja als gestern gewesen. — (Er liest wieder sehr begierig) Den Siebenten? — (aufspringend) O nun ist Micheln und Gretchen und allen geholfen. Ich muß die Eltern zurückrufen. (Er trinkt eilig das Glas aus, und lauft an die Scene) Vater Rode! Mutter Rachel! (noch einmal) Vater Rode! Mutter Rachel! (dann winkt er) Kommt! Kommt! — Was werden die beiden Alten für Freude haben! Was für Freude ich selbst, daß ich's ihnen ankündigen soll!

Sechszehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode. Schon wieder was Neues? — Aber Er sieht ja so vergnügt aus, Herr Küster?

Küster. Ja, was gebt Ihr mir, wenn ich Euch Micheln noch heut wieder auf freien Fuß stelle? — (auf das Papier schlagend) Hier, hier im Briefe steht's!

Rachel. Im Briefe? In meines Sohnes Briefe?

Küster. Nicht anders! Er kömmt heute noch her.

Rode. Er kömmt heute noch her? — O geschwinde, Herr Küster! Um's Himmels willen!

Küster. Nun dann! Hört nur zu! (Er liest) „Auch unser Regiment, lieber Vater, hat schon Ordre zum Abmarsche

„erhalten. Den Sechsten kommenden Monats wird das Ba-„taillon, bei welchem ich stehe, vor Eurem Dorfe vorbeigehen." — Seht Ihr, Rode? Das ist als gestern gewesen.

Rode. Ist es möglich, Herr Küster? Was sagt Er?

Rachel. Als gestern? Und er ist noch nicht da? —

Küster. Gebt nur Acht! Hört nur erst weiter! (Er liest wieder) „Auf's längste, Vater, geschieht es früh Morgens den „Siebenten;" — Das ist nun, als heute, Rode — „und weil „ich da nur eine Viertelmeile von Eurem Dorfe entfernt bin, „so will ich die Escadron indeß dem Leutnant übergeben, um „zu Euch hinüber zu reiten. Ich werde wenigstens Euch und „meine alte liebe Mutter sehen und küssen." —

Rode (mit der größten Lebhaftigkeit). O Freude über Freude! So kömmt er! — Ich will hinaus, Mutter. Ich will in's Freie hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegenbreiten. Ich will ihm zurufen, sobald ich ihn sehe: O mein Sohn! o mein Herzenssohn! —

Rachel. Bleib, bleib! (indem sie ihn aufhält) Wie werd' ich Dir nachkönnen, da ich so schwach bin? — Soll er denn glauben, daß ich ihn weniger liebe?

Küster. Ja, bleibt, Rode! Gebt die zwölf Thaler heraus! Macht geschwind!

Rode. Die zwölf Thaler? Wozu? —

Küster. Um den Feldwebel noch aufzuhalten; um sie ihm auf Abschlag der dreißig zu geben, und wenn nachher Euer Sohn kömmt — —

Rode. Gut! gut! Hier hat Er, Herr Küster! Hier sind die zwölf Thaler! Mach' Er! Lauf' Er! Seh' Er zu, was Er ausrichten kann! Ich selbst habe unmöglich Zeit. (Der Küster eilt ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Nur nicht fort, Vater! Ich bitte Dich. Ich würde vor lauter Ungeduld nicht wissen, wo ich mich ließe. — Tritt lieber hier auf die Anhöhe! Da wirst Du ihn eher sehen.

Rode. Ja, das will ich! Das will ich! Mein ganzes Blut ist lebendig geworden. —

Rachel (während daß Rode hinaufsteigt). Und kömmt er denn wieder, o Himmel? Kömmt er nach so viel langen Jahren das erstemal wieder? — Ach! wie schlägt mir das Herz! Ich hatte Freude, als er zur Welt kam, aber diese Freude ist größer. — (Sie ruft hinauf) Nun, Vater! Siehst Du noch nichts? —

Rode (tritt auf die Zehen, und hält die Hand über den Augen vor). Noch nichts, Mutter! Die Sonne blendet mich noch.

Rachel. O wenn wir uns nur nicht vergebens gefreut haben! — (wieder hinaufrufend) Siehst Du denn noch nichts, Vater?

Rode. Ha dort unten! Es blinkt. — Dort kommen sie aus dem Thale heraus. Dort geht's über den Berg hinüber. — Pferd an Pferd, und Kopf an Kopf! — Sie sind es, Mutter. Sie sind es.

Rachel. Und unser Sohn? —

Rode. Gedulde Dich nur! Er kann nun so weit nicht mehr seyn. — (indem sie auch schon hinaufsteigen will) Wart'! Wart'! Was kömmt denn hier zur Seite geritten? In vollem Galopp, und schon ganz nahe am Dorfe? — (Er wirft die Mütze in die Höhe) Mutter! Mutter! Da springt er herab. Es ist Fritze.

Rachel. O Gott, wie wird mir! Ich muß ihm ent=

gegenlaufen. (Sie eilt mit ausgebreiteten Armen vom Theater, und man hört hinter der Scene) Mein Sohn! — Meine Mutter!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Rittmeister.

Rittmeister (der eben hereintritt, da Rode wieder unten ist). Alter, ehrwürdiger Vater! (Sie eilen mit offenen Armen einander entgegen.)

Rode. Ach, mein Sohn! — (ihn wieder umarmend) Noch einmal, mein Sohn! — Jetzt erst fühle ich, daß meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann Dich nicht so an mein Herz drücken, wie ich es wollte. — Aber meine Thränen mögen Dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater!

Rachel (die eine Hand auf seiner Schulter, indem sie mit der andern eine von seinen nimmt). O ja! und eine eben so dankbare Mutter!

Rittmeister. Liebe Eltern! Was sprecht Ihr von Dankbarkeit? Seid Ihr sie mir, oder bin ich sie Euch schuldig? —

Rode. Schweig, schweig, liebster Sohn! Ich will's Gott und will's aller Welt sagen, daß Du mir mehr vergolten hast, als was ich Dir gegeben habe. — Du bist der ganze Trost, das ganze Glück meines Alters. Du erhältst, Du verlängerst mein Leben.

Rachel. Du machst uns tausendfache, unaussprechliche Freude.

Rittmeister. Und ist nicht eben das die größte Freude für mich? Würde mein Glück ein Glück seyn, wenn Eure Liebe nicht Theil daran nähme? — Glaubt es mir, meine Eltern!

meine rechtschaffenen Eltern! Ihr seid mir immer gegenwärtig gewesen. Ich habe bei meinem Glücke wenig daran gedacht, wie viel ich selbst könnte gewonnen haben. Ich hab' es nur dann genossen, wenn ich mir Euer Vergnügen darüber vorstellte. — Und auch jetzt — jetzt in diesem glücklichsten Augenblick — wie durchdringt mich doch Eure Zärtlichkeit! Wie entzücken mich doch die Thränen, die ich in Euren Augen sehe! — (von jedem eine Hand nehmend, und sie wechselsweise anblickend) O meine Eltern! Ich kann mich an Eurem theuren Anblicke noch nicht ersättigen. — Doch faßt Euch! Faßt Euch! Mein jetziger Aufenthalt wird nur kurz seyn. — Was macht Ihr? Wie lebt Ihr? Wo ist meine Schwester, die ich nur in der Wiege gekannt habe? Laßt mich sie sehen!

Rode. Ja, ja! ich will laufen, Sohn; ich will laufen. — (nach einigen Schritten wieder umkehrend) Aber, Himmel! in was für Verwirrung ich bin! Ich muß Dir erst sagen —

Rachel. Liebster Sohn; sie wäre ohne dich vielleicht unglücklich geworden. Eben jetzt —

Rode. Diesen Augenblick nahm ihr ein Unterofficier ihren Bräutigam weg; aber zum Glück ist er noch hier. — Er erwartet ein Lösegeld von dreißig Thalern, das ich ihm versprechen ließ, weil ich auf Deine Ankunft hoffte. O der Freude, daß Du nun da bist!

Rittmeister. Geht, geht, lieber Vater! Lockt ihn hieher, und sagt ihm kein Wort davon, daß ich hier bin. Auch meiner Schwester sagt nichts!

Rode. Lieber Gott! Wie will ich das machen? — Ich möchte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegenrufen: Er ist da! Er ist da! (geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Rachel. Der Rittmeister.

Rittmeister (sieht sich erst um, und nimmt dann seine Mutter bei der Hand). Wie schön ist's doch hier! Jetzt erst sehe ich, daß ich an meinem Geburtsorte bin. — Dort ist die Hütte, Mutter, nach der ich so oft mich zurücksehnte. Hier der Platz, wo wir uns an schönen Sommerabenden mit unsern Nachbarn in's Grüne setzten. Dort wieder die Anhöhe, die ich mir immer zu meinen Spielen wählte. — O ihr Jahre der Kindheit! Süße, glückselige Jahre! Und wohin ich nun sehe, Mutter, da fallen mir wieder Proben von Eurer Zärtlichkeit ein. Doch ich wundere mich über Euch. Eure Freude ist ja so stumm?

Rachel. Sie ist zu groß, liebster Sohn. Sie kann nicht aus meinem Herzen hervor. Ich möchte lieber allein gehen, um auszuweinen. Und dann denke ich auch —

Rittmeister. Haltet nicht inne, Mutter! Was denkt Ihr? —

Rachel. Daß Du nun doch nicht mehr unsers Gleichen bist; daß Du für uns zu vornehm geworden.

Rittmeister. Ich zu vornehm für Euch? O erstickt diesen Gedanken! — Seid nicht Ihr meine Mutter? Bin nicht ich Euer Sohn? Müßt Ihr mir nicht ewig lieb und ehrwürdig seyn? Bin ich nicht überzeugt, daß kein Herz in der Welt ist, dem ich so theuer wäre, als Eurem Herzen? Und soll denn nicht auch das meinige für Euch am meisten empfinden? (Er umfaßt und küßt sie.) Glaubt mir doch, Mutter! Ich liebe Euch eben so herzlich, eben so inbrünstig, als jemals.

Rachel. Ja, ich glaub' es Dir, und ich verdien's auch um Dich. So manche traurige Nacht hab' ich an Deines Vaters Seite gelegen, und mich müde geweint. Ich dachte immer, ich würde Dich niemals wiedersehen.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (vor sich, indem sie kommt). Was muß es denn geben, daß der Vater mich verschickt? — (erschrocken) Holla! Ein Officier! —

Rittmeister (leise zu Rachel). Ist sie das, Mutter? (diese winkt ihm, und er geht auf sie zu, um sie zu küssen) Welch ein liebenswürdiges Mädchen!

Gretchen (wehrt sich). O pfui doch, Herr Officier!

Rachel. Wie, Gretchen? Es ist ja Dein lieber Bruder.

Rittmeister (zu Rachel). Die großen Augen, womit sie mich ansieht! — Ja, Dein Bruder, Gretchen, und ich will hoffen, Dein lieber Bruder.

Gretchen (indem sie ihm freundlich näher tritt). Doch wohl nicht Bruder Fritze?

Rittmeister (sie küssend). Allerliebste Vertraulichkeit!

Gretchen (läuft vor Freuden außer sich zu ihrer Mutter). O Himmel, Mutter! Da sind wir ja aus allen unsern Sorgen heraus.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Michel. Käthe, und Bauern aus dem Dorfe.

Rode (auf seinen Sohn zeigend). Hier, Herr Feldwebel! ist der Mann, der ihm die dreißig Thaler bezahlen will.

Feldwebel (erschrocken). Was seh' ich? Ein Officier? (Er zieht ehrerbietig den Hut herunter. Gretchen läuft auf ihren Bräutigam zu. Die Bauern sehen bald auf einander, bald auf den Rittmeister, und scheinen sich zu verstehen zu geben, daß es Rodens Sohn ist.)

Rode. Ja, das ist er, Ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet Euch alle mit mir! Wie kann ich allein mich genug freuen?

Rittmeister. Er hat hier gewaltsam geworben, mein Freund? Wo ist Seine Ordre? —

Feldwebel (überreicht sie ihm mit einer furchtsamen Miene). Hier, Herr Rittmeister!

Rittmeister. Von welcher Compagnie ist Er?

Feldwebel. Von des Hauptmanns von Blumenthal seiner.

Rittmeister (nachdem er die Ordre gelesen). Und Ihr untersteht Euch, mir diese falsche Ordre zu überreichen? — Ich kenne Euren Hauptmann, und ich kenne auch Euch. Was ist Eure Absicht gewesen? Erst von Königs Unterthanen Geld zu erpressen, und nachher, weil Ihr hier an der Gränze seid, aus seinen Diensten zu desertiren?

Feldwebel (in bittendem Tone). Herr Rittmeister —

Rittmeister. Schweigt, Nichtswürdiger! Ihr habt von

jeder den Soldatenstand nur als einen Freiheitsbrief zu Bosheiten und Niederträchtigkeiten geliebt. Es ist Zeit, daß Ihr Eure Strafe erhaltet. — (Zu den Bauern im Hintergrunde) Nehmt ihn in Verhaft, Ihr Leute, bis auf weitere Ordre! Bemächtigt Euch seiner Mitschuldigen, und führt sie sämmtlich zum Richter! (Die Bauern gehen mit dem Feldwebel, bis auf einige wenige, ab.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Feldwebel, und einige Bauern.

Rittmeister. Komm, Gretchen! Kommt, Michel! Ihr seid mein liebes Geschwister, und ich verspreche Euch, auf Eure Hochzeit zu kommen. Ich selbst will sie ausrichten.

Käthe und Michel. Ach, lieber Herr Rittmeister!

Die Bauern (kommen vertraulich herzu). Der brave Herre! Er schämt sich doch unser nicht. — Tausendmal willkommen, Herr Rittmeister! Ja, wir haben auch immer eine rechte Freude gehabt, wenn wir von Ihnen gehört haben. (Der Rittmeister giebt jedem die Hand, und unter andern auch dem Küster, der mit vielen Complimenten herzutritt.)

Rode. Alles, Sohn, Alles was ich von Dir sehe, erfreut mich. — Aber noch mehr, was ich vorhin von Dir hörte. Du hast gewiß in Deinem Soldatenstande immer rechtschaffen gehandelt?

Rittmeister. Immer, mein lieber Vater! Das verdanke ich Euren und meiner Mutter Lehren. Es soll kein Ort in der Welt seyn, wo man mir flucht; aber ich hoffe, daß mancher

seyn soll, wo man mich segnet. — (Nach der Uhr sehend.) Doch, meine Zeit ist schon um. Ich muß fort, liebste Eltern!

Rachel. Schon fort? Schon fort?

Rode. O einen Augenblick noch! Wir sind ja Deiner kaum froh geworden.

Rittmeister. Ich muß fort, liebste Eltern. Glaubt, daß mein eignes Herz mich hier festhalten würde, wenn nicht meine Pflicht mich zurückriefe! — Darf ich nun noch worum bitten, ehe ich gehe?

Rode und **Rachel.** Um Alles! Um Alles! —

Rittmeister. So kommt, liebste Eltern! Kommt, und begebt Euch bei mir zu wohnen! Herrschet in meinem Hause, so wie Ihr in meinem Herzen herrschet! Laßt Alles, was mein ist, auch Euer seyn!

Rode und **Rachel.** — Liebster Sohn!

Rittmeister. Nein, wenn Ihr's ungerne thut. — Es ist kein Glück für mich, sobald es keines für Euch ist.

Rode. Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laß uns hier sterben, wo wir gelebt haben! Laß uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist! In dieser Hütte bist Du geboren worden. — Nur besuch' uns hier oft; darum bitten wir Dich.

Rittmeister. Gewiß! Gewiß!

Rachel. Und wir, liebster Sohn, wir wollen Dich wieder besuchen. Wir wollen uns an Deiner Seite manchen Freudentag machen, und auf jedem Hin- und Herwege wollen wir Gott danken, daß er uns einen solchen Sohn gab.

Der Edelknabe.

Ein Schauspiel.

(Geschrieben im Jahre 1772.)

Personen:

Der Fürst von ***.
Frau von Detmund.
Fähnrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von ***.
Der Director des Fürstlichen Gymnasiums.
Ein Kammerdiener.

Die Scene: ein Vorzimmer. Durch zwei offene Flügelthüren sieht man in ein Cabinet, worin ein Feldbett steht. Vor dem Bette befinden sich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.

Erster Auftritt.

Der Fürst (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel auf dem Feldbette). Der Edelknabe (hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen und schläft).

Der Fürst (erwachend).

Das heißt geschlafen! — O Gottlob, daß es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm ungeweckt. — (Nach der Uhr sehend) Zwei Uhr? Erst zwei Uhr? — Es muß weiter seyn. Ich habe länger gelegen. — (Er ruft) Page! Page!

Der Edelknabe (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück). He! He! — Diesen Augenblick! — Gleich!

Der Fürst. Keiner da? Keine Antwort?

Der Edelknabe (wirft sich herum und murmelt). Ich bin ja nur jetzt — nur so eben — Ich habe ja noch so wenig — —

Der Fürst. Das spricht doch. Wer wäre denn das? — (Indem er den Schirm von der Lampe zurückschlägt und hinsieht) Ach! ist's möglich? Das Kind? — Hat das bei mir, oder hab' ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

Der Edelknabe (ist aufgetaumelt und reibt sich die Augen). Gnädigster Herr? —

Der Fürst. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere Dich! — Zieh' Deine Uhr heraus! Meine hier ist mir abgelaufen.

Der Edelknabe (hält sich an die Armlehne des Sessels und nickt). Wie? — wie, gnädigster Herr?

Der Fürst (lachend). Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich möchte Dich gleich so gemalt haben. — Die Uhr, sag' ich, die Uhr sollst Du herausziehen. Du sollst sehen, was die Zeit ist.

Der Edelknabe (indem er langsam näher tritt). Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach, verzeihen Sie! ich habe keine.

Der Fürst. Du träumst noch. Was wolltest Du keine Uhr haben?

Der Edelknabe. Ich habe noch nie eine gehabt.

Der Fürst. Noch nie? Das ist viel. — Dein Vater schickt Dich hieher, und giebt Dir nicht einmal das Nothwendigste? das Einzige, was Du zu meiner Aufwartung brauchst? —

Der Edelknabe. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Der Fürst. Du hast keinen mehr? —

Der Edelknabe. Er ist gestorben, eh' ich zur Welt gekommen. Ich hab' ihn niemals gekannt.

Der Fürst. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch Deine Mutter, Dein Vormund —

Der Edelknabe. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich! so arm! Sie hat an mich ihr Letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; — aber (gähnend) er hat mir noch keine geschafft.

Der Fürst. Wer ist Dein Vormund? —

Der Edelknabe. Mein Vetter, gnädigster Herr.

Der Fürst (lächelnd). Sehr wohl! Aber der Vettern giebt's viel in der Welt. — Also wer ist Dein Vetter?

Der Edelknabe. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

Der Fürst. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von dessen Händen ich Dich erhalten habe. — (Ihm das Licht gebend) Da nimm, Kleiner! Halt fest! In dem Cabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt) müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring' mir die zur Rechten, und nimm Dich in Acht mit dem Lichte!

Der Edelknabe (abgehend). Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürst (allein).

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube, wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte, ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind! und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar. — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viel geschenkt; es wäre ungerecht, wenn es ihnen auch die größte gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter zurückschicken.

Dritter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelknabe (mit Uhr und Licht). Es ist um fünf, gnädigster Herr.

Der Fürst. Also bald Morgen! Ich dacht' es. — (Die Uhr ihm abnehmend) Aber ist denn das die Uhr, die ich Dir sagte? die Uhr, die zur Rechten hing?

Der Edelknabe. Nicht? — Ich glaubte es doch. —

Der Fürst. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest Du Deinen Vortheil verstanden, Du hättest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder hast Du vielleicht Deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist Dir's gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Der Edelknabe. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

Der Fürst. So muß ich deutlicher reden. — Du weißt doch, was Rechts und Links ist?

Der Edelknabe (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht). Rechts und Links, gnädigster Herr? —

Der Fürst (die Hand auf seiner Schulter). Geh', geh', guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses, zu unterscheiden wissen. Und daß Du den Unterschied nie erfahren möchtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir Deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bett. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürst (wieder allein).

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof, sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er verführt werde. — Aber fort soll er? Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so außerordentlich arm, daß sie das Kind nicht erziehen könnte. — Ich muß das hören. Der Hauptmann muß mir das näher sagen.

Fünfter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelknabe. Er kömmt, gnädigster Herr.

Der Fürst. Nun? Wie steht's denn? Wie ist's? — Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist Du noch müde?

Der Edelknabe. Ach ja! — Ein wenig!

Der Fürst. Wenn es weiter nichts ist! Wirf Dich immer wieder in Deinen Sessel! — Ich bin ein Kind gewesen, wie Du. Ich weiß, wie süß in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf Dich hinein, sag' ich! Ich erlaube es Dir. (Lachend, indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft) Dachte ich's nicht? Er läßt sich das nicht umsonst gesagt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (der sogleich wieder einschläft). Der Hauptmann.

Der Hauptmann. Ihre Durchlaucht? —

Der Fürst. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt Ihnen zu dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu, glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung?

Der Hauptmann (die Achsel zuckend). Er ist freilich zu klein.

Der Fürst. Oder zum Ausschicken? Zum Wegreiten? —

Der Hauptmann. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Der Fürst. Oder des Nachts hier zu wachen?

Der Hauptmann (lächelnd). Je nun — wenn Euer Durchlaucht nur Selber schliefen —

Der Fürst. Also wozu, Herr Hauptmann? Zu nichts! Das ist klar. — Doch Sie wollten auch nicht, daß er mir, sondern daß ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. — Ist sie denn wirklich so arm?

Der Hauptmann (die Hand vor der Brust). Wirklich! wirklich, gnädigster Herr!

Der Fürst. Und geworden? Wodurch?

Der Hauptmann. Durch eben den Krieg, wodurch Andere reich wurden. — Frei von Schuld war ihr Gut nie gewesen; jetzt ist es völlig in fremder Hand: Alles ist abgebrannt,

ausgeplündert, zu Grund und zu Boden gerissen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihre. — Dazu kommen Processe, gnädigster Herr; die sind hinter dem Kriege drein, wie die Pest hinter dem Hunger: und ehe sie aus werden, da müssen Kinder und Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für sie, sind ihre Söhne versorgt: der jüngste ist hier bei Euer Durchlaucht; der älteste ist Fähnrich unter der Garde: sie hilft sich denn durch, wie sie kann —

Der Fürst. Sehr elend vermuthlich?

Der Hauptmann. Das errathen Euer Durchlaucht. — (Kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte; ganz allein und verlassen: ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es ansähe.

Der Fürst. Ihr Bruder sind Sie?

Der Hauptmann. Leider, gnädigster Herr!

Der Fürst (verächtlich). Leider? — Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verstehe, Herr Hauptmann. Sie würden Sich ihres Elends nur schämen, oder wenn Sie Sich rühren ließen, würden Sie Unkosten haben. (Der Hauptmann geräth in Verwirrung.) — Wie heißt Ihre Schwester?

Der Hauptmann. Von Detmund, gnädigster Herr.

Der Fürst (nachsinnend). Von Detmund! Von Detmund! — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Der Hauptmann. Ganz recht, gnädigster Herr! —

Der Fürst. Der gleich im ersten Feldzuge blieb? —

Der Hauptmann. Im ersten Feldzuge! Ganz recht! — Das war der Vater des Fähnrichs und dieses Kleinen. — Er war ein rechtschaffener Mann. Er stieg auf eine Sturm=

leiter, als wenn er zum Tanze ginge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Der Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnere mich seiner sehr wohl, und ich wünschte —

Der Hauptmann (einen Schritt näher tretend). Was wünschten Euer Durchlaucht? —

Der Fürst. Die Bekanntschaft seiner Witwe zu machen.

Der Hauptmann. Das können Sie diesen Augenblick. Sie ist hier.

Der Fürst. Sie ist hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! Sobald sie auf ist, soll sie hieher kommen. — Ich will sie sehen, und will ihr das Kind wieder zurückgeben.

Der Hauptmann (bittend). Gnädigster Herr —

Der Fürst. Doch braucht ihr das nicht gesagt zu werden. Gehen Sie! (Der Hauptmann geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (schlafend).

Der Fürst. So arm geworden! Und durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! Wie viel Familien mögen nicht über ihn seufzen! — Gut, daß sie nur über ihn, und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung. — (Aufstehend) Doch heraus! Es ist Tag. — Der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wollüstig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft.) Ein hol-

der Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie sanft! — Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu seyn, mit dem es keiner Umstände braucht. Er ist die lautre Natur. — (Wieder umhergehend) Seine Mutter — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel für sie, wenn sie so, wie der Hauptmann, wäre. Ich muß sie ausforschen. Ich muß sie prüfen: und dann — dann ist's immer noch Zeit, meinen Entschluß zu fassen. (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsieht) Was ist das? Ein Brief, wie es scheint. — (Er nimmt es und liest die Unterschrift) „Deine ewig getreue Mutter, von Detmund." — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn lese? — — Ich wünschte sehr, ihren Geist und ihr Herz zu kennen. Gegen das Kind wird sie sich nicht verstellt haben. Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!

„So viel Mühe Dir noch das Schreiben macht, so hast Du „Dich doch meiner Bitte erinnert, und mir sogar mehr geschrie„ben, als ich verlangt hatte. Ich erkenne darin Deine Liebe, „und ich umarme Dich dafür. — Du schreibst mir, daß Du nun „dem Fürsten vorgestellt worden; daß er die Gnade gehabt, Dich „anzunehmen; daß er der beste, der freundlichste Herr sei, und „daß Du ihn von Deinem ganzen Herzen liebest — —"

(Den Knaben ansehend) Nein, wirklich? Das schriebst Du, Kleiner? — Nun, so ist's ja wohl Pflicht, daß ich Dich wieder liebe, daß ich Dir's zu beweisen suche. —

„Du hast das wohl Ursache, mein Kind: denn ohne seinen „Beistand, was würde wohl in der Welt Dein Schicksal seyn? „— Du bist nicht allein eine vaterlose, sondern, wenn schon

„Deine Mutter noch lebt, auch eine mutterlose Waise: denn mich „hat das Glück außer Stand gesetzt, meine Pflicht an Dir zu er= „füllen. Das war immer mein größtes, mein schwerstes Leiden. „Bei jedem Unfall, der mich betraf, blieb ich standhaft, so lange „ich nur an mich dachte; die Thränen kamen erst dann, wenn „ich auf Dich sah." —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es scheint! — Und wenn sie eine eben so gute Frau ist, als Mutter — Doch warum nicht? — Gewiß! Gewiß!

„So gern ich nun wollte, so kann ich Dich nicht selbst den „Weg zur Glückseligkeit führen. Ich muß hier in der Entfer= „nung stehen bleiben; aber mit aller Kraft, die mir die Liebe „giebt, will ich Dir nachrufen, so lange ich Dich erreichen kann, „und will Dich bitten, daß Du die rechte Straße gehest. — Lieb= „stes Kind! Mit dem Gehorsame, den Du mir stets erwiesen „hast, trage diesen Brief immer bei Dir!" —

(Einen Blick auf den Knaben) Er war gehorsam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn Du Deine Pflicht übertreten, wenn Du die Er= „mahnungen brechen willst, die ich noch mit dem letzten Ab= „schiedskusse, mit den letzten Thränen Dir zurief, — o dann „mein Kind! dann erinnere Dich dieses Briefes, und überlies ihn „Erinnere Dich Deiner Mutter, die in ihrer Einsamkeit keine an= „dre Freude kennt, als die Hoffnung, die Du ihr giebst —"

Keine sonst? — hat er nicht einen Bruder?

„Erinnere Dich, daß Du sie vor Kummer in's Grab brin= „gen, daß Du eben das Herz durchbohren würdest, das Dich auf „Erden am meisten liebt." —

Sie fühlt seine Gefahr. Sie hat sehr Recht; denn er ist in

Gefahr. — Und konnte sie's dennoch wagen? Konnte sie den Entschluß fassen? — —

„Ich schreibe das nicht aus Mißtrauen zu Dir: Dein Be„tragen hat mir keine Ursache dazu gegeben. — Nein, mein „Kind! nein! Du hast meine Thranen um Deinen Bruder ge„sehen: Du wirst mir den Kummer nicht machen, den er mir machte" —

Also der Aeltere? der Fähnrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warst immer gut, immer gehorsam, immer kindlich „gesinnt: dieses Zeugniß gebe ich Dir mit Freudenthränen. — „Fahre so fort, wie Du anfingst, und werde ein rechtschaffener „Mann! Dann hast Du keine arme und unglückliche Mutter „mehr: Du hast eine reiche und glückliche Mutter." —

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, scheint's, hat sie nur erhoben, statt sie niederzudrücken.

„Zu Ende Deines Briefes schreibst Du, daß alle Deine Mit„pagen Uhren hätten. Ich merke Dir's an, wie sehr auch Du „eine zu haben wünschtest; aber Du brichst davon ab und un„terdrückst Deinen Wunsch. Eben um dieser Bescheidenheit wil„len geht mir's an's Herz, daß ich ihn nicht soll erfüllen kön„nen. Aber vergieb mir, mein Kind! Ich kann nicht. So „eben zeigt sich die Nothwendigkeit, nach der Hauptstadt zu „gehen; das wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich „noch habe. Doch laß auch diese Ausgabe nur überstanden „seyn! und ich will mich auf's äußerste einschränken; ich will „mir Alles versagen, um, wo möglich, Deinen Wunsch zu be„friedigen. Was nur immer in meinen Kräften ist, das will „ich für meinen Liebling thun, damit es ihm nie an Ermun=

„terung zur Tugend und zum Gehorsame fehle. — Ich sehe „Dich nun wieder, und bin — —"

Vortreffliche Frau! — Ich will den Brief meiner Gemahlin zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (Er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte.) — Wie süß er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, giebt der Himmel ihr Glück im Schlafe; und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmt ihn bei der Hand.) Kleiner! — Kleiner! — (Der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weitoffnen Augen an; der Fürst ihn wieder.) Sehr drollig, beim Himmel! — Komm! Ermuntere Dich, Kleiner! Es ist jetzt Tag, und Du kannst hier nicht länger schlafen. Steh' auf!

Der Edelknabe (langsam aufstehend). Ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlafs. — Da geh' hin in mein Cabinet! (Der Knabe geht.) Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (Er löscht die Lampe aus und wirft die Thüren zu.) — Nun geh' nach dem, wo die Uhren hingen! Hübsch schnell! Nein, nein! nach jenem dort gegenüber! Geschwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Bist Du nun munter?

Der Edelknabe. Ach ja, gnädigster Herr!

Der Fürst. Sage mir doch — denn ich halte Dich für einen fleißigen und geschickten Knaben — kannst Du schon Briefe schreiben?

Der Edelknabe. O wenn ich will! Schon ganzer zwei hab' ich geschrieben.

Der Fürst. Und diese zwei? — An Deine Mutter vermuthlich.

Der Edelknabe (sehr freundlich). An meine Mutter, gnädigster Herr.

Der Fürst. Die Freude funkelt Dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (vor sich) Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, Deine Mutter?

Der Edelknabe (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden). Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Der Fürst. Das werd' ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie ist so liebreich, so gut —

Der Fürst. Dann wollt' ich aber nur wünschen, daß sie auch gute Söhne hätte. — Der Fähnrich, sagt man, soll nicht der Beste seyn; aber Du —

Der Edelknabe (den Kopf schüttelnd). Ach, der Fähnrich! der Fähnrich!

Der Fürst. Man sagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Der Edelknabe. Je nun, gnädigster Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberst erführe — (im Vertrauen) O das ist ein harter, häßlicher Mann, der Oberst.

Der Fürst (die Hand erhebend). Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen? Was hat's denn gegeben?

Der Edelknabe. Allerhand! Ich weiß selbst nicht recht, was? — So viel weiß ich, daß sich meine Mutter sehr übel darum gehabt; daß sie sich schon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (Ganz nahe an ihn herantretend, und leise) Er hätte, sagte sie, unglücklich werden; er hätte vom Dienst kommen können.

Der Fürst. Vom Dienst? Ei, wie das?

Der Edelknabe. Ja, das kann ich nicht sagen, gnädigster Herr.

Der Fürst. Mir wohl! Warum nicht? —

Der Edelknabe. Man hat's mir selbst nicht gesagt.

Der Fürst (lachend). Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder auf Dich zu kommen: Du hattest vorhin keine Uhr. Hast Du wohl Deiner Mutter um eine geschrieben?

Der Edelknabe. Ein einziges Mal, aber nicht wieder!

Der Fürst. Ich merk' es. — Ganz gewiß hat sie Dir einen Verweis gegeben?

Der Edelknabe. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir so viel zu ersparen, und sie behilft sich so schon so elend. — Das jammert mich viel zu sehr.

Der Fürst. Das muß Dich auch jammern. Ein guter Sohn sollte seiner Mutter nicht neue Sorgen machen; er sollte wünschen, daß er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr — wenn's nur um eine Uhr zu thun ist; die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen. — (Indem er eine Börse herauszieht) Sieh hier, kleiner Moritz! Da hätt' ich zwölf Ducaten erübrigt, die ich verschenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her Deine Hand! (Der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt) —

Der Edelknabe. Sollen sie mein, gnädigster Herr?

Der Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst Du nun mit dem Gelde?

Der Edelknabe (freudig). Könnt' ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Der Fürst. O ja! Eine recht schöne! — in meinem

Lande gemacht, und London d'rauf geschrieben; aber — wenn wir's beim Lichte betrachten — Du brauchst keine Uhr. Ich selbst habe ja Uhren genug. — (Indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht) Wär' ich wie Du, da wüßt' ich schon, was ich thäte, ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch wie Du willst! wie Du willst! — Jetzt geh' ich, um mich antleiden zu lassen. Du bleib hier, bis ich wieder komme.

Der Edelknabe (ihm nach). Gnädigster Herr —

Der Fürst. Was ist? Was beliebt?

Der Edelknabe. Meine Mutter ist hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück, und ich möchte so gerne noch von ihr Abschied nehmen. — (liebkosend) Darf ich? Erlauben Sie mir's!

Der Fürst. Nein, guter Kleiner! Diesmal soll Deine Mutter hieher kommen. Sie soll zu Dir kommen. Geduld!

(Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Der Edelknabe (allein).

Hieher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an? Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (Er zählt leise weiter bis zwölf) Zwölf Ducaten zu einer Uhr — O Himmel! Wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzöge. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüßte schon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; er weiß viel, wie's einem an=

dern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. — Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn sollte seiner Mutter zu helfen suchen. Gewiß dacht' er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Ducaten! (Indem er sie ansieht) Das ist freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! Wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben. — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust) Ach, eine Uhr, eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder sinken läßt) Aber auch eine Mutter! eine so gute Mutter! — Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blaß aus, so krank! Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe, ihr wär' auf einmal geholfen. — Soll ich's denn thun? Soll ich's ihr geben? — (Entschlossen) O ja! O ja! — — Aber bald muß sie kommen; denn sonst gereut's mich wieder. Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen. — (Den Zeigefinger an den Lippen) Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Detmund. Der Hauptmann.

Der Edelknabe (ihr entgegen). Liebe Mama —

Frau von D. (sich schüchtern umsehend, und ohne auf das Kind zu achten). Ich weiß nicht; — ich bin so unruhig, mein Bruder. — Wenn ich nur erst seine Absichten wüßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte — —

Der Hauptmann. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind giebt er Dir wieder. — (Indem sie erschrocken auf den Knaben sieht, der mit großer Freundlichkeit ihre Hand küßt) Es

war auch wohl, beim Himmel! sehr thöricht, daß Du es verbrachtest. Was soll es dem Fürsten? — Die andern Edelknaben, die werden groß, und gehen in Dienst: aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit Du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!

Frau von D. (schmerzlich). Mein Bruder! —

Der Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürst auf Dich hört, so laß Dich nur nicht auf das Kind ein! Das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähnrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von D. Wie sagst Du? Wegen des Fähnrichs! —

Der Hauptmann. Nun ja! Er hat zu ihm geschickt.

Frau von D. Ich erschrecke. Sollt' er erfahren haben — —

Der Hauptmann (immer noch kalt). Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (Den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt) Und wenn er nun hätte; was meinst du? Wenn er nun wüßte, daß der Bube hat durchgeben wollen? daß er Gelder untergeschlagen? daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoßend) O bei Gott! Es bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um Deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um) In meinem Leben nicht wieder!

Zehnter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Edelknabe (da er ihre Unruhe sieht). Der Vetter ist immer böse. — Lassen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama!

Frau von D. Ach schweig, Kind! Du weißt nicht — —

Der Edelknabe. Ei ja! Ich weiß mehr als der Vetter. — Der Fürst ist gar nicht so, wie er sagt; Er thut gewiß keinem Menschen Uebels; Er hat mich nur eben beschenkt. — (Ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend) Sehen Sie nur! Sehen Sie! Das hat er mir Alles geschenkt.

Frau von D. (bestürzt). Ist es möglich? Der Fürst — —

Der Edelknabe (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält). Aus einem großen, großen Beutel voll Gold. Eben jetzt, eh' Sie herkamen. — Ach, wenn der wollte, Mama! Wenn der wollte! Der hat! —

Frau von D. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er mußte doch eine Ursache, eine Veranlassung haben — —

Der Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mocht' er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heut den Morgen — (indem er zum Cabinet läuft und den einen Flügel öffnet) Sehen Sie nur hier! Er lag dahier auf dem Bette — — da schrie er in mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehen; und da — weil ich nun da keine hatte — —

Frau von D. So gab er Dir dies?

Der Edelknabe. So gab er mir's, daß ich mir eine

schaffen sollte. — — (Das Geld wieder hinzeigend) Zwölf Ducaten, liebe Mama.

Frau von D. Sieh mich an! Darf ich's glauben?

Der Edelknabe. Gewiß! Gewiß! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend) Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

Frau von D. (gerührt). Wie, mein Kind? — Wie?

Der Edelknabe. Es geht mir so nahe, daß ich Sie immer weinen sehe. — O ich wollte, daß ich nur viel hätte, recht viel! da sollten Sie nie wieder weinen. — Alles, alles, was ich nur hätte, das wollte ich Ihnen geben.

Frau von D. (sich über ihn bückend). Wolltest Du das? —

Der Edelknabe. Und ach! da sollten Sie so vergnügt seyn! so glücklich!

Frau von D. (ihn küssend). Ich bin es, mein Kind. Ich gabe diesen Augenblick nicht um alles Gold Deines Fürsten. — (Ihn noch einmal küssend) O Du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über die Freude an ihrem Kinde vergißt!

Der Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend). Sie nehmen's doch aber? — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von D. Ich will es nehmen. Ich darf Dich nicht selbst kaufen lassen; denn Du würdest betrogen werden. Ich will für Dich kaufen, mein Kind.

Der Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von D. Du wirst hier bleiben; da brauchst Du eine.

Der Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau von D. Und hat Dir doch eine geschenkt?

Der Edelknabe. Wirklich, wirklich! Er hat's gesagt.

Frau von D. Du betrügst mich, mein Kind. Du redest die Unwahrheit; und das sollst Du nie, auch nicht aus Liebe zu Deiner Mutter.

Der Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollt' ich, daß der Fürst nur da wäre! daß er nur käme! — (sich umsehend) Er kömmt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst.

Der Edelknabe (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen). Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Ducaten zu einer Uhr geschenkt?

Der Fürst (lächelnd). Das hab' ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nicht nöthig hätte?

Der Fürst. Ja wohl! Das hab' ich gesagt.

Der Edelknabe (schnell herum). Nun, Mama? Nun?

Frau von D. (in Verlegenheit). Mein Kind — (laut) O verzeihen Ihre Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

Der Fürst. Verzeihen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur. — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte Dir Deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Der Edelknabe (halb ärgerlich). Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Der Fürst. Was hör' ich? Nicht nehmen? — Also hast Du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? — Ich will nicht hoffen!

Der Edelknabe (betreten). Gnädigster Herr?

Der Fürst. In der That, das würde mir wenig Lust machen, Dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast Du's gethan?

Der Edelknabe (sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt). Sie ist so arm, gnädigster Herr!

Der Fürst. Du guter Knabe! (ihm unter's Kinn greifend) — — Und also hast Du Deinen einzigen Wunsch, Deine liebste Begierde aufgeopfert, um Deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig! Dann wär' es Jammer, wenn Du Deine Uhr solltest verloren haben. — (Indem er seine eigne Uhr hervorzieht) Aber sieh! Und wenn ich nur diese einzige hätte; — zur Belohnung Deiner kindlichen Zärtlichkeit sollte sie dennoch Dein seyn. (Er giebt ihm die Uhr.)

Der Edelknabe (freudig zugreifend). Ach, gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

Der Fürst. Sei ruhig! In vollem Gange. — (Indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen) Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschließen. Männer, wie Du, sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, Dich reicher zu machen? — Komm!

Steck' die Uhr ein! Geschwind! — Und weil Du so gut mit dem Wenigen umgingst — (ihm eine Börse gebend) da nimm! Da sind für zwölf Ducaten ihrer hundert.

Der Edelknabe (erstaunt ihn ansehend). Ah, gnädigster Herr?

Der Fürst. Du bedenkst Dich? So nimm doch!

Der Edelknabe. Beutel und Alles? — (im Begriff es zurück zu geben) Das ist ja wirklich zu viel.

Der Fürst. Wenn's für Dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es Dir, daß Du es anlegen solltest. Und wer meinst Du wohl, der es brauchen könnte?

Der Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend) Da, liebe Mama!

Frau von D. (sich ihm nähernd). Ihre Durchlaucht! —

Der Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt — das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man Andern noch keine Dienste leisten kann, worin man selbst ihrer noch braucht; und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff' ich. — — Sie schweigen?

Frau von D. (vor sich niedersehend). Ich habe Unrecht, Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Wie so? Worin? —

Frau von D. Ich habe Unrecht — daß ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. — (Ihm näher tretend und in di

Augen sehend) Ja, Ihre Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werd' ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen: und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt; wenn Euer Durchlaucht dieses unmündige, unerzogene Kind verstoßen — (Sie will ihre Thränen zurückhalten) dessen Vater zu früh starb — — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

Der Edelknabe. Sie weint? — (des Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr!

Der Fürst. Nun, wenn auch Du kömmst! — Was ist's?

Der Edelknabe (bittend). Sie werden doch mich nicht verstoßen? —

Der Fürst. Nicht? Meinst Du nicht? — Nun wohlan denn! Um Deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame. — (Verstellt) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

Frau von D. (äußerst aufmerksam). Seine Unschuld, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst (wie vorhin). Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame!

Frau von D. (verlegen). Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — Dürft' ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

Der Fürst (immer verstellt). Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon langst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt: und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — — Doch Sie

sehen: das ist ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wir's wagen.

Frau von D. (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend). Nein, gnädigster Herr!

Der Fürst (wie beleidigt). Nicht? — Wie Sie's für gut finden, Madame.

Frau von D. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittere vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Der Fürst. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von D. Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ich's nur rette — ob ich es nackend rette! —

Der Fürst. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau von D. Was Gott will! Mir soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten, so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

Der Fürst. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame, Sie verdienen Alles, was ich nur für Sie thun kann. — (Ihr näher und mit Wärme) Wie soll ich helfen? Wie soll ich Ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Frau von D. (äußerst verwirrt und gerührt) O, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

Frau von D. Ist durchaus nicht zu retten.

Der Fürst. So groß ist die Schuld? — Aber Sie haben Processe, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

Frau von D. Keine, gnädigster Herr! — Außer dem Einen, den ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig; nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen.

Der Fürst. Desto besser! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hafte dafür. — Nehmen Sie überdies noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoff' ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Frau von D. (sich niederwerfend). So viele Gnade! — Kann ich sie je — —

Der Fürst (hält sie zurück). Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Witwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätzte. — Sagen Sie mir: würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau von D. Wie könnt' ich, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Und Du, Kleiner? — Gingst Du wohl gerne mit Deiner Mutter?

Der Edelknabe (die Uhr in der Hand). Mit meiner Mutter? — O ja!

Der Fürst. Aber ich weiß doch, Du liebst mich. Du bliebst auch wohl gern hier bei mir?

Der Edelknabe. Sehr gern, gnädigster Herr!

Der Fürst. Nun dann! — Wenn das ist — — Schickt' ich Dich fort, so hätt' ich Dich doch immer verstoßen; und Du hast mich ja so dringend gebeten, Dich nicht zu verstoßen. Auch hat Dich Deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame. (Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Frau von D. Gütiger Gott! — (indem sie sich in den Sesse wirft) Was war das?

Der Edelknabe (fröhlich um sie herum). Nun? Nun? — Ist's nun recht? Ist's nun gut?

Frau von D. (ihn zärtlich an sich ziehend). O, liebste Kind! — —

Der Edelknabe. Aber Sie freuen Sich ja nicht! Si müssen Sich freuen, liebe Mama!

Frau von D. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mißtrauen gegen die Vorsicht, an den tödt lichen Kummer, den ich fühlte, da Du zur Welt kamst. Es wa in eben der Stunde, fast unmittelbar auf den Augenblick, d ich den Tod Deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jamme sah ich Dich an! Mit welchem Schmerz, Dich geboren zu ha ben! (Indem sie ihn küßt und die Arme um ihn herum schlägt) Und warf Du der, der mir helfen, der schon in seiner frühen Kindheit mein Thränen abtrocknen sollte? — — Gott! Was fehlt mir nu

noch? — Nichts! Nichts, als Gewißheit von Deinem Bruder! dann bin ich glücklich.

Der Edelknabe. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau von D. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüßte —

Der Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie sehen ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau von D. Gegen uns, mein Kind. — Weil wir unschuldig sind.

Der Edelknabe. Und er hat mir ja versprochen, es sollte geheim bleiben. Der Oberst sollte nichts davon wissen.

Frau von D. (auffahrend). Was? Dir versprochen?

Der Edelknabe. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Daß Sie Sich also deßwegen nicht ängsten!

Frau von D. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Der Edelknabe (indem er Unrath merkt). Ach nicht viel! — Was ich wußte. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht die Unwahrheit reden. Das haben Sie ja Selbst mir verboten.

Frau von D. (ängstlich). Aber, Kind! — Liebstes Kind! — Konnte denn Deine Einfalt —

Der Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von D. Ob ich's bin! Ob ich unruhig bin? — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O Du kannst mich, Deinen Bruder, uns Alle in's Unglück bringen.

Der Edelknabe (im Begriff zu weinen). In's Unglück bringen?

Frau von D. Ach! da höre ich schon — (sich auf ihn

werfend, und ihm zuredend) Sei nur stille! nur ruhig! — Thränen würden das Uebel nur ärger machen. Sei ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähnrich und der Hauptmann.

Der Fürst. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! — (zum Fähnrich) Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Der Fähnrich (sich tief verbeugend). Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Eine große Empfehlung! Sie hatten einen sehr rechtschaffenen Vater. — Vermuthlich reizt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben Sich, seiner würdig zu seyn?

Der Fähnrich (wie vorher). Ich thue nur meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Dann thun Sie Alles. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. — Da, Herr Fähnrich! da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen; und um sie hier ganz beisammen zu sehen — —

Der Fähnrich (sich immer verbeugend). Euer Durchlaucht haben viel Gnade.

Der Fürst. Doch wohl nicht mehr, als ich sollte? —

Der Fähnrich. Euer Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Der Fürst. Wirklich; es fehlt nur an der Ueberzeugung,

daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wohl steht —

Der Fähnrich. O Ihre Durchlaucht —

Der Fürst. Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie, das sich thun ließe, Herr Fähnrich? — Ein Schritt weiter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Der Fähnrich (die Hände reibend). Freilich, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Aber wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Compagnie! Capitain! Das ist doch immer so das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah' im Gesichte. — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Hauptmann kehrt) Was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Der Hauptmann (etwas betreten). Ich? — Was ich denke? —

Der Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Der Hauptmann. O nein! Eher Gutes, Ihre Durchlaucht. — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Der Fürst (mit Beifall auf den Fähnrich sehend). Doch? In der That?

Der Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachsen ist — —

Der Fürst. Nun ja wohl! Da ist er der gemachteste Mensch von der Welt. Das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten, Herr Hauptmann — Ich muß mich

schämen, daß ich nach so einer Kleinigkeit frage; — wie ist er in seinen Sitten beschaffen?

Der Hauptmann. Je nun — (lächelnd) dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt; aber — wie Euer Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Der Fürst. Wie ich schon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an Ihrem Zeugnisse, Madame. Was sagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — (nach einer Pause) Gar nichts?

Frau von D. Was sollte ich sagen?

Der Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von D. Und kann ich das, Ihre Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn loben müßte: würden Sie wollen, daß ich ihn in seiner Gegenwart lobte? Oder wenn ich ihn tadeln müßte: daß ich ihn in der Gegenwart dessen tadelte, der sein Schicksal in seiner Gewalt hat?

Der Fürst (lächelnd). Vortrefflich, Madame! Sie sind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundere Sie ganz. — (ernsthaft) Ein jeder, mein Herr Fähnrich, hat seine Weise, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Officier befördern will, so fange ich damit an, daß ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Der Fähnrich (erschrocken). Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Ja, ja! Das ist nun nicht anders. Geben Sie Ihren Degen dem Hauptmann! — Ein bescheideneres Betragen hätte Alles entschuldigt; aber diese Zuversicht, diese Dreistigkeit — Was kann man von einem Menschen erwarten, der mit einem Gewissen, wie Ihres, so frech ist? der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weiß, wie nichts-

würdig er gegen die gütigste Mutter gehandelt; und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihrentwillen, Madame! — um der Art willen, wie ich's erfahren habe; — um der Größe des Vergebens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (in seinem strengsten Tone) sobald wieder das Allergeringste vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mir's in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen; und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (Besonders zur Frau von Detmund) Daß Sie ihm nie womit aushelfen! nie! auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geschenks! Durchaus nicht! — Er kann von seinem Gehalte leben, und er mag sich einschränken lernen. — (Eine Bewegung mit der Hand) Fort! In die Wache, Herr Fähnrich! (Die beiden Officiere treten ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Fürst (sie ansehend). Nun? — Sie sind niedergeschlagen, Madame?

Frau von D. (bescheiden). Ich bin Mutter, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht bessern, um sie nur ja nicht zu kränken?

Frau von D. Wie falsch wäre dann meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daß mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Der Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn für's erste der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih' ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem Einen Bewegungsgrund zur Besserung ist, wird bei dem Andern Einladung zu größern Verbrechen. — — Sorgen Sie indeß nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Maaße werde ich gütiger werden. — (Sich gegen den Edelknaben wendend) Was den Kleinen betrifft — Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau von D. Nein, Ihre Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die großmüthigsten seyn. — So sehr ich immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, daß ich ihn noch zu wenig verehrt.

Der Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Bloß um dem Staat einen rechtschaffenen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um meinem Sohne einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb — — bloß deßwegen — —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Der Kammerdiener. Der Director, Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Schon da? Laßt ihn vorkommen! (Der Kammerdiener geht ab.) — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Director.

Der Director (sich verbeugend und mit der Stimme zitternd). Auf Euer Durchlaucht höchsten Befehl —

Der Fürst. Näher her, Herr Director! Mit Männern, wie Sie, muß man nicht bloß von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Man hat Sie mir als einen Mann von großen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Der Director (äußerst verwirrt). Mich, Ihre Durchlaucht?

Der Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobes überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Der Director (zitternd). Ich? — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Der Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen?

Der Director. Nein — Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein halber bin? Hab' ich's getroffen? —

Der Director (erschrocken zurücktretend). Gütiger Gott! — Könnt' ich so kühn seyn? — —

Der Fürst. Nun, nun! Das wäre so kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Der Director (stotternd). Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — — zu — —

Der Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. — Ich wollte schon sagen, daß Ihr Buch ganz vortrefflich wäre, daß es viel Wissenschaft, viel Kenntniß des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz?

Der Director. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

Der Fürst (nach einigem Stillschweigen). Lieber Herr Director — Sie sind ein Deutscher. Nicht wahr?

Der Director (ehrerbietig zurückweichend). Ja, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst (wieder gütig, indem er ihm näher tritt). Nun was thut das? Ich bin ja auch einer! Schämen Sie Sich darum nur nicht! — Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hofe lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Der Director. Einigermaßen. Von Ansehen.

Der Fürst. Nicht näher?

Der Director. Nein, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte, so war das Uebrige seines Gehirns eben nicht viel; aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehen zu geben — darin war es der erste Kopf von Europa. — Frei, frei,

Herr Director! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das was man Demuth nennt — unerträglich. — — Um zur Sache zu kommen: was macht die vornehmste adeliche Pension auf dem Gymnasium?

Der Director. Die vornehmste? — Das ist verschieden, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Aber so im Ganzen! so ungefähr?

Der Director. Ungefähr? — Zwischen drei- und vierhundert.

Der Fürst. Was es sei! — Ich habe hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will; und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werden will, daß ich ihn nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufsicht über die Knaben?

Der Director. Die Lehrer, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Wackere Männer vielleicht! aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Director, kenne ich, und hätte Vertrauen zu Ihnen — Würden Sie wohl, wenn ich Sie bäte — —

Der Director (beschämt). Ihre Durchlaucht!

Der Fürst. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen?

Der Director. Es ist ja meine Pflicht, Ihre Durchlaucht.

Der Fürst. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sie's gerne, würden Sie's mit Vergnügen thun?

Der Director (sich verbeugend). Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Der Fürst. Wohl! und es ist natürlich, daß ich mich erkenntlich dafür beweise. — (Zu dem Edelknaben, indem er ihn be der Hand nimmt) Komm her, Kleiner! Komm! Du siehst, da ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich Dich führe Hättest Du wohl Vertrauen zu diesem Manne? Möchtest Du wohl mit ihm gehen, und bei ihm leben?

Der Edelknabe (den Director einen Augenblick ansehend). O ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Aber dann mußt Du auch wissen, was die ser Mann Dir inskünftige seyn wird: Dein größter Wohlthäter Dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärt lichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er je über Dic klagte — —

Der Edelknabe. Nein, nein! Das soll er nie, gnä digster Herr.

Der Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, daß ich ebe so scharf seyn kann, als ich gut bin. — Also, wenn er je übe Dich klagte — —

Der Edelknabe (zum Director, dem er ehrerbietig die Hand küßt Nein, nein! Das sollen Sie nie, Herr Director.

Der Fürst (zum Director). Wie gefällt Ihnen das Kind?

Der Director (gerührt). O Ihre Durchlaucht — Scho weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theur seyn, als mir mein eigner Sohn ist. —

Der Fürst. So könnt' er denn mit Ihnen gehen. - Sind Sie's zufrieden, Madame?

Frau von D. (mit inniger Rührung). Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Der Fürst. Nun so geh' denn! So geh'! (die Hand auf seinen Kopf legend) Werde ein rechtschaffener, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Uebrige anbetrifft; — da sei Du froh und getrost! Es soll Dir niemals an etwas gebrechen. (ihn ansehend) Nun, Kleiner? Warum so wehmüthig?

Der Edelknabe (sich tief verbeugend, und nach seiner Hand greifend). Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Der Fürst (mit Rührung). Ist es das? — (ihn aufhebend und küssend) Und auch Du lebe wohl! auch Du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Director. — Und Sie, Madame; gehen Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von D. (sich niederwerfend, mit Feuer). Kann ich gehen, Ihre Durchlaucht — —

Der Fürst. Was soll das? Ich liebe das nicht.

Frau von D. Kann ich gehen, eh' ich mein Herz — —

Der Fürst (sie aufhebend). Nein, sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daß irgend ein Mensch vor mir kniee.

Frau von D. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (die Hand erhebend) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bitten, daß er ewig den großmüthigsten Fürsten segne.

Der Fürst (einige Schritte nach, und gnädig). Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich! Madame!

Siebzehnter Auftritt.

Der Fürst allein. (Indem er sich umsieht.)

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleine Vergnügen mache? Doch welches? Das größte hab' ich nun ein mal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mi trefflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

T i t u s.

Ein Vorspiel

ur Feier des Geburtsfestes des Prinzen von Preußen.

(Geschrieben im Jahre 1779.)

Es bedarf keiner Erklärung, warum bei der frohen Gelegenheit, die diesem inen Stück den Ursprung gegeben, gerade dieser und kein anderer Gegenstand gewählt werden. — Die wesentlichsten Charakterzüge der Hauptpersonen lie- n sich durch klare Zeugnisse der Alten rechtfertigen. Kleine Unrichtigkeiten in eschichte und Costume, und besonders einige mit Fleiß begangene Anachro- men, wird die bekannte Freiheit jedes dramatischen Schriftstellers entschul- gen.

Personen:

Vespasian, Römischer Imperator.
Titus, sein Sohn und Nachfolger.
Valerius, Sejus, } zwei der ältesten Senatoren.
Mucianus, Nerva, Pedius, Eprius, Cäcina, Priscus, Cejonius, Novius und eine Menge anderer Senatoren.
Ein Bote.
Diener des Raths.

Die Scene: ein Römischer Tempel, der Versammlungsort des Senats. Im Hintergrunde ein auf Stufen erhöhter kurulischer Stuhl; zu beiden Seiten die Sitze der Senatoren.

Erster Auftritt.

Valerius. Bald darauf Sejus.

Valerius.

Willkommen! Willkommen, Sejus!

Sejus. Auch Du!

Valerius. Sind doch wir Greise immer die ersten! Wir, ie wir so viel langsamer kriechen. —

Sejus. Aber auch so viel früher ausgehen.

Valerius. Wahr! Selbst unsre Schwachheit macht un-rn Vorzug. — — Sieh! Schon mehrere Senatoren!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Nerva. Cyprius. Nach und nach immer Mehrere.

Die Alten. Willkommen! Willkommen!

Die Neuen. Seid uns gegrüßt!

Cyrius. Weiß man die Ursache dieser Zusammenkunft? — Ist irgend ein neues Gesetz im Vorschlag? Ist in irgend einer der Provinzen Krieg entstanden?

Nerva. Krieg? — Da der Janustempel nur kaum geschlossen worden? Da der Platz zum Tempel des Friedens nur erst gewählt ist?

Cyrius. So sagt: wozu diese Versammlung? Wozu die ungewöhnliche Eilfertigkeit, womit man sie ansagte? Eben jetzt, da fast alle Senatoren sich außer Rom befinden! — Was kann er wollen, der Imperator? —

Sejus. Gutes. — Was sonst?

Cyrius. Bis jetzt freilich wollt' er's noch immer.

Valerius. Und nicht auch künftig? Sei ruhig! — Die Größe des Mannes ist Bürge. Der wahrhaftig große Mann ist der gute. — Rom war nur unglücklich, weil es kleinen Seelen gehorchte.

Dritter Auftritt.

Vorige. Pedius. Mehrere folgen.

Ein Senator. Pedius. — So erhitzt?

Pedius (sich den Schweiß trocknend). Verwünscht sei der Pöbel! — Er hat doch immer Unrecht, auch wo er Recht hat.

Mehrere. Wie das? Was geschieht?

Cyrius. Götter! Gäb's einen Aufruhr?

Pedius. Das denk' ich! Den größten, den Rom gesehen hat. Laß nur erst Mittag werden! — Halb erstickt vor Staub

und vor Gewühl komm' ich her. — Aus meiner ganzen Gegend wird kein Senator mehr kommen. Verlaßt Euch darauf!

Mehrere. Nun? — Wirst Du reden? — Was hat man vor?

Pedius (trocken). Zubereitungen zu Titus Ankunft.

Alle. Zu Titus Ankunft?

Pedius. Ha, da erheitern sich Eure Stirnen! Ich dacht's. — Seid nur getrost! Fürchtet nur nichts!

Nerva. Also wirklich? Er kömmt?

Pedius. Man sagt's. Das Gerücht wird immer lauter und lauter. — Alles stürzt schon in lichten Haufen zum Thore. Es ist kein Durchbrechens mehr. Da helfen keine Lictoren und keine Fasces.

Ein Senator (zu einem andern). Siehst Du? — Darum war's in den Straßen, die wir herabkamen, so öde.

Der Andre. Natürlich!

Eprius. Aber die Zubereitungen? — Du sprachst von Zubereitungen, die der Pöbel machte.

Pedius. Nun ja! Er hat sich in Haufen getheilt. — Der eine wühlt die Straßen auf, um dem Helden einen sanftern Weg zu bereiten; ein andrer erbaut aus den Marmorstücken Altäre, oder holt die Opferthiere herbei, die daran bluten sollen; ein dritter plündert die Gärten, um die Thiere zu kränzen, oder mit Blumen den ganzen Weg zu besäen. — Titus! Titus! Das ist das allgemeine Geschrei. Heil dem Titus! Man hört nichts anders. — Und wehe dem Tauben oder dem Stummen, der nicht mit einstimmte! Er würde zerrissen werden.

Cäcina (mit dem Ton eines Uebelgesinnten). So macht's der Pöbel! — Titus ist nun einmal sein Abgott!

Nerva. Wie? Nur des Pöbels Abgott?

Sejus (ernst). Sage: des Volks.

Nerva. Wirklich; es ist keiner, der ihn nicht anbetete, nicht mit brennender Ungeduld auf seine Erscheinung hoffte. Der Vornehmste, wie der Geringste, sind darin einig. — Es ist unendlich, wie er geliebt wird.

Valerius. Und mit Recht. Weil er ein Menschenfreund ist.

Vierter Auftritt.

Vorige. Priscus.

Priscus. Er kömmt. Bald wird er da seyn, der Imperator. — Ich sah ihn.

Cyrius. Du sahst ihn?

Priscus. So eben, wie er aus dem Palast trat. Ich eilte voran.

Cyrius. Ha! — Und wie schien er? Wie war sein Ansehn?

Priscus. Wie immer. — Was darfst Du fragen?

Pedius (spottend, indem er auf Cyrius zeigt). Bedaur' ihn! Er verdient's, guter Priscus. — Die Tyrannei hat ihm ein Fieber in die Nerven gejagt; das wird ihn, denk' ich, zeitlebens schütteln. Seine Fragen sind noch alle vom Nero, vom Claudius her.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Cejonius. Novius.

Cejonius. Ordnet Euch! Ordnet Euch! Begebt Euch zu Euren Sitzen, Ihr Senatoren! — Der Imperator.

Novius. Er kömmt. Er kömmt.

Sechster Auftritt.

Vorige. Vespasian. Mucian und Andere.

Vespasian. Seid mir gegrüßt, Ihr Väter!

Die Senatoren (die an beiden Seiten in Ordnung getreten, ehrerbietig). Heil Dir! Heil, Imperator!

Vespasian. Ich dank' Euch! — (Sich setzend, und mit ihm Alle.) Den Anlaß zu dieser Versammlung, Väter, wird Euch das Volk schon verrathen haben. Mein Sohn ist nahe. — Die Boten, die mir's ankündigten, haben mehr ihrer Freude, als meinen Befehlen gehorcht. Sie haben dem Volke Gutes verheißen; haben ihm Muthmaßung gegeben. Und Muthmaßung, wißt Ihr wohl, ist beim Volk im zweiten Augenblick Hoffnung, im dritten Gewißheit. — Wie soll man nun dem Ungestüm seiner Freude wehren?

Mucian. Laß es doch! Laß es! — Hat es nicht Ursache zur Freude? Verdient Dein Titus nicht Ehre?

Nerva. Wahrlich verdient er sie, Imperator. Aber nicht bloß vom Volke.

Mucian. Auch von Dir. Vom Senat.

Vespasian. Meint Ihr? — Das wünscht' ich von Euch zu hören, Väter. Und wenn wir darin einig sind, so ist unsre Sitzung geendigt, indem sie anfängt. — Nur, um den Titus zu überraschen, verschob ich sie; und jetzt hätt' er fast mich überrascht. Ich wußte schon: Ihr erkenntet ihn jeder Ehre würdig; — —

Alle (einfallend). Jeder. Jeder.

Vespasian. Nicht bloß der, die schon das Heer ihm ertheilt und ich ihm bestätigt habe: des Imperator-Namens.

Alle. Jeder neuen; — jeder noch wichtigern, glänzendern Ehre.

Eprius (aufstehend). Imperator! — Wenn ich's wagen dürfte, vor Dir zu reden — —

Vespasian. Wagen? Kannst Du wagen, wenn Du Dein Amt thust?

Eprius. Nun wohl! — Ich beschwör' Euch dann, Väter: Seid nicht voreilig in Eurem Ausspruch! Ueberlegt, indem Ihr Titus belohnen wollt, wessen Sohn er ist! wer er selbst ist! Denkt auf neue, denkt auf ungewöhnliche Ehren! Jede, die schon einem andern Römer ward, auch die herrlichste, ist zu klein.

Vespasian (ernst). Eprius! —

Eprius (ehrerbietig). Du hast mir's vergönnt. Laß mich reden! — (wieder zu den Senatoren) Nur durch neue, durch ungewöhnliche Ehren könnt Ihr ungewöhnliches Verdienst belohnen. Strengt alle Kraft Eures Geistes, alle Eure Erfindsamkeit an! — Und wenn Ihr's entdeckt habt, was des Sohns eines Vespasian, was des größten Römers nach ihm, nur in etwas werth ist — denn die Ehre dem Verdienste gleich zu

messen, ganz ihn zu belohnen, das ist unmöglich. — Aber wenn Ihr's entdeckt habt, Väter — —

Vespasian (noch ernster). Cyrius! — Ich bitte Dich: schweig! Ich bin Censor. — Schmeichler duld' ich nicht im Senat.

Cyrius (betreffen). Sollte Wahrheit; — sollte dankbare Ehrfurcht? — —

Vespasian. Schweig'! Schweig', sag' ich! Reize mich nicht! — Daß Du mir ewig schmeichelst, verräth mir Furcht; und Furcht ist unter allen Beleidigungen die bitterste, die Du mir anthun könntest. Gehorche den Gesetzen, und schlafe ruhig! — — (zu den Andern) Nicht von neuen, nicht von ungewöhnlichen Ehren ist hier die Rede. Nur Diejenigen suchen sie, die auch nicht der gewöhnlichen werth sind. — Alles, was ich von Euch will, Ihr Väter, ist die Ernennung des Nachfolgers, des Cäsars. Wenn Euch Titus würdig scheint, auf diese Ehrenstufe zu treten — —

Mehrere (mit dem Lächeln des Beifalls). Würdig? — Würdig?

Mucian. Beim Jupiter, ja! das ist er.

Nerva. Das ganze Heer, alles Volk findet ihn würdig.

Andre. Ein jeder Römer.

Sejus. Die Welt. —

Vespasian. Laßt mich ausreden, Väter! — Wenn Ihr keinen unserer Feldherren kennt, der nicht nur gleiches, der noch größeres Recht, noch gegründeteren Anspruch hätte; — —

Alle. Keinen. Keinen.

Vespasian. Denn bei den Göttern, die das Vaterland schützen! — — Aber was schwör' ich? Meine Handlungen mögen reden! — Wenn ich der Sorge für den Staat meine Ruhe,

meine Kräfte, meine Ergötzungen opfere; wenn ich Rom mehr als mich selbst liebe: so werd' ich's auch mehr, als mein Blut lieben. Der beste Sohn, den das Vaterland zeugte, sei auch mein bester! mein Erstgeborner! Er gehe meinem Titus vor, meinem Domitian vor! — Lieber soll der Glanz meines Hauses erlöschen, als daß die Frucht meiner Arbeiten vernichtet werde! — Ich könnte ernennen, Ihr Väter; könnte aus eigner Macht, ohne Widerspruch, den Titus ernennen; könnte — wenn ich bloß Euch ehren wollte, indem ich Euch fragte — durch die Frage selbst schon die Antwort auf Eure Lippen legen. — Aber nein! Nein, Senatoren! Redet, wie's Eurem Stande zukömmt! redet aus freier Seele! — Und wenn Ihr irgend einen fähigern, würdigern kennt, als Titus; irgend einen, der, besser als Er, die Größe des Vaterlandes erhalten könne — —

Nerva. Besser? Besser als Er?

Pedius. Frage die Legionen! — Ist er nicht unserer jungen Feldherren unerschrockenster, weisester, wachsamster?

Mucian. Du selbst bist Zeuge. —

Sejus. Du. Seine Thaten. Der Feind.

Nerva. Und was sonst, Väter; was sonst, als Tapferkeit, kann hier entscheiden?

Mucian. Sie allein. Sie allein. Rom, das durch Waffen groß ward, muß durch Waffen erhalten werden.

Alle. Endige! Endige dann! Ernenn' ihn!

Vespasian. Valerius! vor jedem andern pfleg' ich auf Dich zu sehen. Was hast Du? — Mit einem Auge voll Ernstes und Tiefsinns blickst Du in die Versammlung. — Rede! Rede! Ich ehre Dein graues Haar, Deine Weisheit. Und wär' ich der, der ich nicht bin; dürftest Du meinen Unwillen fürch=

ten: — Du bist Römer, und das Vaterland fordert Dich auf. — Rede frei! Ohne Rückhalt! —

Valerius (aufstehend). Ich will, Imperator.

Nerva. Wär's möglich? — Valerius uneins? — Valerius, der eifrigste Freund des Titus?

Valerius. Weil ich's bin, will ich reden. — Wie, Nerva? Wie, Mucian? Nur den Feldherrn, den Helden schätzt Ihr der Ernennung zum Cäsar würdig? Nur Tapferkeit, meint Ihr, soll hier entscheiden? Nur sie? — Wahr ist's: Rom, das durch Waffen groß ward, muß durch Waffen erhalten werden. — Aber nun sagt: Was nennt Ihr Größe? Meint Ihr die echte? die wahre? Nicht, die bloß von außen fürchterlich, die auch von innen gegründet ist? Auf Ordnung, auf Harmonie, auf Glückseligkeit und auf Sitten gegründet? — Wenn sie's ist, die Ihr meint: — erwuchs denn Rom bloß durch Waffen zu seiner Größe? Können bloß Waffen es sichern? — Ist Heldenmuth Alles, was Ihr von Euren Cäsarn fordert?

Sejus. Auch Weisheit. Weisheit.

Valerius (sich gegen ihn wendend). Und welche? Bloße unthätige Weisheit? Müßige, ungebrauchte Fähigkeiten zum Gesetzgeber? zum Staatsverweser? — O ihr unsterblichen Götter! Wie sehr verschwindet der größte Feldherr gegen den großen Fürsten! — Bloße unthätige Weisheit? Rede!

Sejus. Und ist die Weisheit?

Valerius. Also auch Arbeitsamkeit? Thatkraft? Muth zu unaufhörlicher Aufopferung? Güte der Seele?

Sejus. Sei kürzer! Die wahre Weisheit.

Valerius. Nun dann! Wenn das ist, Imperator; — wenn Dich selbst nicht Dein Schwert, wenn Dich Dein Geist zum

zweiten Schöpfer des Vaterlands machte; wenn Du unsere Gerichtshöfe reinigtest, unsere Gesetze verbessertest, Ordnung und Zucht wieder herstelltest — Thaten, mehr werth als Heldenthaten! — wenn Du zu Deinem größten Vergnügen die Arbeit wähltest, und kein anderes Vergnügen Dir je vergönntest, als bis es durch Arbeit erkauft war! — Gieb uns dann einen Cäsar, Dir selber ähnlich! Laß es einen Geist seyn, der mehr als ein Schlachtfeld, der ein Reich übersehe! den Liebe für's Vaterland, Liebe der Menschen zu unaufhörlichem Gebrauch seiner Kräfte sporne! — einen Geist, Imperator — —

Mucian (ungeduldig). Und wen? — Wohin endigt das Alles? — Sprich: wen erkennst Du in diesem Bilde?

Alle. Sprich! Sprich! —

Valerius. Den Titus.

Nerva. Den Titus? — Und warst doch unzufrieden?

Valerius. Nicht mit der Wahl, Nerva; aber mit ihren Gründen. — Warum spracht Ihr nur von Tapferkeit? nur von Feldherrentugend? Warum brachtet Ihr Euren Liebling um seinen schönsten Lobspruch? — Nein, Imperator! Wär' ich unzufrieden, ich wäre Feind meines Vaterlandes. — Titus sei Dein Nachfolger! Sonst keiner! — Mit Deinem Blute ist auch Dein Geist in ihn übergegangen. — Titus sei Cäsar, weil er ein Held ist! Titus sei Cäsar, weil er ein Menschenfreund ist! — Kühn im Angriff, kalt in der Gefahr, entschlossen in der Vertheidigung, hat er mehr noch als Muth, hat er den fähigsten Geist, das gefühlvollste Herz bewiesen; hat er mitten in der Wuth des Würgens noch auf Rettung gedacht; hat er auf den Trümmern gestanden, und eine menschliche Thräne geweint. — Titus sei Cäsar! (Er setzt sich wieder.)

Vespasian. Valerius! Besser, als heut, hast Du noch nie gesprochen. Aus dem Innersten meiner Seele hast Du gehört — hast entschieden. — So sei denn Titus Cäsar, weil Ihr's billigt, Ihr Väter! Nehmt meinen Dank an! — Wenig Stunden noch, und Ihr seht ihn.

Pedius. Stunden? — Ich denke, Imperator, nur Augenblicke.

Vespasian. Wie das?

Pedius. Hörst Du nicht schon? Hörst Du nicht ein fernes dumpfes Getöse, das immer zunimmt? — Es ist die hereindringende Fluth des Volks. Es ist sein Freudengeschrei.

Vespasian (sich erhebend, und mit ihm Alle). Wär' es möglich? So frühe kām' er? — O hinaus, Pedius! Mach' es wahr, was Du sagst! Vielleicht, daß Du unter dem Säulengange — —

Pedius (nach einigen Schritten). Dort kömmt ein Bote.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Ein Bote.

Vespasian. Was bringst Du?

Bote. Freude! Glück, Imperator! — Dein Sohn ist Deinem Palaste nahe. Ganz Rom umgiebt ihn. — Feld und Thore sind mit Volk überströmt, das aus allen Städten ihm nachzog.

Vespasian. Eile! Sag' ihm, wo ich bin. Hier im Tempel. — Sag' ihm, daß ich und die Senatoren ihn hier erwarten. Eile!

Bote. Ich gehorche. Ich fliege. (Ab.)

Vespasian (nach einigen Augenblicken). Und doch — doch, Mucian — Warum hab' ich ihn rufen lassen? — Lieber wär' ich im Palast, als im Tempel. Lieber Vater, als Imperator.

Mucian. Sei's auch hier! Denn was hinderte Dich?

Valerius. Nichts. — Deine Würde? Ist irgend etwas erhabener, ehrwürdiger, als die Natur ist? — Der Vater des Vaterlandes darf vor seinen übrigen Söhnen sich des wiederkommenden Sohnes freuen.

Vespasian (ihm die Hand drückend). Und wird, Valerius, wird sich freuen. — — (nach einigen Schritten) Wo verweilt er denn noch? Erst schien er mir allzu früh zu kommen, und jetzt find' ich: er zaudert.

Achter Auftritt.

Vorige. Titus. Einige Diener des Raths.

Titus. Mein Vater — —

Vespasian. Umarme mich! — Sei mir willkommen, mein Sohn! Sei mir willkommen in Rom, Imperator!

Titus. Dieser Name, womit Du mich nennst — —

Vespasian. Ich weiß: auch von mir klingt er Dir schön.

Titus. Schöner, als da ihn das ganze Heer rief. — (zu den Uebrigen) Verzeiht! Ich grüß' Euch ehrerbietig, Ihr Senatoren.

Die Senatoren. Und wir Dich, Titus! — Hoffnung des Vaterlands! — Cäsar!

Titus (bescheiden). Ihr Väter — —

Die Senatoren. Würdiger Sohn unsers Vespasian! — Würdiger Nachfolger im Reich!

Vespasian. Was ist Dir? — Du stehst betroffen, Titus? Du schlagst die Augen nieder?

Titus. Daß mich die Väter mit einem Namen grüßen — —

Vespasian (die Hand auf seiner Schulter). Der Dein ist! Den Dein Verdienst Dir erwarb, ihre einstimmige Wahl Dir zuerkannte, meine Gewalt Dir bestätigte. — (indem Titus niederblickt) Ueberrascht es Dich, das zu hören? Hast Du nicht längst es vorausgesehen?

Titus. In Wahrheit hab' ich's.

Vespasian. Und doch? —

Titus. Nimm nicht Rührung für Ueberraschung! — Täglich, täglich, mein Vater — denn warum läugnete ich's? — habe ich mich als Cäsar, als Deinen Nachfolger gedacht — und habe gezittert.

Vespasian. Gezittert? —

Titus. Daß die Welt Dich verlieren; daß ich einst in Fußstapfen treten soll, die zu füllen so schwer ist! — Mögen die Götter Dein Leben schützen! — Besser kann ich Dir, (gegen die Senatoren) kann ich Euch allen nicht danken.

Vespasian. Und uns besser nicht Deines Werths versichern. — Die Augurn, Väter, haben mir Wahrheit gesagt. Ich befragte sie vor meinen Hausgöttern, eh' ich hieher ging. Sie verkündigten mir einen Cäsar, der seinen Freunden so liebenswürdig, als seinen Feinden fürchterlich wäre. — — Ich weiß, Titus: Du bist Redner, auch ohne Vorbereitung. Willst Du vor den Vätern von Deinen Thaten reden?

Titus. Verschone mich! Was würden sie hören, das sie nicht wüßten? — Und sind sie mein, diese Thaten? — Wo ich nicht unter Deinen Augen focht, da hab' ich durch Deinen Geist gefochten. Dein sind Verdienst und Lorbeer!

Valerius (in sich). Bescheidener Jüngling! —

Titus. Aber doch — weil Du mir's einmal vergönnt hast — Nur ein Wort an die Väter!

Vespasian. Rede! — (zu den Dienern) Erhöht seinen Sessel neben dem meinigen! — (und ihn dann hinführend) Rede! — (Die Diener entfernen sich wieder. Vespasian und die Senatoren sitzend; Titus vor seinem Sessel stehend).

Titus (nach einigen Augenblicken Stillschweigens). Die Freude, die Liebe, Väter, womit heute Rom und Ihr mich empfangt, kam mir in allen unsern Provinzen entgegen. — Oft hat mich der Anblick davon bis in's Innere gerührt, und immer hat er Entschließungen, Vorsätze erzeugt, die, wenn ich sie einst erfülle, mich der Hoheit werth machen werden.

Ich habe Zeiten der Tyrannei, habe Zeiten milder Herrschaft gesehen. — Ich habe gesehen, Väter, wie die Erde, sonst reich genug für alle Lebendigen, oft für Einen zu dürftig war, wie die innere erhaltende Macht, in den Händen nichtswürdiger Schmeichler, einer äußern zerstörenden glich; wie alles Recht, alle Ordnung verschwunden waren, und Abgaben Plünderungen wurden. Aber ich hab' auch gesehen, wie die Gesetze wieder Ansehen und Kraft erhielten; wie das wachsame Auge des Fürsten die Bosheit zurückschreckte, die Rechtschaffenheit aufmunterte; wie seine eigene Arbeitsliebe und Mäßigkeit Fleiß und Sitten wieder ehrwürdig machten. — Ich habe gesehen, wie Aller Muth, Aller Kräfte zu Boden sanken; wie der Fleiß stillestand

und die Werkzeuge aus seiner Hand entfielen, weil kein Eigenthum sicher war; wie Sparsamkeit der Ehen Völkern den Untergang drohte, und Länder verlassen lagen. Aber ich hab' auch gesehen, wie der Fleiß und alle Künste wieder erwachten; wie das Oede Gestalt gewann, das Verwüstete aus seinen Ruinen emporstieg; wie sich Mütter wieder ihrer Geburt freuten, und Jünglinge Hütten bauten, und Väter wurden.

Wie unendlich anders war jener Eindruck, und dieser! Wie ganz ungleich empfindet man da, wo man Wohlstand, und da, wo man Elend erblickt! Und dies Bewußtseyn, von Völkern geliebt und angebetet zu werden: wie weit mehr, als aller Weihrauch der Schmeichler, muß es entzücken! — Voll dieses Gefühls, Ihr Vater, und in Erwartung der Hoheit, die Ihr mir heute ankündigt, hab' ich's schon langst den Völkern gelobt: alle die Freude, die Segnungen, die ich jetzt nur als Botschaften an meinen Vater annahm, einst für mich selbst zu verdienen.

Ich weiß, daß es schwer ist, was ich gelobte. Ich weiß, daß der Geist, der das Wohl ganzer Völker bewirken will, unzählig Vieles muß fassen, überdenken, verbinden können. Ich weiß, daß es die größte aller Forderungen ist, sich freiwillig in Geschäfte, in Sorgen, in Arbeiten vertiefen, jeder Leidenschaft Stillschweigen gebieten, die Freuden, die Wollüste, die sich unaufhörlich der Macht zur Seite drängen, verschmähen zu sollen. — Wenn schon jedem Andern diese Verläugnung, diese Entäußerung kostet: wie viel mehr noch dem, den kein Gesetz, keine höhere Macht in Schranken hält; den kein Tadel, kein Spott zurückschreckt, weil vor Ehrfurcht gegen das Amt die Verachtung gegen die Sitten stillschweigt!

Doch, wenn mich diese Betrachtung ernst und nachdenkend

macht, so darf sie mich darum nicht irre, nicht zaghaft machen. — Bei den Kräften, die ich mir von den Göttern gegeben fühle, und die verläugnen zu wollen, nicht Bescheidenheit, sondern Undank wäre, beruhet Alles, was von mir selbst zur Glückseligkeit meiner Herrschaft abhängt, auf Tugend. Tugend aber, Väter, beruht auf Vorsatz. — Ueberzeugt, daß wir nicht durch Glück oder Verhängniß, daß wir durch Wahl und Entschließung gut sind, hab' ich's immer mir selbst geschworen, von der Zahl der Edelsten, der Besten zu seyn. Und sollt' ich jetzt gegen mich eidbrüchig werden, da meine Tugend von unendlicher Wichtigkeit wird? von unabsehlichen Folgen? —

Was noch mehr mich erweckt: so haben mir die Götter Hülfen und Antriebe gegeben, wie noch je einem Fürsten. Sie haben mir Kenntniß und Ausübung jeder Regentenpflicht durch ein Beispiel erleichtert, das ich vor Augen habe; durch eines Mannes Beispiel, der unverrückt, vom Anfang der Herrschaf[t] an, auf sein einzigs erwähltes Ziel, auf die Wohlfahrt des Vaterlandes sah; der Alles vermied, Alles aufopferte, was ihn von diesem Ziel zu entfernen drohte; der Tag und Nacht seinen Pflichten weihte, und jetzt seines großen Wunsches Erfüllung, seiner Tugend Belohnung sieht: ein blühendes Reich in Frieden!

Dieser erhabene, einzige Mann ist — ich dank' Euch, Götter! — ist in einem noch andern, zärtlichern Sinne mein, als des Vaterlands Vater. — (mit gesenkter Stimme) Auf ihn soll ich folgen; nach ihm soll ich das Reich regieren. — (Von den Stufen herabtretend, mit Inbrunst) Ihr Unsterblichen, erhaltet ihn mir! Laßt sein Haar, das zu frühe grau ward, zu Silber werden! Laßt noch lange seine Weisheit, seine Erfahrung walten! noch

nge sein großes Beispiel den Sohn erleuchten! — — Und
enn Ihr ihn einst in den Himmel zurückruft: — ich hab' Euch
ann zu Zeugen des Schwurs genommen, daß ich ihm nach=
hmen will! Zu seinen Zeugen, Ihr Götter! zu seinen Rä=
ern! (wieder zu seinem Sitze gehend.)

Vespasian (indem er die Hand gegen ihn hinstreckt). Titus!
— — (und nach mehreren Augenblicken der Rührung sich auf einmal an
alerius wendet) Bei Allem, was heilig ist, Greis! ich denke, Du
ast Wahrheit gesprochen.

Valerius (innig gerührt). Das hab' ich. Das hab' ich.

Vespasian. Wohl! Aber jetzt nichts mehr! Wir wür=
n nicht Männer bleiben. — Stehen doch Euer aller Augen
oll Thränen! — — (aufstehend, und mit ihm Alle) Kommt! Kommt!
– Laßt uns vom Capitolinischen Hügel dem Volk seinen Cä=
r zeigen, und dem großen Jupiter opfern!

Alle. Wir folgen. Wir folgen. —

Valerius. Daß ich ein Greis bin! Ich kann nicht, Ti=
s. — Aber ein Herz voll Wünsche schick' ich Dir nach. Sei
glücklich, als edel!

Neunter Auftritt.

Valerius. Sejus.

Valerius. Komm! — Komm in's Innere des Tempels!

Sejus. Schon ging ich. —

Valerius. Laß uns hintreten, Freund! Laß uns den
öttern danken, daß wir noch glückliche Tage sahen, und daß

auch unsere Enkel sie sehen werden. — Denn sie werden, sie werden sie sehen.

Sejus. Gewiß. Gewiß.

Valerius. Wer so, wie Titus, seine Pflichten kennt, wird sie erfüllen. Wer so die Last wägt, die er heben soll und sie dennoch auf seine Schultern nimmt, wird sie tragen — Komm! Komm! — Laß uns für das Leben, die Wohlfahrt des Besten unter den Fürsten beten!

(Sie gehen in's Innere des Tempels.)

Der Vermählungstag.

Ein Schauspiel.

Personen:

Leonato, ein alter Edelmann in Messina.
Antonio, sein Bruder, Besitzer eines Landguts unweit der Stadt.
Laurana, Tochter des Leonato.
Graf Claudio, Officier, mit Laurana verlobt.
Pedro, General und Gouverneur von Messina.
Juan, Officier, und Hausgenosse des Leonato.
Borachio, Unterofficier, Juan's Vertrauter.
Lucetta, erste Bediente des Fräuleins.
Beatrix, Kammermädchen des Fräuleins.
Bediente in Leonato's und in Pedro's Hause.

Die Scene: zu Messina in Sicilien.

Erster Aufzug.

Ein erleuchteter Saal in Leonato's Hause, mit einer Seitenthüre, die in den Garten führt. Es ist Abend.

Erster Auftritt.

Leonato (umhergehend). Pedro (an einem Tische sitzend, und einen Brief in der Hand).

Pedro (sieht auf, nachdem er gelesen hat).

Aber bekennen Sie's nur! Er hat doch Ihrem Stolze ein wenig geschmeichelt.

Leonato. Was, liebster Freund? Daß er mich um eine Reise bittet, die er mir hätte befehlen können?

Pedro. Und daß er Sie so dringend, so freundschaftlich darum bittet.

Leonato. Wenn er sie doch immer befohlen hätte!

Pedro. Warum denn aber? Sie müssen nicht undankbar seyn.

Leonato. O ich kenne den König. Ich weiß, wie schwer es ihm wird, die Hoheit seines Ranges zu vergessen; wie viel mehr er Ehrerbietung verlangt, wenn er sich herabläßt, als wenn er seine Würde behauptet. — Auf den Befehl, würde ich's gewagt haben mich zu entschuldigen; auf die Bitte, muß ich fort von Messina. — Und dies nun ausgemacht, daß ich fort muß: was dächten Sie, Pedro? Was würden Sie mir in Absicht des Grafen und meiner Tochter rathen?

Pedro. Daß Sie die Vermählung noch aussetzten. — Sie können nicht anders.

Leonato. Ich könnte nicht anders?

Pedro. Sie müßten denn auf die Freude Verzicht thun, Ihre Tochter Selbst zum Altar zu führen.

Leonato. O nein, Pedro! Ein solches Opfer wäre zu wichtig. — Aber ich könnte ja leicht überlegen und zu mir selbst sagen: Was nützt der Verzug? Ist nicht der Mann, den meine Tochter gewählt hat, einer der würdigsten, einer der zärtlichsten Männer? — Sie wird gewiß in seinen Armen glücklich seyn; und wird man denn jemals zu frühe glücklich? Oder soll mich das etwa hindern, daß ich jetzt der Vermählung den Glanz nicht geben kann, den ich ihr sonst würde gegeben haben? — Ich bin nicht eitel, wenn ich gleich stolz bin; ich suche hier nicht den Glanz, sondern die Freude; und weiß ich denn nicht, daß die Freude die Einfalt liebt? daß sie da nicht zu finden ist, wo die Zuschauer umherstehen? — So etwas könnt ich sprechen, mein Freund; und der Graf könnte dazu kommen. Er könnte mich mit den feurigsten, mit den ungeduldigsten Bitten bestürmen; er könnte mich leicht so weit bringen —

Pedro. Daß Sie die Vermählung schon jetzt vollzögen?

Leonato. Noch mehr! Daß ich sie schon morgen vollzöge.

Pedro (etwas unruhig). Schon morgen, mein Freund?

Leonato (sich umsehend). Stille! da kömmt unser Graf. — Er wollte Lauranen bereden; und wenn ich ihr Herz kenne —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Laurana. Der Graf.

Graf (das Fräulein hereinführend). So ist es, mein Fräulein! Sie werden aus seinem Munde hören, daß ich die Wahrheit sage. — Er ist ganz mit mir einstimmig.

Leonato (einige Schritte entgegen). Ich, Herr Graf?

Graf. Sie, liebster Vater!

Leonato. So vergessen Sie die Bedingung nicht, die ich hinzusetzte: wenn auch meine Tochter es ist.

Graf. Nun ja, mein Fräulein! Es kömmt hier alles auf Sie an. Sie allein werden mein Glück machen. — Das Geschenk Ihrer Hand wird ein freiwilliges Geschenk seyn, und eben dadurch unendlich schätzbarer, wenn ich's erhalte.

Leonato. Du bist noch unschlüssig, Laurana? —

Graf. Ach! Sie hat so kleine Bedenklichkeiten.

Laurana. Kleine, Herr Graf? —

Graf. Sie ist zu furchtsam, zu wenig vorbereitet, sich sobald zu entschließen; sie möchte gerne meinen Bitten nachgeben, aber auch gerne Ihre Rückkunft erwarten; sie wünschte sogar, Ihnen nach Neapel folgen zu dürfen; sie weiß nicht —

Leonato. Was weißt Du nicht, meine Tochter? — Daß

die neue Verbindung, worin Du jetzt mit dem Grafen stehst, Dir die liebste und zärtlichste seyn muß? —

Laurana. Ich weiß es, und sie ist es mir, liebster Vater.

Graf (ihre Hand küssend). Entzückendes Wort!

Laurana. Aber wie lebhaft würde mir das Bild meiner Trennung von Ihnen werden — die einzige schmerzhafte Seite dieser Verbindung! — wie lebhaft, wenn ich gleich im ersten Augenblicke von Ihnen geschieden würde! Und soll ich Sie denn mit einer Entschlossenheit verlassen, die dem Leichtsinn so gleich sähe? —

Leonato. Dem Leichtsinn, Laurana!

Laurana. Soll ich nicht um Ihrentwillen — um meiner selbst willen wünschen, Sie begleiten zu dürfen?

Leonato. Und der Graf, was würde der dazu sagen? —

Laurana. Er würde mich entschuldigen, liebster Vater. Er würde von der Zärtlichkeit der Tochter auf die Zärtlichkeit der Gemahlinn schließen.

Graf. Ja, das würd' ich, mein Fräulein. Aber wie viel sicherer noch von der Zärtlichkeit der Verlobten! — Seyn Sie nur davon gewiß, daß ich Sie liebe; daß es die erste, die süßeste Beschäftigung meines Lebens seyn wird, Sie glücklich zu machen: — und wenn Sie es sind —

Laurana. Sie zweifeln, Herr Graf?

Graf. Ich möchte es sehen, mein Fräulein.

Leonato. Und ich, Laurana — ich möchte Dir heute noch für das Geschenk eines Sohnes danken. Ich habe sonst keinen, als den ich von Dir erhalte. (Indem er ihre Hand mit der seinigen fordert) Nun? — Immer laß Deine Hand Deinem Herzen folgen! Sie muß ihm doch einmal folgen.

Graf (der sie annimmt und mit Entzücken küßt). Mein Fräulein —

Leonato. Sind Sie zufrieden, Herr Graf?

Graf. O, wenn ich nicht mehr wäre, als das! Nur zufrieden, mein Vater? — In der Welt ist niemand glücklicher, als Ihr Sohn.

Leonato (ihn umarmend, während daß Pedro zum Fräulein tritt und seinen Glückwunsch abstattet). Und Sie sind denn mein Sohn? Ich kann nun endlich den Namen nennen, den ich seit einem Jahre nicht mehr genannt habe? Ich kann nun aufhören zu klagen? —

Laurana (indem sich Leonato zur Seite wendet). Sie werden traurig, mein Vater —

Leonato. Nicht das! Nur wehmüthig, Laurana! Wehmuth ist das süßeste Gefühl eines Vaters. — Doch auch diese Wehmuth wird ganz wieder Freude werden, wenn ich meinem Bruder die Entschließung melde, die wir genommen haben. Du kennst seine Zärtlichkeit gegen Dich. Er muß ein Zeuge Deiner Verbindung werden. (Leonato geht an einen Tisch und klingelt, worauf ein Bedienter erscheint.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter. Gnädiger Herr? —

Leonato (nach der Uhr sehend). Es ist später, als ich geglaubt hätte. — Setzt Euch in Bereitschaft! Ihr müßt auf

das Gut meines Bruders. — (Der Bediente geht ab. Leonato zu Pedro) Sie vergönnen mir einige Augenblicke?

Pedro. Ich bitte Sie, Leonato — keine Umstände mit Ihrem Freunde!

Laurana. Mein Vater —

Leonato. Was willst Du, Laurana?

Laurana. Ich bin überrascht worden, und habe noch Alles zu thun. Der Graf wird mir erlauben, Ihnen zu folgen.

Graf. Erlauben, mein Fräulein! Welch ein Wort brauchen Sie da? — Folgen Sie Ihrem Vater, wohin Sie wollen, wenn es nur nicht bis Neapel ist. — (Indem er lächelnd ihre Hand nimmt und sie begleitet) Hören Sie, liebste Laurana? Wenn es nur nicht bis Neapel ist!

Vierter Auftritt.

Pedro. Der Graf.

Graf (noch an der Scene, wo er Lauranen nachsieht). So empfindlich! So tugendhaftzärtlich! Wie ist doch meine ganze Seele von ihr bezaubert! — (Er wendet sich gegen Pedro um) Was dünkt Dir nun, Freund? (und indem er den einen Arm um seinen Hals schlingt) Ist der Graf nicht ein glücklicher Mann?

Pedro (ernsthaft). Sehr glücklich, wenn er es einsieht! — Der Himmel muß wohl auch seine Günstlinge haben, wie wir Menschen sie haben.

Graf. Die hat er, Pedro! die hat er! Und weißt Du auch, was sie voraus bekommen? — Einen Freund, wie mein Pedro ist; und eine Gattinn, wie meine Laurana seyn wird!

Pedro. O Du Boshafter! Ich verstehe die Wendung. — Du bringst mich zum Lächeln, um meinen Vorwürfen auszuweichen: denn Du weißt, wenn ich erst lächeln muß —

Graf (ihm auf die Schulter klopfend). Daß Du dann ein so redliches, ein so freundschaftliches Gesicht hast!

Pedro. Ist das wahr, lieber Graf? — Nun, so sey's denn mit allen Vorwürfen! So will ich denn die Freude des Mannes mit empfinden, den ich mir zum Bruder erwählt habe, da mir die Natur ihn versagte. (Indem er vertraulich in seine Hand schlägt) — Aber doch wirklich, mein guter Graf! Ein wenig Scham, Deiner Eifersucht wegen, könnte nicht schaden.

Graf. Meiner Eifersucht wegen? —

Pedro. Oder wie Du sonst die Krankheit nennen willst, die Dich vor einigen Tagen befallen hatte.

Graf. Nein, ich bitte Dich, Freund: wann bin ich eifersüchtig gewesen? — Mißvergnügt wohl ein wenig; ja! — und auch unruhig, wenn Du so willst; aber eifersüchtig! Warum denn eifersüchtig? —

Pedro. Da sieh, Graf, wie Dein Herz Dich herumführt! Es versteckt sich hinter einem Wort, und möchte Dich lieber gar für unschuldig halten. — War's denn nicht schon zu viel, daß Du Lauranens stille Sittsamkeit für Kaltsinn, für Verachtung, für — weiß ich doch selbst nicht mehr, wofür Du sie aufnahmst! daß Du gar einmal von der Tugend ihres Geschlechts —

Graf. Laß es seyn! Laß es ruhen, mein Freund! Ich bin schon empfindlich dafür bestraft worden. Von ihr selbst bin ich dafür bestraft worden.

Pedro. Wie das? Von ihr selbst? —

Graf. Durch die Zärtlichkeit, Pedro, die sie nachher gegen mich äußerte; durch tausend kleine Beweise derselben, die mich in ihr Herz blicken ließen.

Pedro. Wahrhaftig! Eine sehr gütige Strafe!

Graf. O ja! Und um desto mehr wird sie auch fruchten. — Doch am meisten die holde, die ungekünstelte Güte, womit sie jetzt meinen Antrag aufnahm; die hohen und liebreichen Begriffe, die sie von meiner Denkungsart, meinem Herzen, zu haben schien; die Bereitwilligkeit, womit sie ihre Hand für mich hingab. — O Du sahst sie ja, Pedro! Ich war außer mir in dem Augenblicke. Alle Empfindungen drängten sich auf einmal in meiner Seele zusammen: Scham, Erkenntlichkeit, Reue, Entzücken; und da — Aber rede doch, Freund! Glaubst Du nicht, daß ich auf's zufriedenste mit ihr leben werde?

Pedro. Das wirst Du gewiß, wenn Du nur willst.

Graf. Wenn ich nur will? —

Pedro. Warum sollt' ich Dir meine Gedanken verhehlen? Du liebst zu sehr, um recht glücklich zu lieben. Du liebst mit einem Ungestüm — mit einer Hitze, mein Freund — um dereinst ihr Tyrann aus ihrem Liebhaber zu werden.

Graf. Ich, der ich sie anbete?

Pedro. Eben, weil Du sie anbetest.

Graf (mit Zuversicht). Eher mein eigner Tyrann! —

Pedro. Schon recht! Auch Dein eigner Tyrann! Wo ist wohl der Eifersüchtige, der das nicht wäre? Oder war der Zweifel, ob Du geliebt würdest, nicht die erste Stufe der Eifersucht? — Dieser Zweifel wird wiederkommen, mein Freund. Es wird Augenblicke geben, wo ihre Zärtlichkeit Deiner Inbrunst

nicht zu entsprechen scheinet. Und dann wird Deine Liebe, so wie sie jetzt mit der Fluth zurückgekehrt ist —

Graf (unmuthig). Zurückgekehrt, Pedro! Hab' ich denn jemals aufgehört, sie zu lieben? —

Pedro. Nicht aufgehört, aber doch nachgelassen.

Graf. Auch das nicht, Pedro; Du irrst Dich. Es war, als ob die Zweifel selbst, die ich mir gegen ihre Zärtlichkeit machte — Doch es waren ja keine Zweifel! Es waren ja nichts, als Träumereien eines aufgebrachten, unruhigen Bluts; Mißgeburten einer Unzufriedenheit, die sich — die sich gewiß nicht bloß von Lauranen herschrieb. Alle Welt war mir damal zuwider, Pedro; auch mein redlichster Freund, auch Du selbst: Du warst mir nur werth, weil ich meinen Verdruß gegen Dich ausschütten konnte.

Pedro (lächelnd). Ich danke Dir, Graf. —

Graf. Und an dem allen war niemand anders, als Juan, Ursache. — (hitzig) Der Verläumder! der Boshafte!

Pedro (aufmerksam). Wie, mein Freund? —

Graf. Genug davon! Ich bin jetzt zu glücklich, um mich gegen einen Nichtswürdigen zu ereifern.

Pedro. Welche Namen sind das? Ein Verläumder, ein Boshafter, ein Nichtswürdiger! Und das alles ist Juan? — Juan ist ein tapfrer Soldat, und ist mein Freund. Ich denke, der das beides ist, kann kein nichtswürdiger Mann seyn. — Was wird er auch am Ende gethan, oder was wird er gesagt haben?

Graf (indem er stufenweise zu immer größerem Verdrusse übergeht). Er? Er? — Er lächelte, wie ich sie lobte. Und mit einem Hohne, sage ich Dir! mit einer Verachtung, Pedro! Ich habe

noch nie so ein Lächeln gesehen. Ein bitteres, boshaftes Lächeln! — Ja, wenn er sie nur getadelt hätte, so hätt' es hingehen mögen! Aber daß er sie auch lobte, und immer sein Lächeln behielt — das war es, was mir das Herz zerriß. — Du kannst denken, daß ich aufgebracht ward, und Erklärung verlangte; aber glaubst Du denn, daß er sie geben wollte? — Statt aller Erklärung fing er mir wieder mit seinen Wendungen an; mit Wendungen von einer Feinheit! von einer Heimlichkeit! — (gegen die Erde tretend) Es mischten sich Ausdrücke darunter! —

Pedro. Die seine gewöhnliche Laune ihm eingab. Das ist Alles. Sonst nichts. Du kennst ihn als einen erklärten Feind des andern Geschlechts; und wer hieß es Dich, seine allgemeinen Spöttereien insbesondere zu deuten?

Graf. Wer es mich hieß? — Seine Miene!

Pedro. Nun beim Himmel! Ich möchte sie sehen, diese Miene. — Er hat mir versprochen, daß er noch diesen Abend herabkommen wollte. Ich muß davon anfangen.

Graf (ihn ansehend). Pedro! —

Pedro. Soll ich nicht davon anfangen?

Graf. Sei versichert, Freund! So sehr ich Dich liebe; ich würde Dich hassen müssen.

Pedro. Mich hassen müssen, weil ich Dir einen Dienst erzeigte? weil ich das Gespenst vertriebe, das Deine Ruhe gestört hat, und sie auch künftig noch stören könnte? — Fasse Dich, Graf! Er kömmt schon, wenn ich nicht irre. — Es soll kein Wort zu Lauranens Nachtheile vorfallen. Ich weiß, wie ich ihn anreden will.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Juan.

Juan. Werden Sie mir verzeihen, Herr General? Ich rfülle mein Versprechen sehr spät. (Er macht auch dem Grafen in Compliment, der es äußerst kaltsinnig erwiedert.)

Pedro. Aber Sie erfüllen es doch. Sie werden Abaltung gehabt haben. Nichts von diesem Zwange der Höfichkeit unter Freunden! — (Ihm die Hand reichend) Wie geht's ihnen, Juan?

Juan. Zu Ihrem Befehle, Herr General. Für mich elbst kann ich zufrieden seyn.

Pedro. In der That? — Und gleichwohl haben Sie twas so Schwermüthiges und Finsteres in Ihrem Gesichte — ls ob Sie noch unzufriedener wären, wie ich es bin.

Juan. Wie Sie es sind? —

Pedro. Oder gewesen bin, will ich sagen. — Ich habe etzt auf einmal die Quelle meiner Schwermuth entdeckt, und was meinten Sie, Freund, wenn ich unser beider Arzt werden önnte? — Der finstere, männliche Ernst, habe ich eingesehen, wenn er von keiner Liebe erheitert wird, artet zuletzt in Verruß aus; und überdies hat das Herz seine Bedürfnisse, die uch noch dann, wenn wir sie nicht mehr zu fühlen glauben, nsgeheim nach Befriedigung seufzen. — Vielleicht also, wenn ine sanftere Freundinn unsere Rauhigkeit milderte und unserm Herzen Beschäftigung gäbe; vielleicht — Doch wozu ein solches Vielleicht? Wir können ja die Erfahrung fragen. Wie geht s Dir, lieber Graf? -- — (Indem der Graf sich verdrießlich umkehrt

und in den Hintergrund der Bühne begiebt) O der eingebildete Mann! Er fühlt sich so weit über uns weg, daß er uns kaum einer Antwort würdigt. — Wir müssen ihn demüthigen, Juan. Wir müssen uns jeder auch eine Laurana suchen.

Juan (der erst auf Pedro und dann verächtlich zur Seite blickt). Eine Laurana, Herr General? —

Pedro. Wenn wir nur so leicht eine finden werden!

Juan. Und wäre denn das so schwer, eine zu finden? — Die Welt ist groß, und ich dächte immer, der Lauranen müßten noch mehr seyn. (Der Graf wird aufmerksam, und steht stille.)

Pedro. O ja! dem Namen nach wohl.

Juan. Nun freilich! aber auch den Tugenden nach? — Wenn wir inzwischen doch wollten, Herr General, so müßten wir keine von den Sittsamen wählen, deren Wangen so blutreich sind; die gleich so zweideutig bei dem bloßen Namen der Liebe erröthen; keins von diesen in sich verschlossenen, heuchlerischen Geschöpfen, die schon durch Ton und durch Blick —

Pedro (in Verlegenheit). Wie, Juan?

Juan. Besser, ich schweige, Herr General! Es wäre so vieles davon zu sagen. — Wir denken immer als Männer zu redlich, und Redlichkeit und Leichtgläubigkeit sind Geschwister. Das verschmitzte Geschlecht zieht von dieser Leichtgläubigkeit seinen Vortheil. Es pflanzt so oft seine Tugend, die es aus dem Herzen verbannt hat, auf die Stirn, um sie da zu unserer Lockspeise zu machen. — (In einem bedeutenden Tone) Glauben Sie meiner Erfahrung, Herr General! Auf äußern Schein der Sittsamkeit kömmt es nicht an.

Graf (der hitzig hervortritt). Komm, Pedro! Komm!

Pedro. Was ist Dir?

Graf. Kannst Du zuhören, wie er seinen Gift vor Dir
usschüttet?

Juan (einen Schritt zurück). Herr Graf! —

Pedro. Welche Hitze befallt Dich? Was ist denn vor-
egangen? Was hat er gesagt?

Graf (mit Bitterkeit). O nichts! Kein Wort hat er ge-
agt. Er ist die Vorsichtigkeit selbst, dieser Juan. Seine Klug-
eit ist so groß, als seine Bescheidenheit. — — Er nichts ge-
agt? Und wer ist denn der Mann, der sich immer in so dunkle,
 so giftige Nebel verhüllt? der immer in eine so sichere Ferne
rücktritt, wenn er Ehre und guten Namen verletzen will? Wer
t er denn, Pedro? — Entweder bin ich ein Neuling, der keine
Menschen kennt, (noch an sich haltend) oder er — —

Pedro. Ich bitte Dich, Graf.

Graf (herausbrechend). Oder er ein Verläumder!

Pedro. Um Deiner Ehre willen, mein Freund! —

Graf. Das ist Lauranens Ehre, und ich vertheidige sie.

Pedro. Schlechter Vertheidiger! Du wirst sie noch selbst
rwunden, wenn Du sie so hitzig vertheidigst. — Warum
wieg ich auch nicht? Ich konnte es ja vorhersehen, daß
eine Hitze — Aber komm, liebster Graf! Kommen Sie,
reund! (indem er jedem eine Hand reicht) Versöhnen Sie Sich, und
weigen Sie ewig von diesem Vorfalle! (Der Graf macht eine
willige Bewegung und wendet sich ab. Juan, der bisher halb voll Er-
terung, halb voll Unruhe, mit kurzen Schritten umhergegangen, faßt einen
hellen Entschluß, und reicht seine Hand hin.)

Juan. Wenn es nichts ist, als schweigen — Gerne, Herr
eneral! — Ich kann mich nie so grausam rächen, als wenn
 schweige.

Pedro (der beide Hände zurückzieht und sinken läßt). Nein, was ist das wieder? —

Juan. Sie fragen vergebens. Ich werde nicht antworten.

Pedro. Wie? —

Juan. Es ist Rache an einem Stolzen, der von Tag zu Tag unerträglicher wird; der verächtlich von einer Höhe auf mich herabblickt, die er doch mehr durch Glück als durch seine Verdienste erstiegen hat, und der um seines Vorranges willen kein Recht haben soll — — Doch wozu treibt mich die Hitze? Ich erröthe vor Ihnen, Herr General; vor mir selbst. So unwürdig sollte kein Mann reden, den Sie mit Ihrer Freundschaft beehren. — — Wohlan denn, Herr Graf! Damit Sie lernen, wie Juan zu handeln pflegt, wenn er bei ruhigerm Blut handelt, so kommen Sie nach Mitternacht — auch in Gesellschaft des Generals, wenn Sie wollen — hieher in den Garten (Auf die Seitenthür zeigend) Die Pforte wird zwar nicht offen für Sie seyn; aber genug, Sie werden sie offen finden. Das ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe. (Im Begriffe, zu gehen.)

Graf (mit einem schreckhaften Erstaunen). Nach Mitternacht Die Pforte offen, und nicht für mich! Hier im Garten! —

Pedro (der Juan aufhält). Wo eilen Sie hin, Juan?

Juan. In mein Zimmer, Herr General.

Pedro. Ohne uns vorher noch zu sagen — —

Juan. Ohne nur ein Wort weiter zu sagen! — Soll ich mich einer sinnlosen Hitze bloßstellen, die auf jede falsche Vermuthung —

Pedro. Falsche, Juan? Es ist nichts, was Verbindung mit unserm Gespräche hätte?

Juan. Nichts, was Sie errathen könnten, Herr General.

Pedro. Ich erhole mich wieder. — Es kann auch das nicht seyn, worauf mich unser Gespräch beinahe geführt hätte. Es ist unmöglich, daß es das seyn kann. — Komm, liebster Graf! Erst noch einige Augenblicke zu Leonato, und dann — Aber was stehst Du da, den Blick auf Juan geheftet? Befürchtest Du etwas?

Graf (mit erzwungener Gleichgültigkeit). Befürchten! Ich wüßte n der Welt nicht, was zu befürchten wäre. Laß uns gehen, venn Du das meinst! — (Er geht fort, das Gesicht nach Juan gewandt, und kehrt mit Heftigkeit wieder um) Aber bei allem, was heiig ist! Er hat Dinge im Sinne — —

Juan. Wie nun, Herr Graf? — Ihrem Tone nach scheinen Sie eifersüchtig zu seyn. Ich bedaure Sie, wenn Sie es sind.

Graf (betroffen). Eifersüchtig? Ich? — Laß uns fortgeen, Pedro! (Pedro und der Graf gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Juan (allein).

Ja Sie, Herr Graf! Wer denn anders, als Sie? Ich üßte nicht, wo ich meine Augen hätte, wenn Sie's nicht wäen. — Doch nur Geduld! Wir werden's deutlicher sehen. Ist ur Borachio nicht völlig unglücklich mit seinem Anschlage — voll Leidenschaft) ha! so will ich aus diesem Funken noch eine lamme machen, die gen Himmel emporschlägt! — (Er geht in ner unruhigen Pause umher) Sie halfen mir selbst, daß ich's anangen konnte. Desto besser! So muß es nun durchgesetzt erden. — Ja, wenn auch Borachio unglücklich wäre, so muß

es nun durchgesetzt werden. Noth und Rache sind ja erfinderisch.

Siebenter Auftritt.

Juan. Borachio.

Borachio (nachdem er sich umgesehen). Frisch, frisch, gnädiger Herr! Alles geht glücklich.

Juan. O was sagst Du? Hast Du meinen Wink also verstanden? —

Borachio. Ich werde doch wohl. —

Juan. Auch schon Abrede genommen? —

Borachio. Was sonst?

Juan. Und will denn Beatrix —

Borachio. Wie Sie schon wissen: Ich bin behutsam gegangen. Ich hatte sie schon zum Eide gebracht, eh' sie noch ein Wort von dem wußte, was sie mir schwören sollte.

Juan. Das weiß ich; aber —

Borachio. Nun? Und was fürchten Sie denn? Kömmt nicht Beatrixens Ehre hier mit in's Spiel? — Wenn eine Närrin sich einmal zur verliebten Tändelei hat verführen lassen, und sich dann vor dem Ausplaudern fürchtet; was wird die nicht für ihre Ehre thun? Alles! — Genug, das Mädchen ist so ganz in meiner Gewalt, wie ich selbst, und wenn sie nun auch Argwohn schöpft, wenn sie nicht will; was kümmert das uns gnädiger Herr? Sie muß, wenn sie nicht will.

Juan. Das ist das Beste, Borachio; denn ein Eid — so ein Eid —

Borachio. Wie? Sie halten nicht auf die Eide?

Juan. Sehr wenig! Wie leicht ist ein Eid gebrochen!

Borachio. Nachdem die Gewissen sind, gnädiger Herr!

Juan. Und ein erschlichener Eid —

Borachio. O der gilt schon für voll, wenn man einfaltig ist; und einfaltig — das ist Beatrix trotz der Einfältigsten hier in Messina. — Sie ist auch fromm, gnädiger Herr; desto besser! Fromme Einfalt ist eben das, was ich zu meiner Absicht am brauchbarsten finde. Zu Allem läßt sie sich nutzen. Nur irgend ein Gaukelspiel, ein Blendwerk, das man ihrem Gewissen vormacht; und gleich —

Juan. Nun wohl, Borachio! Wohl! Wenn wir glücklich zu Stande kommen — —

Borachio. Kein Wenn! Wir kommen sicher zu Stande.

Juan. Ich will erkenntlich gegen Dich seyn. Ich will meinen ganzen Vorrath von Gelde daran setzen. Dreihundert Zechinen —

Borachio. O nicht deßwegen! Das hat ja Zeit, gnädiger Herr! Wofür halten Sie mich? — Hören Sie jetzt nur, was ich verabredet, wie ich's ausgedacht habe! — Daß Beatrix eine Stunde nach Mitternacht in der Gallerie am Fenster erscheinen, daß sie ein Gespräch mit mir anfangen, daß sie mich Belloni nennen wird, so wie ich sie in Laurana verwandle. —

Juan. Ha! wenn ihm das nicht das Herz zerreißt! —

Borachio. Gut! das wissen Sie, gnädiger Herr; aber nun auch den Inhalt unsers Gespräches! — Wir wollen einander die zärtlichste, die inbrünstigste Liebe versichern; wollen uns werden, unsere fernern Zusammenkünfte in der Eremitage

des Gartens zu halten; wollen uns den Ort bestimmen, wo wir unsere geheimen Liebesbriefe verbergen können —

Juan. Vortrefflich, Borachio! Aber Beatrix — —

Borachio. Sie soll uns keine Verwirrung machen; auch dafür ist schon gesorgt. Ich werde sie meistens nur fragen, und sie wird wenig anders zu thun haben, als mir zu antworten. — Hernach, gnädiger Herr — —

Juan. O, schon genug, bester Borachio! Schon genug, um ihn unsinnig zu machen! Warum säumt noch der Augenblick? Warum ist's nicht schon Mitternacht? — Knirschen und wüthen wird er, und mit tausend Lästerungen wider den Himmel rasen.

Borachio. Das denke ich auch, gnädiger Herr; er wird Noth haben, an sich zu halten. — Ich habe daher Beatrix befohlen, auf das kleinste Geräusch das Fenster zurückzureißen und sich nur um nichts zu bekümmern. — Für mich wird schon Rath werden; dafür sorge ich nicht. Freilich wird der Gra[f] mich verfolgen, und trotz der Nacht —

Juan. Sei außer Furcht! Ich werde dabei seyn.

Borachio. Was Furcht, gnädiger Herr! Wer sich nich[t] am Tage fürchtet, wird der sich bei Nacht fürchten? Da seyn Sie ruhig!

Juan (ihm auf die Schulter klopfend). So recht! So hö[re] ich Dich gern! Das ist der wahre Ton, woran ich Dich kenn[e] — O beim Himmel, mein Freund! an Verwegenheit muß Dic[h] nichts übertreffen.

Borachio. Sie schmeicheln mir, gnädiger Herr —

Juan. Dir schmeicheln! Warum das? — Schon i[m] Felde habe ich Deine Kühnheit erkannt, und wenn sie Dir nich[t]

belohnt wurde, so ist's nicht meine Schuld, sondern Pedro's. — Ich vermochte ja nichts für meine Freunde. Der Graf konnte Alles. Ich kam immer zu spät. — Aber wenn ich nur auch so niederträchtig hätte kriechen können, wie er — —

Borachio (kalt). Ja ja, gnädiger Herr! Ich will's glauben.

Juan. O Borachio! — Und sollte nicht jeder rechtschaffene Soldat in Wuth darüber gerathen, daß ein so Unmündiger — daß ein Knabe, der nur erst mit rothgeweinten Augen von seiner Mutter kam, alle Ehrenstellen erhaschte? daß ein versuchter Officier, der tausendmal mehr ausgestanden —

Borachio (wie vorher). Es ist ungerecht, in der That!

Juan. Nein, sage nicht, ungerecht! Sage, schändlich! — Und wenn's noch in den Ehrenstellen allein wäre, Borachio! Aber in allem, in allem — auch hier bei Laurana, muß er den Vorzug haben. Bei dem eingebildeten kostbaren Geschöpf! Wie feind bin ich mir selbst, daß ich sie einmal lieben konnte! — Doch komm nur, Borachio! Komm! Er spricht immer, daß ich mich meines Giftes entschütten muß, und ich hoffe, ich will mich seiner entschütten.

Zweiter Aufzug.

Spielt von der ersten Morgendämmerung bis zum vollen Anbruch des Tages.

Erster Auftritt.

Juan und Borachio (von der Gartenseite hereintretend).

Juan. Was sagst Du? Du warst ihm so nahe? —

Borachio. Er hätte den Arm nur ausstrecken dürfen, um mich zu haben.

Juan (halb erschrocken). Rasender Mensch! Und wie bist Du noch fortgekommen?

Borachio. Ohne Noth, weil ich mir keine Noth davon vorstellte. — Es ist nicht die Höhe, was uns stürzt, sondern der Schwindel; und der Schwindel kömmt immer nur den an, der an den Fall denkt. Wer diesen vergessen kann, ist geborgen. — — Aber sagen Sie, gnädiger Herr! Hat nicht Beatrix ihre Rolle mit einer Wahrheit gespielt —

Juan. Mit einer Wahrheit, Borachio! einer Natur! Ich selbst hätte schwören wollen, daß es Laurana wäre. — Ah

Es hat mich so wollüstig gemacht, ich könnte Thorheiten darüber beginnen; und doch — —

Borachio. Und doch? —

Juan. Ich weiß nicht — Ich wünschte doch, dieser Morgen wäre schon Abend.

Borachio. Schon Abend? — Welch ein Wunsch wäre mir das? —

Juan. Weil dann Alles gethan wäre.

Borachio. O ja! Und mit der Freude wär' es dann auch gethan. Die ist vorüber, wenn die Schwierigkeiten es sind. — Die Rache, — wenn sie einmal gesättiget ist, ist sie nichts.

Juan. Sie ist etwas. Ihre Folgen werden vor meinen Augen dauern. —

Borachio. Und werden so gleichgültig werden!

Juan (mißvergnügt). Sei es! Für jetzt genug! Mach' Dich fort! — Ich wollte nur sehen, wo Du geblieben und ob Du sicher wärest. Jetzt muß ich zurückeilen.

Borachio. Wie? Sind sie noch da?

Juan. Noch immer! Es will mit des Einen Wuth und des Andern Erstaunen kein Ende nehmen. — Ah! Du weißt es noch nicht: er hat ihr bei allen Heiligen des Himmels geschworen, sie öffentlich am Altar zu beschimpfen; dreimal nach einander hat er's geschworen; — und wenn er ihr Wort hält — — Doch geh'! geh'! Ich höre sie näher kommen. Sie werden mich aufsuchen wollen. — Verbirg Dich, und komm dann wieder! Wir haben noch Abrede zu nehmen.

Zweiter Auftritt.

Juan (ohne gleich Anfangs gesehen zu werden). Pedro.
Der Graf.

Graf (an Pedro's Hand hereintretend). Laß mich, sage ich! Laß mich! —

Pedro. Aber was willst Du hier noch? Schon fängt der Tag an zu dämmern, und wir sind immer noch, wo wir waren. — Ich beschwöre Dich, komm zurück!

Graf. Wenn ich Antwort habe; nicht eher!

Pedro. Aber was nützt Dir die Antwort?

Graf. Und sollte jedes Wort, das er sagt, mir das Herz durchbohren; so will ich nun Alles wissen, da ich das Aergste weiß. Ich will nicht ruhen, nicht aufhören, bis es an's Licht ist.

Juan (hervortretend). Sie wollen Alles wissen, Herr Graf?

Graf. Ja beim Himmel! Das will ich. —

Juan. Und sollen, sobald Sie mit Bescheidenheit fordern. Es braucht dieser Hitze, dieses Ungestüms nicht.

Pedro (unzufrieden). Reden Sie dann! Warum schwiegen Sie erst? Warum gingen Sie fort, ohne zu antworten, als ich Sie fragte? War meine Frage so unbescheiden?

Juan. O Herr General — — Aber eh' Sie mich richten — betrachten Sie die Umstände, worin wir waren! — Der Graf stand im Angesichte Lauranens. Sein ganzes Herz war von Rachgier entbrannt. Es fehlte nur noch ein Hauch, um es bis zur Wuth zu entzünden: und ich sollte mich einlassen und sollte erzählen? Ich sollte die Unglückliche ganz

n's Verderben stürzen, die das Schicksal, das ihrer wartet, vielleicht von jedem Andern, aber sicherlich nicht von mir verdiente? — Was noch mehr ist, Herr General — urtheilen Sie Selbst; denn Sie sind immer gerecht! War es der Antwort werth, was Sie fragten? War der Weg, der mich zu dieser Entdeckung konnte geführt haben, so verworren oder so dunkel, daß er ohne mich nicht zu finden war? — Sie wissen, ich bin Hausgenosse von Leonato — Lassen Sie mich einst eine schlaflose Nacht gehabt; lassen Sie mich von ungefähr das Fenster geöffnet; lassen Sie mich die Stimme des Fräuleins erkannt haben! Was wird weiter geschehen seyn? — Ich werde mich in den Garten begeben; ich werde mich dieser Stimme genähert; ich werde Alles gehört haben, was vorging. — — Oder sollt' ich wiederholen, was ich da hörte? Alle die Verabredungen auf's Künftige? Alle die Spöttereien über den Grafen? Alle die witzigen Züge, womit das Fräulein — — Schon zu viel, wie ich sehe! Sie werden unwillig, Herr General.

Pedro (indem der Graf, die Hände in der Brust, mit einem wüthenden Blick emporsieht). Welcher Mensch sollt' es nicht werden? War es möglich, daß ein Geschöpf, wie Laurana; ein Geschöpf, das ein Herz hat — —

Graf (drückt sich wild den Hut in die Stirn). Hahahaha! Mag sie wohl mit ihm fahren! Gut dann, gut! Es ist aus! — Da ich sie so liebte, die Heuchlerinn; mehr, mehr als mein Leben: das weiß der Himmel! — da ich Tag und Nacht — — da, es ist zu schreckliche Bosheit — da ich von keinem andern Gedanken wußte, als wie ich sie glücklich machte — — Aber weg mit ihr! Weg! Ich weiß den Eid der Rache, den ich ihr schwur; und er ist mir heilig. Ich will ihn erfüllen.

Pedro (ihm mit gerührter Miene näher tretend). Diesen schrecklichen Schwur? —

Graf. O schweig! schweig! Sage mir nichts mehr! Es ist umsonst. — Willst Du Großmuth lehren, so lehre sie den, der nicht geliebt hat, wie ich! nicht verrathen worden, wie ich! Nur der kann sie ausüben.

Pedro. Aber wie grausam, wie schrecklich, mein Freund—

Graf. Laß es schrecklich seyn, wenn es gerecht ist! Grausam kann es nicht seyn. Sie hätte verdient, die Elende, daß sie von meinen Händen stürbe.

Pedro. Und Du willst sie öffentlich vor Messina — —

Graf. Oeffentlich am Altare zu Schanden machen. Das ist mein Eid, und das will ich! — Wenn sie mir heuchlerisch näher tritt, die Sirene, um meine Hand zu empfangen; eben da will ich ausbrechen und sie zurückstoßen; ich will die Zuschauer alle und die gegenwärtige Gottheit zu Zeugen über sie aufrufen; ich will ihr den Schmuck aus den Haaren reißen, den sie unwürdig trägt. Ich will ihn zu Stücken zertreten.

Juan (als vor sich). Daß ich ewig geschwiegen hätte! —

Pedro. Achtest Du Dich selbst noch? Achtest Du Deinen Freund noch?

Graf. Ich achte nichts mehr. Ich fühle mein Herz verhärtet.

Pedro. So komm dann! Ich habe Alles gesagt. — Aber gewiß, wenn Du Freiheit der Seele genug hättest, Dich nach Deinem Werthe zu schätzen; Du würdest nur Mitleiden für sie empfinden.

Graf (aufgebracht). Mitleiden? Für sie? —

Pedro. Wie schrecklich hat sie sich nicht erniedrigt! Se

schrecklich, daß auch die Beschimpfung, die Du ihr drohest, weniger sie, als Dich selbst vermehren müßte. — Nicht aus Güte, Graf; aus Stolz solltest Du mitleidig seyn. Du solltest sie mit jenem Blick der Verachtung betrachten, der für jedes menschliche Wesen so tödtlich ist, das noch einen Funken Gefühls hat. — — Ich wenigstens, Graf — je mehr ich Schmerzen über ihren Verlust empfände, desto froher würde ich seyn, sie verbergen zu können.

Graf. Laß die Welt ihre Schande wissen! Ich will mich rächen, wie ich's geschworen habe. — Hat sie meine Ehre mit Füßen getreten, so will ich ein Gleiches an der ihrigen thun. Ich will mich öffentlich rächen. —

Pedro. Und ihrem Vater das Leben nehmen?

Graf. Wenn er gerecht ist, so wird er den Tag verwünschen, da sie geboren ward.

Pedro. Er kann ihn verwünschen. Er kann sie von seinen Augen verstoßen; aber er kann die Bande der Natur nicht zerreißen. Er wird immer noch Vater bleiben. — Siehe, mein Freund! In diesem Augenblick könnte ich hingehen und Deinen Vorsatz vernichten; aber ich will es nicht ohne Dich: ich will weder Deine Liebe, noch meine Hochachtung für Dich, verloren geben. — — Hast Du die Folgen von Deiner Rache bedacht? hast Du bedacht, daß die Unglückliche den edelsten Vater hat? daß Du diesem Vater den Tod schwörst? daß Du einen Mann in Verzweiflung stürzen willst, der Dich hier mit Freudenthränen als seinen Sohn umarmte? der vielleicht jetzt, mit seinem ersten Gedanken, den Himmel bittet — —

Graf (mit innerlicher Bewegung). Grausamer! Rührt nicht Alles von Dir her?

Pedro (erstaunt). Von mir, Graf? Von mir? —

Graf. Ich wußte nicht von Leonato, nicht von Laurana. Es war mir eins, ob sie auf der Welt war oder erst kommen sollte. Ich war frei und war glücklich. — Wenn ich es nicht mehr bin; wer hat denn mein Herz — — (indem er Pedro's empfindliche Rührung gewahr wird) O, ich bin unsinnig, Pedro. Vergieb mir!

Pedro. Und glaubtest Du, daß ich ohne diese Kränkung nicht schon genug empfände?

Graf. Ich bin unsinnig. Vergieb mir! — Aber mir meine Rache nehmen, heißt, mir mein Einziges nehmen. Sonst ist Alles für mich dahin.

Pedro. Alles, sagst Du?

Graf. Bis auf ein Leben, das ich verachte! —

Pedro. Unmöglich, mein Freund! Du kennest Dich selbst nicht. Du kennest Dein Herz nicht. — Laß mich's sehen, ob auch das Vergnügen der Großmuth, ob auch die Wollust der Freundschaft für Dich dahin sind? Laß mich's sehen und wähle! Zwischen Deiner Rache und Deinem Freunde wähle!

Graf. O Pedro! —

Pedro. Ich würde den Mann verabscheuen, der an Deinem Elende Schuld wäre, und ich kann den nicht lieben, der Leonato in's Grab stürzet. Ich muß ihn hassen, ich muß ihn verachten. Und soll ich das, Graf? Soll ich keinen Beweis sehen, daß ich Dir theuer bin? — — (nach einem Augenblick Stillschweigen) Wenn Du zweifelst, so hab' ich Dein Herz verkannt. Laß uns fortgehen!

Graf. Was forderst Du, Pedro?

Pedro. Was ich noch nie von Dir forderte — ein Opfer

der Freundschaft! Willst Du Dir Deinen Freund nicht verpflichten? Einen Freund, der Dir jetzt unentbehrlicher ist, als je? der allein Dein Innerstes kennt? der allein Dein Herz wieder erwarmen kann, wenn es gegen jede Freude des Lebens kalt wird? Willst Du Dir diesen Freund nicht verpflichten? —

Graf. Ich will es. Nur frage nicht weiter! — (ihn umarmend) Ich will mir ein Herz verdienen, von dem ich geliebt werde. — Laurana liebte mich nicht.

Pedro. Wie edel ist dieser Sieg! —

Graf (in die Höhe sehend). Aber so schändlich, so niederträchtig verrathen!

Pedro. Höre auf davon! Was soll der Gedanke?

Graf. Ich hätte mein Leben für sie dahingegeben, und zur Belohnung — — O, ich kann's nicht, ich kann's nicht vergessen.

Pedro. Und wolltest Du's auch vergessen? Wolltest Du eine Nacht vergessen, wo Dein Edelmuth über alle Gewalt Deiner Leidenschaft siegte? — Nicht Du, Graf, nur Leonato ist zu beklagen. Das Band, das ihn mit Laurana verbindet, ist unauflöslich, und keine That der Großmuth ist in seiner Gewalt. Er kann nicht handeln, er kann nur leiden — (Zu Juan gewandt) Ah! Wie hart, Juan, wie hart ist sein Schicksal! Und wird er Kraft haben, diesen unglücklichen Streich zu ertragen?

Juan (die Achsel zuckend). Ich bedaur' ihn, Herr General.

Pedro. Allzuunglücklicher Vater! —

Juan (während daß der Graf sich voll Unruhe in einen Sessel wirft). Doch was wir thun können, seiner zu schonen, das müssen wir thun; wir müssen ihn, Schritt vor Schritt, von einem leichten Argwohne bis zur Gewißheit führen. — Wie dächten Sie, daß

es wäre, Herr General, wenn ich zu ihm ginge; wenn ich ihn Anfangs sein Schicksal nur errathen, nur von ferne muthmaßen ließe? — So undankbar das Geschäft ist, so ist es eine Pflicht für die Freundschaft. — Wenn nachher der Graf ihm das Ganze entdeckte — denn nothwendig muß er doch selbst mit ihm reden — und ihm zugleich ein unverbrüchliches Stillschweigen gelobte? Wenn endlich Sie, Herr General, zuletzt erschienen, und durch den Zuspruch der Freundschaft die erste Heftigkeit seiner Schmerzen stillten?

Pedro. Ich, Juan? —

Juan. So denke ich wenigstens.

Pedro. Wollte Gott, er wäre schon da, wo sein Vater ist! Ich verzweifle an meinen Kräften. Ich werde keine Worte finden, die ihn beruhigen könnten —

Juan. Entweder Sie, oder Keiner. — Von Ihren Lippen, Herr General, dringt die Sprache der Freundschaft bis an die Seele: den Beweis davon haben wir vor uns. — — (sich umsehend) Doch fast ist es Tag, und Sie, als Befehlshaber des Ortes — —

Pedro. Himmel! Ich eile. Ich habe meine Pflicht schon versäumt. — (Indem er schleunig abgeht, zum Grafen) Folge mir, liebster Graf!

Dritter Auftritt.

Juan. Der Graf.

Graf (sich gegen die andere Seite werfend). Selbst die Nacht vor der Vermählung! —

Juan (der ihm langsam näher tritt). Sie sind jetzt ruhiger, wenn ich nicht irre. Der erste Sturm der Leidenschaft, der in Ihrem Herzen tobte, scheint nachgelassen zu haben. Erkennen Sie nun, daß Juan — —

Graf (springt unwillig auf und tritt vor). O ja! Nur zu sehr!

Juan. Sie erkennen es? Was? — Daß er nicht Ihr Verräther, daß er Ihr Freund ist?

Graf. Ein Freund, der in seinem Innersten über mich frohlockt!

Juan. Vortrefflicher Dank! — Und ist das aller, den ich verdiene?

Graf. Den Sie verdienen, weil Sie ihn fordern.

Juan (mit verächtlicher Gleichgültigkeit). Ich betrog mich dann nicht. Ich erwartete diese Sprache. — — Einst, als ich einen Freund von dem ersten Schlafe aufschrie, um ihn aus dem Feuer zu retten, so starrt' er wild gegen mich auf; seine erste Danksagung war: Mörder! und seine erste Bewegung war, daß er mich in die Brust faßte. — (Der Graf wirft sich auf die Lehne eines Stuhls, den Kopf mit der Hand unterstützt) Was konnte ich thun, der ich sein Freund war? Ich ermunterte ihn, nahm sanft seine Hand hinweg, und hatte ihn längst gerettet, ehe er nur eine dankbare Miene machte. — (Der Graf verläßt seine Stellung wieder, und geht umher) Sie, Herr Graf, sind in dem nehmlichen Falle. Aus Ihren süßen Träumen von Liebe und Glückseligkeit aufgeschreckt — —

Graf. Ah! Heuchlerinn! Meineidige! Eine Stimme vom Himmel hätt' es mir sagen können: ich hätt' ihr nicht Glauben gegeben.

Juan. Sehr natürlich, Herr Graf! Sie waren ein Liebhaber.

Graf. So fromm von Miene! Einen so unschuldigen Blick! — War es nicht, als ob jeder Reiz ihrer Bildung nur der Wiederschein ihrer Seele wäre?

Juan. Eben deßwegen, Herr Graf! Desto eher! Was sagte ich Ihnen? —

Graf (ergreift den Stuhl, der vor ihm steht, und setzt ihn mit Heftigkeit zur Seite nieder). Verflucht sei mein Schicksal!

Juan. Sie sind alle so; alle eins, wie das andere, diese Geschöpfe. — Ihrer Miene nach, sollte man schwören, daß die Natur vergessen hätte, ihnen Leidenschaften zu geben: sie sitzen der Tugend, wie unschuldige Säuglinge, im Arm, und schmiegen sich furchtsam an ihren Busen an, wenn der Liebe nur Erwähnung geschieht; aber hier, (auf seine Brust zeigend) hier im Herzen, Herr Graf — — Doch kein Wort mehr davon! Ich würde eine Flamme nur noch vermehren, die ich lieber vertilgen möchte. — Tragen Sie Geduld mit Laurana!

Graf (der jetzt zum ersten Mal auf Juan zu hören scheint). Geduld mit ihr tragen? —

Juan. Sie sind verbunden dazu. Sie haben nur eben jetzt dem General Ihr Versprechen gegeben. — Wenn auch die Geduld keine sehr männliche und erhabene Tugend ist, so ist sie doch eine sanfte, eine liebenswürdige Tugend.

Graf. Ha, Grausamer! Ich fühle den Spott.

Juan. Spott, Herr Graf? — Alle Welt wird mit mir einstimmig seyn.

Graf. Sie wird es seyn, und mich verachten, daß ich Geduld trug! — Wie kann ich's, o Himmel? Wie kann ich Geduld mit ihr tragen? — Und wenn sie die Einzige auf der Welt wäre, so soll sie fühlen, welchen Mann sie verrieth; s

will ich jede Empfindung von Scham, die ihr übrig ist, zu meiner Rache empören; so will ich sie hier, hier, wo sie mir ihre Hand gab — — Genug! Warum zaudere ich noch? Jene Glückseligkeit ist nun hin, die mich hier festhielt. Sie ist auf ewig dahin. — Noch einmal diese Schwelle betreten, und dann nimmermehr wieder! — (Indem er langsam fortgeht, steht er einige Augenblicke still, und sagt) Nimmermehr wieder? —

Juan (der sich überwindet und ihm schmeichelhaft naher tritt). Wenn Sie mich hören wollten, Herr Graf!

Graf (mit Widerwillen). Lassen Sie mich! Ich will Sie nicht hören. — Feiern Sie Ihren Triumph in der Stille, wenn Sie ihn feiern müssen! Ihre Seele ist keiner Freundschaft fähig. — (ungestüm) Fort! Lassen Sie mich! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Juan allein. (Er sieht ihm nach, die Arme in einander geschlagen.)

Wenn Du wüßtest, wie gerne! — Ha! Du magst mich anblicken und auf mich herabreden, so trotzig Du willst; wer bist Du denn, Unglücklicher? — Ein Thor, den ich nach meinen Absichten lenke! Ein Spielwerk in meiner Hand, das ich nach Wohlgefallen umherwerfe! — Und doch — Warum heuchle ich mir? — So wahr ihn mein Herz haßt! Ich trät' ihm lieber frei unter die Augen.

Fünfter Auftritt.

Juan. Borachio.

Borachio (nachdem er sich umgesehen). Sind sie fort, gnädiger Herr? —

Juan (halb mürrisch). Das siehst Du, Borachio.

Borachio. Und Ihre Unruhe auch? —

Juan. Sie wäre fort, wenn die Ungeduld der Erwartung nicht wäre. — Es wird Alles so kommen, wie ich's gedacht habe; nur das Einzige nicht: Er wird sie nicht zum Altar führen.

Borachio. Ha! Ist das die Falte, die Sie auf Ihrer Stirne hatten?

Juan. Nein, Borachio! Nein! Aber dieser auffahrende, stürmische Ton, den er gegen mich annimmt. — Bei Gott! ich mag eine Rache nicht, die mich zwingt, seinen Stolz zu ertragen.

Borachio. Hören Sie auf, gnädiger Herr! Sie reden Sich nur in Zorn, wenn Sie in so heftigen Ausdrücken reden. Die Sache selbst ist so arg nicht. — Der Graf, sagen Sie, ist auffahrend, er ist ungestüm, er ist wild? Sehr natürlich, wenn er es ist! — Soll er etwa zärtlich, soll er freundschaftlich seyn? Soll er Sie vor Dankbarkeit und Wehmuth umarmen?

Juan. O weg mit ihm! Er mich umarmen?

Borachio. Was soll er denn, gnädiger Herr? —

Juan. Nichts soll er! Er ist mir durchaus unerträglich.

Borachio. Lassen Sie ihn! Er wird noch so werden, wie Sie ihn haben wollen. Ich stehe dafür. — Jetzt, gnädiger

Herr, ist die Wunde noch frisch, und der Schmerz ist noch taub; da er noch alle seine Kräfte beisammen hat, so ist es begreiflich, daß ihr Gefühl ihn noch wild machen, ihn emporheben muß: aber bald genug wird ihn die Wunde zu brennen anfangen, der Schmerz wird ihn abzehren, und dann — O dann will ich mein Leben wetten, er soll demüthiger seyn.

Juan. Meinst Du, Borachio?

Borachio. Ganz gewiß! Ganz gewiß! —

Juan. Und was wäre auch mein Triumph, wenn er's nicht würde? — Weg darüber! Ich hatte Dir noch sonst etwas zu sagen. Was war es? — Ja das! Der Graf muß fort, sobald er Lauranen gesehen hat. Seine Gegenwart würde zu Erläuterungen, zu Untersuchungen Anlaß geben, denen es besser ist auszuweichen. Es kann mir nicht an Vorwand fehlen, ihn auf's Landgut des Generals zu entfernen. Also, Borachio —

Borachio. Befehlen Sie, gnädiger Herr!

Juan. Indessen ich für Pedro Beschäftigung auftreibe, um freie Hand bis Mittag zu haben, gehe Du und halte meinen Wagen bereit. Auch ich will von hier gehen. Mache Alles zur Abreise fertig, damit ich gleich — — Doch warte! Das Wichtigste noch! Hast Du Beatrix gesehen?

Borachio. Ich komme gleich jetzt von ihr her.

Juan (ungeduldig). Nun? —

Borachio. Sie ist unruhig, gnädiger Herr — Sie hat des Grafen Flüche gehört, und fängt an unsere Absichten zu muthmaßen. Sie ringt die Hände. Sie weint.

Juan (erschrocken). O Himmel! Was sagst Du? — Sie weint?

Borachio. Sie mag weinen! Was hat es auf sich?

Juan. Unsinniger! Was es auf sich hat? Daß sie sich Leonato zu Füßen werfen, daß sie ihn um Vergebung anflehen, daß sie ihm Alles entdecken wird. — Wie? und Du lachst noch?

Borachio. Ich dachte eben, was wir thun könnten, wenn es ihr einfiele? — Recht gut für uns, daß sie ihre Sinne noch nicht verloren hat!

Juan. Aber wenn sie weint? wenn sie weint?

Borachio. Immerhin! So ist ihr Vater gestorben, oder ihre Mutter liegt auf den Tod, oder ihr Bruder ist auf der See gescheitert: ein guter Vorwand bis Mittag! Ist sie dann noch nicht fertig mit Weinen; nun so jammert sie um das Schicksal ihres geliebten Fräuleins. Wie natürlich ist das! — Je härter und empfindlicher dieses Schicksal ist, desto besser, gnädiger Herr! Eben das, wovon Sie die Entdeckung des Geheimnisses fürchten, wird ihr die Lippen versiegeln; es wird sie so stumm wie eine Bildsäule machen. — Was? Sie sollte sich selbst als die Stifterinn aller dieser Unruhen, als die Verrätherinn ihres Fräuleins, als ein verbuhltes und entehrtes Mädchen anklagen? Sie sollte ihr eigenes Glück, ihre eigene Ehre, für das Glück und die Ehre einer andern auf's Spiel setzen, die ihr doch immer, so lieb sie ihr seyn mag, nicht so lieb ist, als sie sich selbst? — Wo denken Sie hin, gnädiger Herr? Sie mögen alles besser kennen, als ich, aber die Menschen — —

Juan. Nun ja, Borachio! ja! Ich will glauben, daß Du sie besser kennst. Ich will alle Unruhe fahren lassen. Ich will denken: Wenn das Schwerere gut ging, so wird ja auch das Leichtere gehen.

Borachio. Recht, gnädiger Herr! Und immer das am besten, was man mit Verwegenheit angreift.

Juan. O guter Borachio! — Aber ich kann es Dir nicht sagen, wie mir um's Herz ist, wie ich mich fühle. — Was für ein Leben war's, das ich einige Jahre daher geführt habe? Ein verwünschenswürdiges Leben! Ich hatte oft Zufriedenheit im Gesichte, und Verzweiflung im Herzen. Ich hörte die um mich her lachen und fröhlich seyn, die ich mehr als den Tod haßte. Aber jetzt, Borachio; jetzt — Wenn mein Schicksal die Reue wirklich fühlt, womit es mir schmeichelt — O dann wird mir seyn, als ob ich aus einem tiefen Kerker heraufstiege, als ob ich die Natur wieder blühen sähe. (Borachio, der ihm gleichgültig zugehört hat, will fortgehen; aber Juan, der sich im Herumgehen dem Fenster genähert und hinausgesehen hat, ruft ihn zurück.) — Borachio!

Borachio. Gnädiger Herr? —

Juan. Sieh diese Morgenröthe, Borachio! Es ist so lange, daß mich ihr Anblick nicht mehr ergötzt hat. — Ist sie nicht schön?

Borachio. Sehr schön, gnädiger Herr!

Juan. Und was denkst Du wohl, daß jetzt Laurana macht?

Borachio. Laurana? — Die wird von ihrem Liebhaber träumen.

Juan. Nein, sie hat schon geträumt; sie hat schon, von ihren süßen Phantasieen geweckt, ihr Bett verlassen, steht schon im Tiefsinn der Liebe an ihr Fenster gelehnt, steht unverwandt, Borachio, und erwartet den Tag der Wollust, und lächelt der Morgenröthe entgegen, die ihn heraufführen soll. — Ha, sie

denkt nicht, daß Juan noch lebt. Der verworfene, verachtete Juan! Sie denkt nicht, die Thörinn, daß diese Sonne noch von Wolken bedeckt werden kann, und ihre Augen von Thränen. —

Borachio. Wer kömmt? Ich muß fort, gnädiger Herr.

Juan (unruhig, indem er sich der Thüre nähert). Himmel! Sie selbst und ihr Vater. — Sie sind es. — Sie reden zusammen. — Er forscht sie aus, warum sie geweint hat? — Geweint! — Ah! ich zittere vor Furcht, daß wir nicht schon verrathen sind. Ich muß hören. — Wie? In diesen Saal will er sie führen? — (Er tritt eilig in die halboffene Seitenthür, während daß Leonato das Fräulein hereinführt.)

Sechster Auftritt.

Leonato. Laurana, und Anfangs auch Juan.

Leonato. Dich verachten, Laurana! Du empörest meinen Stolz nicht weniger, als meine Zärtlichkeit gegen Dich. — Er sollte eine Person, die ihn liebt, eine Tochter verachten, di aus einem der edelsten Häuser in Sicilien abstammt? eine tu gendhafte, eine würdige Tochter? —

Laurana. O nein, mein Vater! Sie müssen nicht au ihn zürnen. Sie müssen ihn lieben.

Leonato. So sprich denn! Worauf gründet sich de Gedanke? Ist sein Betragen gegen Dich nicht ehrerbietig? I es nicht zärtlich? —

Laurana. Ehrerbietig? — Nur allzusehr!

Leonato. Und kann denn Ehrerbietung Verachtung seyn

Laurana. Ach, mein Vater! —

Leonato. Rede! Erkläre mir diesen Seufzer! — Du beriefst Dich auf seinen gestrigen Abschied, und war denn dieser — —

Laurana. Gewiß, er war ehrerbietig für einen Liebhaber.

Leonato. Doch auch zärtlich zugleich? —

Laurana. Ich würde nicht geweint haben, wenn er's gewesen wäre. Aber Ehrerbietung eines Liebhabers, die bis zur Höflichkeit sinkt; was ist die sonst, als Verachtung? — Ich tadelte mich, meiner Schüchternheit wegen. Ich wollte ihm zeigen, daß meine Zurückhaltung nicht aus Gleichgültigkeit käme. Ich trug ihm schon mein ganzes Herz auf meinen Lippen entgegen, und war unwillig auf mich selbst, daß ich noch zitterte: aber er — —

Leonato. Aber er?

Laurana (nach einem kurzen Stillschweigen). Was werden Sie erwarten, mein Vater? — In der Wirklichkeit war es Alles, und in der Erzählung — — Es wird Ihnen so wenig, so nichts dünken, und beinahe dünkt es mir selbst so. Ich erröthe, es sagen zu sollen.

Juan. Phantastinn! —

Leonato. Nein, Du mußt es mir sagen. Der Graf? —

Laurana. Trat mit einem so gezwungenen, so kaltsinnigen Wesen zu mir hinein — Er hatte einen Blick, eine Miene, mein Vater — Ich wollte, daß ich sie annehmen könnte, um Sie urtheilen zu lassen — Eine so ausforschende, so mißtrauische Miene! — — Und kaum, daß er meine Hand nur berührt, nur einige flüchtige Worte gesagt hatte, so war er verschwunden.

Juan (ehe er abgeht). Ha, wenn das Alles ist — Nur Geduld! Dir steht was Härteres bevor.

Leonato (lächelnd). Wie unglücklich bist Du!

Laurana. O ich dachte es wohl — Sie hätten es sehen, nicht hören müssen, mein Vater.

Leonato. Sehen, Laurana? — Und was glaubst Du denn, das ich gesehen haben würde? — Ohne Zweifel den feinsten, den verbindlichsten Mann, der Dein Zittern gewahr ward; der nicht gerne Deine Empfindlichkeit aufbringen; der sich lieber das Vergnügen Deines Gesprächs versagen, als Dich in Verlegenheit setzen wollte. — Du fürchtest, verachtet zu werden? unglücklich zu werden? Mit einem Manne unglücklich, der Rechtschaffenheit der Empfindung, der Grundsätze hat? Mit einem Manne, der Tugend hochzuschätzen und Zärtlichkeit zu vergelten weiß? — O fürchte nichts, meine Tochter! Ich sehe die heiterste, die freudenvollste Zukunft vorher. Ich sehe sie für Dich, für Deinen Vater vorher. Er wird glücklich in Dir seyn. Er wird sich im Anblicke Deiner Zufriedenheit wieder verjüngen; oder wenn er sein Alter fühlt, so wird er zu Dir kommen, um es nicht mehr zu fühlen.

Laurana (sich ihm zu Füßen werfend). Mein Vater — —

Leonato (sie aufhebend). Nein, steh' auf! Steh' auf, liebste Laurana! Verschone mich! Ich weiß alles, was Du mir sagen könntest.

Laurana. O ich könnt' es nicht sagen. — Thränen der Liebe, der Dankbarkeit würden mir die Sprache ersticken.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Lucetta. Antonio.

Lucetta (freudig hereinkommend). Signor Antonio, gnädiger Herr! — Ihr Herr Oheim, gnädiges Fräulein! —

Leonato. Wie? Er wäre schon da?

Antonio (der eben hereintritt). Ja, da bin ich, und umarme Dich, Leonato.

Laurana (seine Hand küssend). Kann es seyn? Schon so rühe? —

Antonio. O ich bin noch vor Tage gefahren. Ich war u ungeduldig, Euch zu sehen und Eure Freude zu theilen.

Leonato. Unsere so unvermuthete Freude! Was dünkt Dir, mein Bruder?

Antonio. Was mir dünkt? — Daß der König sehr übel ethan hat, meinen Entwurf zu zerstören; daß die Freude hätte eifen sollen, um süßer zu werden. — — Hier Freude bei Euch! hier, zwischen den Mauern der Stadt! Die kann immer nur alb seyn. — Nein, bei mir, bei mir, unter einem offnen und reien Himmel, wäre dieses Fest erst ein Fest geworden. Wir ätten einen der schönsten, der anmuthigsten Tage gewählt; alle eine Unterthanen, Jung und Alt, hätten ihn mit Euch geiert, und Du, mein Bruder — und Du, Laurana — Ihr ättet dann sehen sollen, daß ich Euch liebe.

Leonato. Guter Antonio! Haben wir das nicht so oft esehen?

Laurana. So oft, mein Oheim! —

Antonio (zum Fräulein). Aber höre, was ich Dir vor=

schlagen will! Komm Du zu mir, wenn Dein Vater zum Könige geht! Komm Du zu mir, Deinem zweiten Vater! Dem bin ich das nicht?

Laurana. O ja! und ich verehre Sie so.

Antonio. Da wollen wir nachholen, was wir versäum haben. Da sollst Du sehen, Laurana — Ich habe in meinen Garten eine neue Grotte gebaut; eine sehr schöne, sehr kühl Grotte, die die Aussicht auf's Meer hat. Die soll Dein eige seyn, meine Tochter, und ich habe sie schon Lauranens Grott genannt. — Wenn Du die Einsamkeit liebst, so ist sie dor so reizend, so angenehm! — und wenn Du sie nicht liebst, s ist auch Platz genug für noch Einen. — — (Indem er sie zär lich umarmt) Siehst Du, Laurana? Ich fange schon an, wie ic fortfahren will. Ich werde der Fröhlichste von Euch alle werden.

Leonato. O nein, Laurana! Glaube ihm nicht! Er h Unrecht. — An dem Fröhlichsten erkenne mich, Deinen Vate Ich bin zum letzten Mal Jüngling. (Sie gehen hinein.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Juan. Der Graf. Ein Bedienter.

Juan (in Verlegenheit und mit Unwillen). Herr Graf!

Bedienter. Verzeihen Sie mir! Ich darf nicht, Herr Graf. Ich soll Sie ansagen, sobald Sie da sind! und wenn ich unterließe — —

Juan. Unnützer Verzug! — (zum Bedienten) Geht hinein! Wir erwarten hier Eure Herrschaft. — (Der Bediente geht ab; und Juan zum Grafen, der voll der äußersten Unruhe umhergeht) Ist es möglich, Herr Graf? Kann die Liebe einen Mann so entnerven?

Graf (in sich, und umhergehend). Sie noch zu sehen — In so einem Augenblicke! — Warum blieb ich nicht, wo ich war? — Es sollte Rache an ihr seyn, und es wird Mord an mir selbst werden.

Juan (der ihn mit unverwandten Augen beobachtet). Wie nun? Noch immer? —

Graf (wirft sich, beide Hände in der Brust, in einen Sessel). O ich liebe sie noch. Ich kannte mein Herz allzuwenig.

Juan. Und wenn ich sterben sollte, so weiß ich nicht — ich verstehe kein Wort von dem allen. — Erst war die Stunde

zu langsam, die uns mit ihr zusammenbrachte, und nun — nun, da sie endlich erschienen ist, diese Stunde — (im Herumgehen fortmurmelnd) Schwach und unmännlich, beim Himmel! Mit Flüchen einen Vorsatz zu fassen, und mit Seufzern ihn ausführen zu wollen! — — (wieder zum Grafen) Also soll nun ich allein das Wort führen? Ich allein mir den ganzen Haß der Familie zuziehen? — O Sie irren, Herr Graf. Ich werde verstummen, wenn Sie verstummen. Ich habe nichts wider Lauranen. — Wenn sie treulos und lasterhaft ist, so ist sie um desto unglücklicher und beklagenswerther.

Graf (aufspringend und mit Heftigkeit). Treulos und lasterhaft!

Juan (sieht sich unruhig um). Sie kommen. Sie sind es. — (insgeheim) Wie fängt mein Herz an zu klopfen! — (Nachdem er sich einigemal hin und her gewandt, sagt er endlich zum Grafen, der, die eine Hand vor den Augen, in den Vordergrund der Bühne tritt) Ich beschwöre Sie, schonen Sie ihrer! Seyn Sie sanftmüthig, Herr Graf!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Laurana zwischen Leonato und Antonio. Lucetta.

Leonato (das Fräulein führend). Nein, sieh auf, meine Tochter! Laß Deine Furcht nicht zur Schwachheit werden! Dieser Tag ist der Tag Deiner Ehre.

Antonio (mit Verwunderung). Er sieht uns nicht, Leonato?

Leonato. Liebster Graf! — Liebster Sohn! (indem er ihm mit Lauranen entgegentritt) — Kommen Sie! Warum hören Si

nicht? — Empfangen Sie von meiner Hand die Gesellschafterinn Ihres Lebens, Ihre Freundinn, Ihre Gemahlinn! Je mehr sie Sie glücklich macht, desto mehr wird sie meine Wünsche erfüllen. —

Antonio (die Hand auf des Grafen Arme). Unbegreiflich, Herr Graf! Wo sind Sie? Sie umarmen weder mich, noch Ihre Laurana?

Graf (nach einem flüchtigen Blick auf das Fräulein, indem er noch weiter vertritt). O mein Herz! — Kann ich sie noch anbeten, wenn ich ihre Laster verfluche?

Leonato (der voll Schrecken die Hand seiner Tochter fahren läßt). Gott! Welche Miene war das? — Was ist vorgegangen? Was soll ich aus dieser Miene schließen? — Geh'! Sprich mit ihm, meine Tochter!

Laurana (ihm ängstlich naher tretend). Sie sind bleich, wie der Tod. Sie beben an allen Gliedern. — Ich zittere für Sie.

Graf (sie gewaltsam zurückstoßend). Zittere für Dich, Heuchlerinn, eh' Du für mich zitterst!

Leonato (einige Schritte zurück mit vorgehaltenen Händen). Graf! — Graf! —

Antonio. Was ist Ihnen, Graf? Sie kennen sie nicht. — Es ist Laurana — sie selbst! — Es ist Ihre Geliebte.

Graf. Daß ich nie ihren Namen gehört; daß meine Augen sie nie gesehen hätten! — Ungetreue! Für welchen Elenden mußt Du so schön seyn? Für welchen Bösewicht müssen Dich diese Reize schmücken? Verdiente ich Deine Liebe, Deine Zärtlichkeit nicht? — Ich hätte Dich auf meinen Händen getragen, und ich wäre glücklich mit Dir gewesen.

Laurana (zitternd und mit Entsetzen). Ah! was ist das?

Leonato. Ich erstarre vor Schrecken. — Ist denn Laurana nicht Ihnen bestimmt? Soll sie nicht mit Ihnen an den Altar gehen?

Graf. An den Altar gehen? Mit mir? Ich sollte ihre Hand, und ein Anderer sollte ihr Herz besitzen? Ich sollte ihren Lastern zur Decke dienen, daß sie vor den Augen der Welt geheim blieben? — Hinweg mit der Meineidigen! Aus meinen Augen hinweg! In eine Celle mit ihr, wo sie das Licht des Tages nicht sieht! wo sie nicht nöthig hat, zu erröthen!

Laurana. Ah! Lucetta! Das ist zuviel. Wohin rette ich mich?

Leonato (mit zusammengeschlagenen Händen). Großer Gott! Wozu hast Du mich aufgehoben? —

Graf (schmerzlich). O Leonato! — Aber der allsehende Himmel sei Zeuge! Ihre Tochter ist lasterhaft. Sie hat mich, sie hat Sie betrogen. Diese Nacht — —

Antonio. Und Du sprichst nicht, Laurana?

Laurana. Mein Oheim! — —

Leonato. Sprich! Sprich, oder Du bist mein Kind nicht! Rette Deine Unschuld und Deine Ehre, oder siehe nie mein Angesicht wieder!

Graf. Ihre Unschuld retten? Sie ihre Unschuld retten? —

Laurana (stotternd). Herr Graf — Aber ah! sich hier nur zu verantworten, ist Schande. — Schien ich Ihnen je anders, als unschuldig?

Graf. Nie anders! Wie hätte meine ganze Seele für Dich entbrennen können? Es war Deine Unschuld, die ich in Deiner Schönheit liebte.

Antonio. Das sagen Sie Selbst? Und doch — —

Graf. Desto niederträchtiger ist sie! Warum schien sie ...cht anders? Warum nahm sie mein Herz durch alle Reize ...r Unschuld, durch alle Kunstgriffe der Liebe ein? — Heuch- ...risches Geschöpf! Um es desto tiefer durchbohren zu können! ... Geschienen? Unschuldig geschienen? — O ja! Du hast ...ir ein Engel geschienen; aber was warst Du? Was warst ...u da, als Du die vorige Nacht — — (auf sie zugehend und ...e Hand ergreifend) Nicht also! Wende nicht Deine Augen zur ...eite! Sieh hieher, wenn Du Muth dazu hast! — (voll Bit- ...keit) Mir in's Angesicht, Fräulein! Ihre Ehre ist in Gefahr.

Leonato. Ist dies Traum, oder ist's Wahrheit? —

Graf. Die sicherste Wahrheit. — Bin ich der, den Sie ...r Sich sehen? Ist jener Mann dort Ihr Bruder? Sind ...ie Selbst Leonato?

Leonato (hitzig). Aber wozu das? — In aller Heiligen ...amen!

Graf. Wozu? Wozu? — So gewiß Ihre Augen se- ...n, so gewiß haben meine Ohren gehört. Sie ist meineidig. ...e ist mir ungetreu. Diese glühende Scham, die sie färbt, ... kein sittsames Erröthen; es ist die schreckliche Scham des ...wissens.

Laurana. O, Lucetta! Du weißt es.

Lucetta. Theures, unglückliches Fräulein! —

Graf. Wäre sie tugendhaft, welch ein Ungeheuer müßte ...m ich seyn? Ich bin keins, Leonato. Wenn ich nicht Ihre ...rzweiflung mit Wehmuth betrachte, so möge die Gerechtig- ...it des Himmels mich strafen! — Aber diese Nacht, diese ...acht! — Sie ist mit dem elendesten Bösewicht lasterhaft. ...gend und Ehre sind hin.

Antonio. Graf! Graf! Bedenken Sie, was Sie reden Ich kenne Lauranen, und ich wollte meine Seele für sie verbürgen. Sie wird Schutz finden, wenn sie beleidigt wird. Si hat noch einen Vater und einen Oheim. — Können Sie beweisen, was Sie ihr vorwerfen?

Leonato (mit Feuer). Ha! Wenn sie unschuldig wäre! — (sie gleichsam auffordernd) Laurana! —

Graf. Soll ich reden? Soll ich's beweisen, Fräulein?

Leonato. Laurana! —

Laurana (die Hände ringend). O ich flehe Sie — Lasse Sie mich entfliehen, mein Vater!

Graf. Soll ich reden? Wollen Sie antworten, Fräulein?

Laurana (wehmüthig). Herr Graf —

Antonio. Sie will. Sie soll. Aber worauf?

Leonato. Und wehe Dir! Wehe Dir, wenn Du nic könntest! Warum flehest Du so? —

Laurana. Gütiger Gott! Was soll aus mir werden In welche Untersuchung werd' ich gezogen?

Graf. Ihren Namen, mein Fräulein!

Laurana. Darf ich meinen Namen nicht nennen? I mein Name denn nicht Laurana? —

Graf (mit der äußersten Lebhaftigkeit). Gewiß? Ist er's g wiß? —

Laurana (ängstlich zurückweichend). Sie tödten mich. I vergehe vor Schrecken. — Es ist mein Name.

Graf. Laurana Dein Name? — Nun so stirb denn v Scham! Flieh' aus den Augen des Mannes, den Du verrath hast! Aus den Augen eines Vaters, den Du in's Grab trittst

Laurana. Entsetzen! —

Graf. Wenn Du Laurana bist, Treulose; wenn keine Andere da ist, die auch diesen Namen führte; wer war denn sie, die in voriger Nacht — — o nein! nein! Sieh mich nicht mit diesen Augen voller Erstaunens an! Dein Erstaunen ist so erheuchelt, wie Deine Tugend! — - die mit dem unverschämtesten Bösewichte aus ihrem Fenster redete? die sich mit ihm verstand, meine Wachsamkeit zu betrügen? die ihn mit den schmeichelhaftesten Namen der Liebe nannte? Wer war sie denn, diese Laurana? — Sprich! Ueberführe mich der Verläumdung! Vertheidige Dich, wenn Du kannst! Warum schweigst Du? — Aber hier steht Juan, der gegen Dich zeuget. Hier würde Pedro stehen, wenn er Deines Vaters Schmerz hätte ertragen können. Hier stehe ich, der ich Dich anbetete, der ich auf den Wink Deiner Augen sah, um Deinen Wünschen zuvorzukommen; der ich für Dich hätte — — (er weint) mein Herz aus meinem Busen gerissen!

Leonato (außer sich). Ist kein Freund hier, der mir das Leben nehme? —

Graf. Geh' nun hin, Treulose! Ergieb Dich ihm nun! Verbring' nun Deine Tage mit ihm in Schande! — Und wenn Du einen von denen siehst, die Dich geliebt haben, so erschrick und verbirg Dich!

Antonio. Juan, warum reden Sie nicht? —

Juan (der bisher mit einer unruhigen und boshaften Freude zugesehen). Was soll ich hier reden? Lieber ewig verstummen, denke ich, als bei so einer Gelegenheit reden!

Antonio. Und Laurana hätte — —

Juan. Pfui, pfui, gnädiges Fräulein! Ein wenig mehr Tugend oder mehr Vorsichtigkeit!

Antonio. Sie hätte in dieser Nacht —

Juan. Nein, verschonen Sie mich, mein Herr! Ich wollte um Ihres Bruders willen mein Leben geben, es stände anders. — Sie werden von Pedro schon mehr hören. Er wird noch kommen.

Lucetta (indem das Fräulein ihr in die Arme fällt). Was ist Ihnen, mein Fräulein? Sie erblassen? Sie sinken?

Laurana. Ich sterbe. —

Antonio (eilt hinzu und hilft ihr in einen Sessel). Sei, was Du willst! — Du gehörst mir an, und ich muß Dich lieben.

Graf. Ah, Laurana! — (Er macht eine Bewegung, als ob er ihr helfen wollte) Da sie mein Leben vergiftet hat, kann ich noch für das ihrige zittern?

Juan. Fort, Herr Graf! Fort! Ihre Gegenwart kann hier nicht helfen, aber desto schädlicher kann sie seyn. Das Fräulein muß Sie nicht sehen, wenn sie sich wieder ermuntert. — Kommen Sie, kommen Sie, Graf!

Graf (der sich mit Mühe losreißt). Ah, Laurana! — Ah, Leonato! (Er geht mit Juan ab, indeß Lucetta und Antonio das Fräulein wieder zu sich zu bringen suchen.)

Dritter Auftritt.

Laurana. Antonio. Leonato. Lucetta.

Leonato (tritt hinzu und reißt beide von ihr hinweg). Zurück von ihr! Laßt sie sterben!

Lucetta (die Hände gegen ihn ausgestreckt). Gnädiger Herr! —

Antonio. Entsetzlicher Mann! Bist Du ihr Vater?

Leonato. Ich bin es. Durch Gottes Verhängniß bin ich's. — Soll sie leben, und allen den Ihrigen — — In's Grab mit Dir, Unglückliche! Es ist die beste Hülle um Deine Schande. Einen Seufzer gen Himmel, der Deine Reue vor Gott bringe — und stirb!

Lucetta. Liebstes Fräulein — —

Antonio. Ach! sie erholt sich wieder. Sie lebt noch.

Leonato. Sie lebt noch? —

Lucetta. Sehen Sie auf, liebstes Fräulein!

Antonio (zu seinem Bruder gehend und ihn umarmend). Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Leonato! Wenn Du noch Liebe für sie im Herzen trägst — und wie solltest Du nicht, da sie Dein Blut ist? — laß sie keine Verwünschungen hören! Entferne Dich, wenn Du zu sehr bewegt bist! Lösche nicht diesen Funken des Lebens aus, der in ihr wieder emporglimmt! — Es ist Dein Kind, Deine Laurana!

Leonato. Mein Kind? Habe ich noch ein Kind? —

Antonio. Erhalte es! und Du hast noch eines.

Leonato. O ich Thor! Klagte ich über den Tod meiner Kinder? War ich unzufrieden, daß nur dies Einzige lebte? — Auch dies Einzige, auch schon dies ist zu viel! — Warum lebt sie mir noch? Warum nahm ich nicht ein Bettlerkind, und erzog es? Es hätte dankbarer an mir gehandelt. Es hätte mein graues Haar nicht mit Schanden zur Grube geschleppt.

Laurana (mit schwacher Stimme). Wo bin ich? —

Antonio (der gütig ihre Hand nimmt). Bei mir, Laurana! Bei Antonio bist Du.

Laurana (in einem tiefen Seufzer). Ach! —

Leonato. Kannst Du reden? Kömmt die Sprache Dir

wieder? — Gebrauche sie, Unglückliche! Nenne mir den ruchlosen Verführer, mit dem er Dich anklagte! Wer war er? —

Lucetta. Haben Sie Mitleiden, gnädiger Herr!

Leonato. Nenne mir seinen Namen! Wer war er?

Antonio. Du siehst ja, mein Bruder — Sie will Dir antworten, aber sie kann nicht.

Leonato. Desto schrecklicher, daß sie nicht kann! Was ist ihr Stillschweigen anders, als ein Bekenntniß ihres Verbrechens? — Seinen Namen! Wer war er?

Laurana (schwach). Ich weiß von keinem, mein Vater.

Leonato. Schweig'! Nicht Dein Vater! Erst sei tugendhaft, und dann nenne mich Deinen Vater! — Du weißt von keinem, sagst Du?

Laurana (zu seinen Füßen sinkend). Ach! ich nenne Sie meinen Vater. — Es ist mein Entsetzen, was mich zu Boden schlägt, aber nicht mein Gewissen. Ich bin tugendhaft. Ich bin unschuldig. Ich habe nie meine Pflicht übertreten. — Habe ich's je, so müsse Ihr Fluch über mich kommen! so müssen meine Schwachheiten alle kein Erbarmen vor Gott finden! — — Um Ihrer Frömmigkeit willen, mein Vater! Um des Andenkens meiner Mutter willen, die Sie geliebt haben! — —

Leonato (sie aufhebend). Ah, Grausame! Was sagst Du? — (zu Lucetta) Führt sie hinweg, und laßt ihren Arzt rufen. Tragt für ihr Leben Sorge!

Lucetta (ruft zu verschiedenen Malen, indem sie mit Antonio das Fräulein bis an die Scene führt). Beatrix! — Beatrix! — (Endlich tritt Beatrix hinzu, das Schrecken und die Verwirrung in allen ihren Handlungen ausgedrückt.)

Vierter Auftritt.

Leonato. Antonio.

Leonato (nachdem er ihr lange nachgesehen, hebt er beide Hände empor). O Gott im Himmel! —

Antonio (der das Fräulein in Lucettens Händen läßt und zurückkehrt). Was ist Dir? Fasse Muth, Leonato! — Wenn Deine Tochter nicht unschuldig ist; nicht so unschuldig, wie ein Kind, das geboren wird, so bin ich ewig ein Lügner.

Leonato. Unschuldig? Unschuldig?

Antonio (mit ausgestreckter Hand). Wie dieses Tageslicht — Oder ich will es nie wiedersehen!

Leonato. Das sagst Du mit eines Engels Stimme. — Aber o Gott! —

Antonio. Komm! komm! Heitere Dich auf, Leonato! — Ich habe sie gesehen, sie beobachtet. Es war noch mehr Unwille, als Scham, was auf ihren erröthenden Wangen brannte. — Der Graf wird nicht ewig irren. Er wird seinen Irrthum erkennen; er wird ihn zu ihren Füßen bereuen.

Leonato. Erkennen? bereuen?

Antonio. Sobald wir nur Licht haben. Komm!

Leonato. Ha, wenn sie unschuldig wäre!

Antonio. Jeder Blick von ihr muß Dir's zeugen.

Leonato. Wenn sie's wäre — wenn sie unschuldig wäre!

Antonio. Du zweifelst, mein Bruder?

Leonato. Nun dann! Nun dann! — So soll sie sehen, ob sie noch einen Vater hat. Ich will ihr Rache schaffen, und wenn es mit meinem letzten Blutstropfen wäre! —

(Er reißt sich die Brust auf) Meint der Mörder, weil ich schon grau werde? weil mir meine Hände schon zittern? —

Antonio. Gott! wie außer Dir bist Du?

Leonato. Meint er darum, ich werde mein Kind verlassen? Ich werde mein Kind nicht beschützen? — Komm, komm! Sie haben sich auf Pedro's Zeugniß berufen. Komm mit mir! Wir wollen ihn hören.

Antonio. Wir beide, mein Bruder? — Und Deine Tochter? —

Leonato. Sie soll Genugthuung haben, volle Genugthuung; oder ich will nicht leben!

Antonio. Aber in diesem Zustande, soll sie allein seyn? wollen wir beide sie verlassen? soll keiner da seyn, der zu ihr rede, der sie mit einem Worte tröste? — Bleib' Du hier! Auch weil Dein Blut so heiß ist. — Ich allein will zu Pedro gehen, und wenn ich ihn nicht selbst bringe, so bringe ich seine Antwort; aber ich will ihn selbst bringen.

Leonato. Bring' ihn! Bring' ihn! — Sage ihm, daß der Tag, den ich für meinen glücklichsten schätzte — — Sage ihm, daß eben der Mann, dessen Tugend ich um seiner eigenen willen vertraute; daß der meine Tochter, daß er sie in dem Augenblicke, wo er sie zum Altar führen sollte, mit der schrecklichsten Wuth, mit den entsetzlichsten Vorwürfen, daß er sie mit Thränen — (die Stimme nachlassend) mit bittern — — (schmerzlich) O, Antonio!

Antonio. Schon wieder? Wirst Du Dich niemals fassen?

Leonato. Du sahst es — Er weinte, mein Bruder. Er wusch sie mit seinen Thränen. — Und er hätte aus Bosheit —

Antonio. Aus Bosheit? Laß es aus Irrthum seyn,

Leonato! Es giebt des Irrthums mehr als der Bosheit. — Glaube mir! Wer von den Menschen am mildesten denkt, denkt am wahrsten. — Und eben diesen Irrthum an's Licht zu ziehen, ihn zu Schanden zu machen, den Grafen mit Reue und Scham zu erfüllen — (im Begriff abzugehen.)

Leonato. Du gehst schon? Du gehst?

Antonio. Um Dir die Ruhe zurückzubringen, die Du verloren hast. Zu Pedro geh' ich.

Leonato. Jetzt am Mittage? Vor allen Menschen? Vor ganz Messina?

Antonio. Warum nicht? Was hinderte mich?

Leonato (mit Erschütterung). Sie ist auch Dein Kind — und willst Du Dein Angesicht zeigen? — O bleib', Antonio, bleib'! Laß Pedro von selbst kommen! Er wird mich so nicht verlassen. — Ich lehne an meiner letzten Hoffnung — und wenn sie dahinsänke — —

Antonio. Du weinst, mein Bruder? — O trockne sie ab, Deine Thränen! trockne sie ab! Sei ein Mann! Jede, die Du weinst, ist eine Beleidigung gegen den Himmel. Heitere Dich auf!

Leonato. Was kann der Himmel? Kann er die Unschuld zurückbringen, wenn sie verloren ist? Kann er mehr als vergeben? — — Und wenn Du wüßtest, mein Bruder —

Antonio. Was soll ich wissen?

Leonato. Ach, auch sie hat geweint, auch sie fand ich diesen Morgen in Thränen; und ihr Vorwand — ihre Beschönigung — Sie sprach von Verachtung, als wenn sie's sich bewußt wäre, Verachtung verdient zu haben. — (mit bittern

Thränen) Sieh' nun den Trost meines Alters! Mit Ehren hab' ich gelebt, und mit Schanden werde ich sterben müssen.

Antonio. Vertrauen! Habe Vertrauen, mein Bruder!

Leonato. Zu wem? zu wem?

Antonio. Wenn Du's nicht zu mir hast, zum Himmel! — Sieh' hier! (auf den Boden des Saales zeigend) Welche Stelle ist das? Und welche Stelle die dort? Und dann die? Erinnere Dich, Leonato!

Leonato. O wollte Gott, Du könntest noch eine zeigen! Warum lebe ich noch? —

Antonio. Hier standen sie, Deine Kinder. Hier standen sie, da sie alle die Wuth der Seuche in einer Woche hinriß; und Du? — Erinnere Dich, Leonato! — als Du hier an meiner Seite hereintratst, und zum letzten Mal ihre Leichen sahst; was war da Dein Gedanke? — Sie sind glückselig, riefst Du; sie sind in ihrer Unschuld gestorben, und ich gebe sie Dir mit Freuden! — indem Du aufsahst. — Nun da, mein Bruder! eben da rang auch Deine Tochter schon mit dem Tode; und sie allein mußte leben. Warum starb auch sie nicht in ihrer Unschuld? — Habe Vertrauen! Vertrauen! —

Leonato (ihn umarmend). So geh' dann! So ruf' ihn dann!

Antonio. O es braucht's nicht. Da ist er.

Fünfter Auftritt.

Pedro. Die Vorigen.

Leonato (erschreckend). Sind Sie es, Pedro?

Pedro. Ich bin es. — In welchem Zustande muß ich Sie finden?

Leonato. O mein Freund! Wenn Sie wüßten! — Eben er Mann, den ich als meinen Sohn liebte, den Sie mir als en edelsten, als den rechtschaffensten rühmten — —

Pedro. Ich weiß es, mein Freund.

Leonato. Sie wissen's? Sie billigen's auch?

Pedro. Der Graf ist unschuldig; er ist vollkommen unschuldig. — Auch ich!

Antonio. Und wer denn am Ende schuldig? Ist's Juan?

Pedro. Vielleicht. — Entweder er, oder — es ist denn einer mehr übrig — Laurana.

Leonato. Ha! So ist es? So ist es? — (indem er sich oll Verzweiflung in einen Sessel wirft) Geht hinaus von mir! Ueberßt mich mir selbst! Geht hinaus!

Pedro (ihm näher tretend). Nein! Sie müssen mich hören. Sie sind es Sich Selbst, Sie sind es Ihrer Beruhigung schuldig.

Antonio. So komm denn! Hör' ihn an, Leonato!

Leonato. Weg von mir! Weg! — Ich habe kein Kind ehr; und ich will auch Euch nicht mehr haben. — Ach, Lauana! Laurana!

Pedro. Fassen Sie Sich! Hören Sie mich!

Leonato. Deine Ehre, dein Glück, deinen Vater! — ast du das Alles auf einmal — — (wieder aufstehend) Aber ist nicht. Es kann nicht seyn. Womit hätte meine Tugend ı Gott gesündigt? — Es ist Lug und Verrath, was mich ıglücklich macht, nicht Laurana! — Der Heuchler sucht Vorand: er will sich losreißen; er stiftet seine Freunde an, daß sie m helfen. Und warum sollten sie nicht? Was macht ihnen die

Schande einer Unschuldigen, und der Tod eines Vaters? Sie haben kein Gefühl mehr. Sie sind an Mordthaten gewöhnt. —

Antonio. Wohin geräthst Du, mein Bruder?

Pedro. Fassen Sie Sich! Lassen Sie das Ihren Trost seyn, mein Freund: Wir haben nur gehört, nicht gesehen.

Antonio. Und was gehört? Was, Pedro? —

Pedro. Eine Stimme, mein Freund — Ich hätte mein Leben verschworen, sie wäre Lauranens; auch nannte die, welche ihr antwortete, ihren Namen.

Antonio. Aber wo, Pedro? Wo hörten Sie sie?

Pedro. Hier, in dem Garten an diesem Hause.

Antonio. Und was sprach sie, diese Stimme? —

Pedro. Wenn es die meiner Freundinn war — Doch nein, Antonio, nein! Jetzt, da es Tag ist, und da ich zurück denke; da die erste Verwirrung des Erstaunens vorüber ist: — da erhebt sich ein Zweifel nach dem andern in meiner Seele. Ich glaubte immer der Redlichkeit dieses Juan; sollt' ich geirrt haben, Antonio? . . . . . .

Antonio. Dieses Juan? War's Juan?

Leonato. Ha, nun seh' ich! War er's, der Sie hieher brachte? War er's, der meine Laurana — —

Pedro. Er allein war's, der sie verdächtig machte. Nur auf seine Veranlassung — —

Leonato. Gütiger Gott! Nun erkenn' ich. — Er! E und der Graf! — —

Pedro. Nicht der Graf, Leonato! Was der gethan hat, verzeihen Sie der Heftigkeit seiner Liebe! — Aber daß Juan ihn herbegleitet; daß er wider alle Zusage, wider alle Billigkeit, alle Vernunft — —

Leonato. Juan! Juan! Er, der sie liebte, der um sie anhielt, den sie verwarf: er hatte — —

Pedro. Ich erstaune, mein Freund —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Beatrix.

Beatrix (wild hereintretend und ihre Hände ringend). O Gott! — Gütiger Gott! —

Leonato. Was ist's? Was willst Du?

Beatrix. Helfen Sie! Helfen Sie ihr! — Sie liegt da. Sie ist bleich wie der Tod. Sie wird nie wieder erwachen.

Pedro. Wer, wer?

Antonio. Laurana?

Beatrix. Der Arzt zuckt die Achseln und kann nicht helfen. — Gehen Sie! Eilen Sie!

(Der Vater und Antonio gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Pedro. Beatrix.

Pedro. Welche neue Verwirrung! — (Hinter Leonato her) Mein Freund! — Aber er ist fort; und welche Gewalt würde ihn aufhalten? — (Nach einer Pause) Zarte Seele! wenn du verrathen wärest! Wenn dich die eifersüchtige Wuth eines Verliebten — — Zwar weiß ich nicht, sehe nicht ein; aber doch —

Wenigstens will ich mir Licht schaffen; ich will in ihn eindringen, will ihn so lange drücken und martern — — (fortgehend.)

Beatrix (ihm mit gerungenen Händen nach). O gnädiger Herr! — (wieder inne haltend.)

Pedro. Unsinnige! Daß Du mit solchem Geschrei hereinstürztest! — Aber sorge dafür, daß ich Nachricht erhalte! Sorge dafür, und bringe sie mir selbst. Nur mache nicht Tod aus Ohnmacht! (Geht ab.)

Beatrix (ihm nach). Gnädiger Herr! — O nur ein Wort, gnädiger Herr!

Achter Auftritt.

Beatrix allein, voll Angst zurückkehrend.

Nein, unmöglich! Ich kann nicht. — Die Worte ersterben mir auf den Lippen. Ich kann nicht. — O wäre nur eines heraus! Wäre nur eins, nur das erste heraus! Dann könnt ich weiter, dann könnt' ich Alles. — — Gott, Gott! in welchen Abgrund bin ich gefallen! — — Und soll ihr Herz brechen? Soll sie um meinetwillen — Soll die Unglückliche aus der Welt gehen, ohne daß ihre Unschuld entdeckt sei? — Ich muß es sagen. Ich muß — Ich will ihm nach; denn nur ihm kann ich's entdecken. Sonst Keinem!

Neunter Auftritt.

Beatrix. Borachio.

Borachio. Du hier, Beatrix? So wild? — Wohin

Beatrix. Ha! Du wagst es noch, Mörder? — Flieh', h' Du entdeckt wirst, oder —

Borachio. Was ist's denn? was lärmst Du denn? — Sie ist in Ohnmacht gefallen, nun ja! Und Du machst solch lufsehen, um eines elenden Gaukelspiels, einer Ohnmacht wil-n? — Sie wird schon erwachen, wenn sie die Zeit dazu er-ebt. — (Er faßt sie mit Gewalt in die Arme) Komm fort, komm iit mir! Es taugt Dir nicht, daß Du hier bleibst! Ich will 'ir schon sagen, was Du zu thun hast. —

Beatrix (sich loswindend). Mir sagen? mir sagen? — Hin-eg von mir! Fort!

Borachio. Bist Du unsinnig geworden?

Beatrix. Es soll heraus. Es soll Alles heraus. — Benn sie stürbe, so hätte sie meine Hand ermordet; und wie ürd' es dann mir ergehen? In welchem Winkel der Welt ürd' ich dann Ruhe finden? — Es soll heraus. Ich will lles bekennen.

Borachio (ihr den Weg vertretend). Wie? wie, Thörinn? 'eine Schande bekennen? Du willst es selbst bekennen, daß eine Unschuld — Ha! ich erschrecke in Deiner Seele vor dem edanken! — (als ob er sich scheute, es laut zu sagen) daß Deine Un-huld dahin ist? Daß Du Deine Ehre verloren? Daß Du ur deßwegen — —

Beatrix (zurücktretend). O Gott! Ich erzittere. Was soll h anfangen? —

Borachio. Daß Du nur aus bloßer Liebe zu mir — —

Beatrix. Schweig'! Schweig'! Wirf's mir nicht vor, hscheulicher! Ich bin elend genug.

Borachio. Sobald Du Eines sagst, mußt Du Alles

sagen. Da hilft denn nichts mehr; da ist dann bei Gott Gnade. — Und was erst viere wissen, wird alle Welt wissen; es wird von Mund zu Mund, von Hause zu Hause gehen. — Ha, denke nur! denke, Beatrix! Wenn Du ein Mährchen der ganzen Stadt würdest? Wenn alle Knaben Dir nachschrieen? wenn alle Finger hier in Messina? — —

Beatrix (die Hände ringend). Ich bebe. Ich vergehe vor Angst. — Meine Ehre! Ihr Leben! — (schluchzend sich der Scene nähernd) Ach, Laurana! Laurana! —

Borachio. Ihr Leben, sagst Du? Ihr Leben? —

Beatrix. Es ist dahin, und auch meines. Ich finde ni wieder Ruhe.

Borachio. So laß doch! Ich bin Dir gut für ihr Leben. — Wenn sie stirbt, so sterbe ich mit ihr und lasse mic mit ihr in's Grab tragen. Siehst Du? — Ein Scherz, Beatrix! Ein bloßer Scherz! — Nur freilich, daß er mißriet und allzutraurig ward; aber gieb Acht! Es wird noch Alle wieder in's Gleis kommen. Sie wird nicht unglücklich, un wir desto glücklicher werden. — (Indem er einen Beutel mit Geld herauszieht) Sieh hier! Sieh hier! Da ist für Dich und für mic genug. Immer nimm an!

Beatrix. Ich entsetze mich. Wie? —

Borachio. Thörinn! Wir lieben uns ja. Was den Einen gehört, soll auch bald dem Andern gehören, und Heirat war ja immer Dein Wunsch. — Da! Nimm an.

Beatrix. Ihr Leben verkaufen? Lauranens Leben ver kaufen? Den letzten Funken von Gewissen ersticken? —

Borachio. Von Gewissen! Gewissen! — (ärgerlich wer dend) So schweig' doch endlich! Was willst Du damit? — Ge

:issen, Beatrix, ist ein empfindlicher Narr von einem Freunde. :hrlich genug, wenn man ihm immer zu Willen lebt; aber auch :nmal aufgebracht, wie ein Todtfeind, der mit Gift und mit Strick hinter Dir drein ist. — Wer klug ist, schafft seinen Feind us dem Wege, eh' er ihn selbst aus dem Wege schaffe. Da imm! Ohne Bedenken!

Beatrix. Und sollt' ich nie wieder meine Augen erhe= en! — Zurück! Es soll Alles heraus.

Borachio. Beatrix! —

Beatrix. Nein, mag's werden, wie Gott will! Es soll lles heraus!

Borachio. Beatrix! —

Beatrix. Laß mich! Laß mich, Verführer! — Daß ich ir einmal folgte, hat mich in's Elend gebracht; Dir wieder lgen, würde mich in Verzweiflung bringen. — (Lauter) Zu= ück, ehe Dich mein Geschrei — — (sie eilt ab.)

Zehnter Auftritt.

Borachio allein.

Beatrix! — (mit dem Fuße stampfend) Was für ein Teufel fuhr : sie? — Ich muß sie lassen, oder ich bin entdeckt. Das ganze aus kömmt in Aufruhr. — (nachsinnend) Was nun? Was für :ath? — Soll ich ihr nachfolgen? Soll ich sie aufhalten? Soll suchen, sie in Schrecken zu jagen? — Und wenn's nun nicht ilfe; wie weiter? — Soll ich erst Juan — — Ach! er mag für h selbst sorgen. Was geht er mich an? — Fort! Fort, Bo= chio! Aus dem Staube! Du hast ja weg, was Dir zukam!

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

J. J. Engel's

Schriften.

Sechster Band.

—

Schauspiele.

Zweiter Theil.

Berlin.
Mylius'sche Buchhandlung.
1844.

Inhalt des sechsten Bandes.

Eid und Pflicht.

Ein bürgerliches Trauerspiel.

(Entworfen unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege.)

Personen:

Welldorf, Vorsitzer des Stadtraths.
Madame Welldorf.
Eduard, ihr Sohn, in feindlichen Diensten.
Luise, ihre Tochter.
Ein feindlicher Oberster, Befehlshaber des Orts.
v. Brink, feindlicher Hauptmann.
Ein Arzt.
Sergeant, mit Wache.
Sophie, im Dienst der Madame Welldorf.
Ein Bedienter des Hauptmanns.

Die Scene: ein Saal, mit einem daranstoßenden Seitenzimmer.
Eduard und die Officiere sind von verschiedenen Regimentern.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Madame Welldorf. Dann Sophie.

M. Welldorf (unruhig umhergehend).

Sie kömmt nicht. Sie weiß, mit welcher ängstlichen Ungeduld ich nach ihr aussehe, und kömmt nicht. — O dies schreckliche Leben! Ich könnte wünschen, daß nur Alles aus, Alles entschieden wäre. So wär' ich doch ruhig. — — (horchend und dann entgegen) Endlich! Ja, sie ist es; ihr Gang. — Nun? Nun, Sophie?

Sophie (außer Athem). Ah, Madam! Wer doch lieber nicht reden dürfte!

M. Welldorf (erschrocken). Wie?

Sophie. Die Geißel sollen fort. Ohne Gnade. — Schon in der Nacht, sagt man, ist der Befehl gekommen. — Die Anstalten sind schon alle gemacht; die Freunde, die Anverwandten

nehmen schon Abschied; es kann sich auf's Längste noch eine Stunde hinziehen, dann geht es fort: und hier der Herr — ach hoffen Sie nur für den keine Schonung! Ich hörte, als der Oberst die Namen abrief — —

M. Welldorf. Daß er auch ihn nannte? auch ihn?

Sophie. Ihn zuerst. Und so laut! — Ich würde Sie nicht erschrecken, wenn ich nicht zu gewiß wäre. Aber ich stand so nahe.

M. Welldorf (in Angst). Sophie! —

Sophie. O, Sie müssen nur einen Entschluß fassen; nur gleich! Sie müssen nur Anstalten machen, ihn fortzuschaffen.

M. Welldorf. Ihn fortzuschaffen?

Sophie. Er hat hier doch noch Freunde — hat Anverwandte —

M. Welldorf. Gab er denn nicht sein Ehrenwort, sich zu stellen? Ist Er der Mann, das zu brechen? — Würd' er nicht, ohne dies Ehrenwort, noch gleich den Uebrigen im Gefängniß liegen?

Sophie. Sagen Sie eher: im Grabe.

M. Welldorf. Um so schlimmer! Das vermehrt noch seine Verpflichtung. — Und wenn ich ihn auch zur Flucht zu bereden wüßte; wo sollt' ich mit einem Sterbenden hin? mit einem Manne, der kaum noch Kraft hat, von seinem Sessel bis an sein Bett zu taumeln? — Soll ich denn selbst ihn tödten, damit nicht Andere ihn tödten?

Sophie. Aber dann — ich bitte Sie: was bleibt übrig, Madam?

M. Welldorf. Nichts. — Leider! nichts. Du hast Recht. — Ich muß ihn Gott in die Arme werfen, und muß

kommen lassen, was kömmt. — — (Nach einigem unordentlichen Umhersehen) Aber doch — wie wenn der Arzt für ihn spräche?

Sophie. Der Arzt?

M. Welldorf. Er ist bekannt mit dem Obersten; hat ihm Dienste gethan. — Lauf! lauf! Du wirst ihn noch finden, hoff' ich; es ist noch frühe. — Sag' ihm, in welcher Unruhe ich bin; sag' ihm, daß er zum Obersten eilen, daß er sich erst näher erkundigen, daß er dann versuchen soll, was sein Fürspruch — —

Sophie (auf dem Sprunge). Genug! — Zeit ist kein Augenblick zu verlieren. Ich weiß schon Alles. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Madame Welldorf allein.

Sein Fürspruch! Und kann ich noch Hoffnung hegen, daß uns sein Fürspruch — — Gott! Gott! Es ist Verzweiflung in dieser Hoffnung. — — Wie, wenn ich's nur nicht geheim hielte? wenn ich mir lieber ein Herz faßte und ihm es ankündigte? Der erwartete Schlag träfe dann minder schrecklich. — Zwar Er — er ist so völlig dahingegeben, ist zum Aeußersten so gefaßt; aber Luise! Luise! wenn nun die Alles verloren geben soll, Alles auf einmal! so viele Sorgen, Nachtwachen, Thränen — — Sie kömmt. — (Indem sie die Augen trocknet) Ach, die Unglückliche! Ich muß mich fassen, so gut ich kann.

Dritter Auftritt.

Madame Wellдorf. Luise.

Luise (schleicht aus dem Seitenzimmer gegen die Thür, und erblickt ihre Mutter). Sieh, da sind Sie ja, liebe Mutter. So eben wollt' ich hinaus, Sie zu suchen. — (Näher kommend und sie ansehend) Sie haben geweint?

M. Welldorf (mit erzwungener Ruhe). Wenn man allein ist, mein Kind; — das Herz — —

Luise. Freilich wird's da eher voll, und tritt über. Einsamkeit führt zum Nachdenken, und das taugt nicht für uns. — Doch für jetzt seyn Sie nur wieder recht heiter! Ich bringe gar gute Nachricht. — Mein Vater ist diesen Morgen in einen Schlaf gefallen, wie er ihn seit Wochen nicht mehr gehabt hat; in einen so erquickenden Schlaf! Ich bemerke keine Bänglichkeit mehr, kein schreckhaftes Zusammenfahren, keinen ungleichen Odem, nichts von dem, was der Arzt immer so ungerne hörte. — (Indem sie gegen das Fenster geht) Ich weiß nicht, ob ich mich irre; aber — —

M. Welldorf. Was hast Du?

Luise. Es ist nicht mehr frühe, däucht mir. Er könnte da seyn.

M. Welldorf. Der Arzt? Bist Du ungeduldig nach ihm? —

Luise. Das wohl nicht; aber ich möchte denn doch sein Urtheil hören. — Gestern machte er mir ganz bange mit seiner Zurückhaltung; er war so trocken, einsylbig, finster; heute, denk' ich, soll er schon wieder offner werden, soll uns schon eine

reundliche Miene gonnen. Denn anders als Gutes wird er uns doch nicht sagen können. Nicht wahr?

M. Welldorf (kaum sich zwingend). Gütiger Gott!

Luise. Ich meine nur: weil er doch auf Schlaf immer die beste Hoffnung baut; weil er ihn die Arzenei der Natur nennt, wovon er mehr Wirkung, als von jeder andern, erwartet.

M. Welldorf. Er hat Recht, denk' ich, sehr Recht; aber darum — —

Luise. Nun?

M. Welldorf. Und wenn auch von dieser Seite schon Alles besser stande, unendlich besser; — sind wir darum geborgen? sind der Zufälle, die unsere ganze Aussicht wieder verfinstern können, nicht noch so viele, so viele möglich? — (Ihre Hand ergreifend) Ich beschwöre Dich: lerne ruhiger seyn! Lerne auch bei dem besten Anscheine das Schlimmste fürchten! — Du weißt, wir sind in dem Fall, daß wir's müssen.

Luise (niedergeschlagen). Sonst sorgt' ich Ihnen immer zu viel — war Ihnen zu traurig —

M. Welldorf (gerührt). Luise! —

Luise. Und nun ich einst einen Augenblick froh bin; nun wollen Sie mir auch mein Bestes, mein Einziges nehmen: die Hoffnung?

M. Welldorf (lebhaft). Ich Dir sie nehmen? — (und wieder herabgestimmt) Aber für uns leider! für uns — —

Luise. Da sei Gott vor, daß sie für uns verloren wäre! Das war's doch nicht, was Sie meinten?

M. Welldorf. Nein! Nein; aber —

Luise (nach einer Pause). Ich begreife Sie nicht. Ich sehe nur so viel, daß Sie etwas auf Ihrem Herzen haben, und et=

was sehr Schweres. Warum verbergen Sie mir's? — (Auf sie zu) O sagen Sie's ohne Rückhalt heraus! Das bloße Zweifeln und Umherrathen ist mir so schrecklich.

M. Welldorf (sich zwingend). Hab' ich denn etwas?

Luise. Gewiß. Gewiß. — Sagen Sie mir's heraus, eh' ich noch auf das Schlimmste falle. Ich will mich dann auch fassen, und will ganz ruhig bleiben; ich verspreche es Ihnen. — (ihr näher tretend und leiser) Es ist doch nicht etwa Nachricht gekommen?

M. Welldorf. Was träumst Du? — Woher?

Luise. Aus dem Felde, mein' ich. Von meinem unglücklichen Bruder. — Daß er vielleicht bei irgend einem Vorfall — seine Gesundheit — vielleicht wohl gar — — (beide Hände auf ihrem Arm) Liebe Mutter!

M. Welldorf. Nun, da sieh nur! Sieh, wie schnell wieder, wie rasch! — Müßt' ich nicht bei Deiner so hinfälligen Gesundheit zittern, wenn ich Dir in der That etwas zu sagen hätte?

Luise. Also nein? Sie haben mir nichts — —

M. Welldorf. Ich bin noch ganz ohne Nachricht. Ich darf ja auch meine Sorgen und meinen Kummer nicht erst von Eduard holen. Denn leider! hier selbst — —

Luise (da sie inne hält). Hier selbst? —

M. Welldorf. Sind wir denn schon sicher, daß Du erst fragst? Ist Dein Vater nicht der Erste im Rath, und so auch der Erste in der Gefahr? Kömmt die Weigerung, den Feind in seiner Forderung zu befriedigen, nicht hauptsächlich von ihm? — Das, das, mein Kind, macht mir Sorge! Denn

eenn die alte Drohung endlich erfüllt würde; wenn Befehl we-
,en der Geißel käme — —

Luise (schnell). Befehl? Sie über die Gränze zu schaffen?
— Er wäre da?

M. Welldorf (zögernd). Sagt' ich denn das? — Aber
:enn er käme, und man hart genug wäre, auch Deinen Va-
er — —

Luise. Sie machen mich zittern. Das wäre schrecklich
ir uns. — Nein, den weiten Weg bis zur ersten feindlichen
,estung — den überlebte er nicht; nimmermehr!

M. Welldorf. Und wenn dann nur ein Fürsprecher
a wäre! — irgend ein Mann von Gewicht, der auf so einen
,all — —

Luise. Aber der wäre doch, liebe Mutter.

M. Welldorf. Wer? — wo?

Luise. Sie fragen? Sie haben unsern Retter, unsern
Zohlthäter doch nicht vergessen?

M. Welldorf. v. Brink? — der uns schon seit Wo-
)en nicht mehr besucht?

Luise. Weil er das ja nicht konnte; weil der Dienst ihn
on hier rief. — Indeß wollt' er doch wiederkommen, und sei-
er Rechnung nach könnt' er schon da seyn. Was ihn auch
ur abhalten mag! — (Nach mehreren Augenblicken) Sollten wir
:nn aber wirklich etwas zu fürchten haben? Sollte man grau-
im genug seyn können, meinen Vater vom Todtbett zu reißen?
- Ich kann das nimmermehr denken. Sein Elend ist viel zu
chtbar an ihm. Menschen werden ihn uns lassen, wenn nur
)ott ihn uns läßt.

M. Welldorf. Wären sie — wären sie Menschen!

Luise. O, sie sind's. In der That. — Schon unser rechtschaffener Hauptmann —

M. Welldorf. Der Eine! —

Luise. Mit wie viel Großmuth nahm er sich unser an. Wie willig war er auf meine ersten Bitten, uns zu helfen, uns beim Obersten zu vertreten! — Ließ er nicht Thränen fallen da wir ihm dankten? War er nicht so innig bewegt? — Und darum, denk' ich: wenn noch die weinen, von denen wir unser Unglück fürchten, da dürfen wir aufhören zu weinen. Nicht wahr? (Indem die Mutter erschrocken in den Hintergrund tritt) Aber was ist Ihnen?

M. Welldorf. Hörtest Du etwas?

Luise (einen Augenblick lauschend). Nichts. Keinen Laut. — Doch wenn Sie's für sicherer halten — — (Ab.)

Vierter Auftritt.

Madame Welldorf allein.

— Konnt' ich's ihr sagen? Wollte sie's bei dem reinen vollen Zutrauen, das sie zur Menschheit hegt, auch nur ahnen — Gott! und wenn man schon da wäre! wenn man ihn scho abrufen, ihm das Todesurtheil ankündigen wollte! — Todes urtheil wär' es für ihn. — (Der Thüre näher) Horch! — Si wird laut — immer lauter. — Aber dem Tone nach ist si nicht erschrocken, ist sie voll Freude. Wie ist das möglich?

Fünfter Auftritt.

Madame Welldorf. Luise. Dann Eduard.

Luise (froh hereineilend). Denken Sie, denken Sie Sich! Ich att' ihn doch kaum erst genannt, war doch kaum erst um ihn esorgt gewesen; und da ich hinaustrete — — (sich umsehend) .ber wo bleibt er denn nun? — Ach, er ist so in sich gekehrt nd so schüchtern. — (Die offene Thür haltend) Komm! komm, duard! komm!

M. Welldorf (wie erschrocken). Dein Bruder?

Luise. Da ist er! — Ja, er lebt, und besucht uns. Freuen ie Sich mit mir! — Er kommt mit eben den Wenigen, die ns gestern angesagt wurden. Er wird hier Rasttag halten.

M. Welldorf (auf ihn zufliehend). Eduard — darf ich's lauben? — Mein Sohn! —

Luise. Ich war erst auch ganz betroffen. Ich hatte noch teinen Vater im Sinne, und machte mir — ich weiß nicht, as für Gedanken. Aber da er mir näher trat — da er meine and faßte, und mich bei Namen nannte — —

M. Welldorf (ihn haltend). So bist Du's? So muß h Dich nach Jahren der Trennung, der Unruhe — muß Dich i so einem Augenblicke — — Gott, wie fremd ist mir das! ch hatte an Glück und an Freude auch keinen Gedanken; und un — — (indem er sich ihr entwindet) Aber was ist Dir? Du iehst mich?

Eduard. So mich aufzunehmen! Mit so viel Liebe!

M. Welldorf (ihm nach). Mein Sohn —

Eduard. Einen Undankbaren — Entlaufenen — einen

Elenden, der alle Rechte des Sohnes verwirkt hat, und der in dieser Gestalt — —

M. Welldorf. Eduard — Welche Reden sind das! — — O nicht weiter in diesem Tone!

Luise (zuredend). Mein Bruder —

M. Welldorf. Keine Rückblicke weiter! Es waren Unbesonnenheiten — jugendliche Verirrungen, die schon lange vergessen, die auf immer vergessen wurden.

Eduard (gen Himmel blickend). Nur nicht dort, meine Mutter — (und auf sein Herz deutend) nicht hier! — Und wenn auch Sie und mein Vater vergessen konnten — — (an seine Kleider fassend, mit dumpfem Tone) Sehen Sie her! Dies erinnert!

M. Welldorf. An Dein Unglück, Eduard; woran sonst — Hat Dich Dein freier Entschluß, oder hat Dich das Elend Deiner Gefangenschaft — —

Eduard (lebhaft). Nein, nur dies hat mich hingerissen nur dies! — Ich hatte die festesten, heiligsten Vorsätze gefaßt Ich hatte meinem Fürsten geschworen, und wollte kein Meineidiger werden; tausendmal eher mein Leben lassen. — Aber Hunger, Durst, Nacktheit — alles Unerträgliche, was Sie Sich denken können — —

M. Welldorf (gütig). Nun, so vergieb Dir selbst, und sei ruhig!

Eduard. Ruhig? Darf ich das, meine Mutter? — O ich hätte Fragen an Sie zu thun; Fragen — die ich zitternd über die Lippen zu bringen.

M. Welldorf. Und welche? Sprich!

Eduard. Ob mein unglücklicher, mein so schändlich gemißhandelter Vater — denn ich weiß Alles, Alles, was m

m vorging — ob er in der That vom Gefängnisse frei ist? › Sie ihn wieder haben?

Luise (schnell). Dort schläft er! Es ist schon Wochen her, ıß ich ihn frei hat. — Der Hauptmann selbst, der die Aufcht über die Geißel hatte, ward das Werkzeug zu seiner Retıng — einer der edelsten, der vortrefflichsten Menschen!

Eduard (tief Athem schöpfend). Nun wohl! So hätt' ich ·nn doch Eins von der Seele! — Wie hat mich die Nachcht von seiner Verhaftung gemartert! — Aber an dieser Nachcht hing eine noch andere. Sein Zustand?

M. Welldorf (ungern). Was soll ich Dir antworten? mmer — immer noch —

Eduard. Ohne Hoffnung. Nicht weit vom Tode. Ich eiß.

Luise. Wie? — (indem die Mutter die Achseln zuckt) Nein, › bitte Sie, liebste Mutter: warum ihn in dieser Unruhe lasn? — Ohne Hoffnung ist der Vater doch nicht; nimmermehr! r hat noch immer Kräfte, um wieder emporzukommen. Und as die Furcht betrifft, daß wir zum zweiten Mal ihn verlien könnten — —

M. Welldorf (mit Wehmuth). Du bau'st so viel auf die lenschen!

Eduard (von einer auf die andere blickend). Was heißt dies?

Luise. Eduard! Sei nur ganz außer Sorgen! Die gute lutter, weißt Du, sieht oft zu weit, allzuweit. — Sie denkt, eil unser Vater doch nur auf Bedingung frei ward, und weil · sein Ehrenwort geben mußte, nicht von hier zu entweichen —

Eduard (erschrocken). Wie?

Luise. So denkt sie, werde man mit den übrigen Geißeln

vielleicht auch ihn — wenn etwa Befehl käme, sie weiter zu schaffen — —

Eduard (zurücktretend). Weiter zu schaffen? Luise!

Luise. Kann Dich das unruhig machen?

Eduard. Ah! was Du da sagst — wenn ich es mit den Anstalten, die man hier trifft, mit der Aengstlichkeit unserer Mutter vergleiche — — (sich schnell gegen die Mutter wendend) Ich beschwöre Sie: sagen Sie mehr! Sagen Sie Alles! Erklären Sie mir diese Ihre Niedergeschlagenheit, Ihre Wehmuth! — (die Hand vor der Stirn) Ich fasse Gedanken, die — —

Luise (ängstlich). Was für Gedanken?

Eduard. Ich sah den Marktplatz voll Menschen, und ein Wagen mit Wache hielt vor dem Gefängniß. Ich floh, um nicht erkannt zu werden, vorüber; denn jedes stillstehende Kind sah mich an; aber ich hörte, däucht mir, von Festung, von Wegführen, von Unsicherheit dieser Gränze murmeln. — Und nun — man sollte mir meinen todtkranken Vater — sollt' ihn von seinem Sterbebette — — Ich schaudre!

Luise (starr auf die Mutter sehend). Wie?

M. Welldorf. Wenn Du Ursache hättest zu fürchten!

Eduard (schnell und heftig). Ha! — So errieth ich's? So soll er fort?

Luise (außer sich). Meine Mutter!

Eduard. Um Gotteswillen! — Und das jetzt in dem Augenblick, da ich hier ankomme? vor meinen Augen?

M. Welldorf (zuredend). Eduard —

Luise. Nein, wie ist dies? wie ist dies? — (indem sich Eduard voll Verzweiflung an einen Tisch wirft) So sehr ich von Sinnen bin, so seh' ich doch, daß Sie mir das nicht hätten verbergen können;

unmöglich! — Schon die Anstalten, sagt Eduard? Schon ein Wagen vor dem Gefängniß? — Und Sie wissen, daß man mich meinen Vater — ? —

M. Welldorf. Es wissen! — Würd' ich geschwiegen haben, wenn ich es wüßte? Würd' ich nicht das erste heftigste Schrecken haben verhindern wollen? — Aber eben weil ich noch ungewiß bin; weil ich nur Alles noch von Sophien habe —

Luise. Von ihr? —

M. Welldorf. Und weil auch sie nur noch muthmaßte, ihr Argwohn schöpfte — —

Luise (immer dringender). Also doch keine Ankündigung? keine Aufforderung sich bereit zu halten?

M. Welldorf. Keine. Keine. — (sie von sich wegdrückend) Ich bitte Dich: laß mich zu mir kommen, und laß mich mit deinem Bruder reden! Wenn ich ängstlich war, so war ich es mehr um deinet= als Deines Vaters willen. Ich habe Hoffnung für ihn, die beste Hoffnung. — Und wenn er auch wirklich Gefahr liefe — — (indem sie sich gegen den Sohn wendet) Eduard! Auf den möglichen Fall, daß er sie liefe; — — Sollt' es nicht Schickung von Gott seyn, daß Du hier ankamst? Sollten wir nicht gegen alle Besorgniß eben durch Dich gedeckt seyn?

Eduard (mit Wildheit auffspringend). Durch mich? Durch mich? —

Luise. Durch Eduard? — Sie glauben, daß wenn er sage — —

M. Welldorf. Daß er Alles, selbst das Schrecken, verhindern könnte. Ich ließ in meiner Verlegenheit schon unsern Freund, unsern Arzt entbieten.

Luise. Und der? —

M. Welldorf. Ich wußte niemand, an den ich mich wenden konnte, als ihn; aber nun denk' ich, wenn lieber Eduard spräche, wenn ein Sohn spräche, der selbst in Dienst ist und der es Jahre lang ist — — (ihm nach, indem er in Unordnung umhergeht) O aber Du hörst nicht. Du überläßt Dich ganz Deiner Verzweiflung. — Eduard! Wer verzweifelt, bleibt hülflos. — Und steht's denn schon so schrecklich mit Deinem Vater? Kann nicht eben Dein Unglück ihm vielleicht noch zur Rettung werden?

Eduard. Mein Unglück? Ihm mein Unglück zur Rettung?

M. Welldorf (bittend). Fasse Dich nur! —

Eduard. Bei Gott! Sie könnten mich lehren, daß ich es liebte! — Aber wie, wie zur Rettung?

M. Welldorf. Du müßtest hingehen, mein' ich; müßtest einen Versuch wagen — —

Eduard. Wie mir Wunder gelängen? Wie ich Menschen zum Mitleiden rührte, bei denen es Tugend ist, keine Seel und kein Gefühl zu haben? Menschen, die, wenn sie einma Befehl sehen — —

Luise (zur Mutter). Aber ist es denn — ist es wirklic Befehl?

M. Welldorf (nicht ohne Unmuth). Und weiß ich's? Bi ich nicht noch völlig im Dunkeln? — Doch gesetzt, daß es s wäre — —

Eduard (heftig). Dann! — dann! —

M. Welldorf. Blieben nicht Auswege übrig? Ha ein Unglücklicher, hat ein Sterbender keine Rechte? Käm' e hier nicht bloß auf Bericht an, und auf Bericht der Wahrhei

der reinen Wahrheit? — Doch vielleicht auch, daß Alles im Grunde nichts ist, daß man nur einen letzten Versuch macht, die Geißel zur Einwilligung zu bewegen. Man hat ja schon öfter geschreckt.

Eduard (aufhorchend). Schon öfter?

M. Welldorf. Und mit Drohungen! mit so fürchterlichen, als ob man sie auf der Stelle vollziehen wollte. — Gewiß, es ist auch jetzt wieder Drohung. Oder, wenn man auch mit den Uebrigen Ernst machte und sie von hier schaffte —

Eduard. Ach! dies Einzige — diese aufdämmernde Möglichkeit, daß es vorübergehe — — (sich zusammenraffend) Ich habe hier keine Geduld länger. Ich muß Gewißheit haben.

M. Welldorf. Eduard! — Und wenn Du Absichten merktest; wenn wirklich Dein Vater Gefahr liefe — —

Eduard. Was dann? Was soll ich?

M. Welldorf. Nicht an Rettung verzweifeln. Einen Versuch machen, was Deine Bitten — —

Eduard. O Gott! — Lieber, was meine Raserei, meine Wuth vermöchte! — Aber ja! ja, meine Mutter! ich will. Wenn ich noch Möglichkeit sehe; so will ich kriechen, betteln, zu Füßen fallen, Alles thun, was ich für mich nicht thäte, und hätt' ich ein tausendfaches Leben zu retten. Für ihn — ah! da will ich! da muß ich! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Madame Welldorf. Luise.

Luise (ihn begleitend und dann ihm nachsehend). Er geht. —

Wenn er nur nicht die Fassung verliert! Wenn er nur seiner Bitterkeit Herr bleibt! — Ach, es kann noch Alles so gut, und es kann auch Alles so schrecklich werden. — (Auf die Mutter zugehend, die in Kummer versenkt steht) Sie schweigen? Sie lassen doch Ihren Muth, Ihr Vertrauen nicht sinken? Denn sonst — — eine große, drückende Sorge haben wir doch nun vom Herzen; nicht wahr? Wir wissen doch nun, daß er lebt, daß er wohl ist.

M. Welldorf. Eduard? Schien er Dir wohl?

Luise. O ich hätte schweigen sollen. Sie weinen. —

M. Welldorf. So wie er mir schien, Luise; so möcht ich gehen und mich an Deines Vaters Anblick wieder erquicken. Ich würde eine Todesgestalt, aber in ihr doch eine ruhige Seele finden. —

Luise (ein wenig erschrocken). Man kömmt. — (und wieder beruhigt) Aber es ist ein Freund; unser Arzt.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Der Arzt.

M. Welldorf (ihm entgegen). Seh' ich Sie endlich?

Der Arzt. Leider! noch ohne Hülfe, selbst ohne Nachricht. — Der Oberst war zu beschäftigt; ich kam nicht vor. — Indessen bitte ich Sie, seyn Sie ruhig! ganz ruhig!

M. Welldorf. In solchen Umständen?

Der Arzt. Ich traf jetzt gleich Ihren Sohn. Er sagt mir, daß er auf dem Wege zum Obersten wäre.

M. Welldorf. Und wird er mehr vermögen, als Sie?

Der Arzt. Ich hoff' es, Madame. Wenigstens wird man ihn vor sich lassen, ihn hören; und mit diesem einzigen Vortheil ist schon viel, ist oft Alles gewonnen. — Auch ich lasse mich so noch nicht abweisen; ich kehre zurück. — Wenn ein Sohn, der selbst in Dienst ist, für seinen Vater; ein Arzt, dem man Verpflichtungen hat, für seinen todtkranken Freund spricht: wär' es da möglich, Madame — ? —

Luise. O gewiß nicht! Sie reden wie aus meinem eigenen Herzen. Das wäre gewiß nicht möglich. — (zur Mutter) Seyn Sie dann auch wieder froh, liebe Mutter! Werden Sie heiter! Es steht doch auch hier etwas besser. — (sich wieder zum Arzt wendend) Denn was ich Ihnen sogleich würde gesagt haben, wenn nicht diese neue Unruhe gekommen wäre: mein Vater scheint jetzt wirklich auf gutem Wege. Er liegt so eben in einem recht sanften, recht erquickenden Schlummer.

Der Arzt. Daß er also noch nichts von seiner Gefahr weiß?

M. Welldorf. Kein Wort. Wozu auch?

Der Arzt. Das meint' ich, Madame. Böse Zeitung kömmt wohl jedem zu früh; und für ihn ist die erste, wesentlichste Bedingung des Wiederaufkommens: Ruhe.

M. Welldorf. Hörst Du, Luise? — Geh' dann wieder hinein: und wenn er erwachen sollte — —

Luise. Ich schweige. Seyn Sie um mich nicht bekümmert! Ich sage kein Wort. — (auf halbem Wege wieder umkehrend) Aber nicht wahr, liebe Mutter; wenn nun Eduard wiederkömmt — einen Wink doch von Ihnen! einen einzigen kleinen Wink, damit ich nur wisse — —

M. Welldorf. Geh'! Ich verspreche es Dir. — nach=

dem Luise zurückgeschlichen) Wir sind allein, liebster Freund. Sie rühmten sonst meine Standhaftigkeit, meine Fassung; aber diese ewige Unsicherheit wird mich zu Boden drücken. — Sagen Sie mir unverhohlen: haben Sie Hoffnung?

Der Arzt (einen Augenblick sie ansehend). Wozu? — Zur Wiederherstellung des guten Greises? — kaum. Zu seinem Hierbleiben? — wenig.

M. Welldorf (nach einer kurzen Pause). Wohl! — Ich wil ausdauern und meine Pflicht thun, und will aufsehen zu Gott daß er mir tragen helfe! (Ab mit dem Arzte.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

v. Brink. Madame Welldorf.

v. Brink. Wie, Madame? Welche fruchtlose Hoffnung! — Sie kennen den Mann nicht, mit dem Sie's zu thun haben; sonst würden Sie anders denken.

M. Welldorf. Aber wenn er noch Mensch ist; wenn er nicht durchaus alles Gefühl verläugnet — —

v. Brink. Er? darf er verläugnen, was er nicht hat? — Ich hab' ihn nur eben jetzt, und in was für einer Stimmung! verlassen. In der frohsten, heitersten von der Welt. — Ich frage Sie: würd' ein Mann, der nur einen Funken Gefühls besäße, einen solchen Befehl in der Hand, und nicht den bittersten Verdruß in der Seele haben?

M. Welldorf. Also doch? Er hat ihn wirklich, diesen Befehl?

v. Brink. Er sagt es. Auch würd' er, wenn er ohne Befehl handelte, sich verantwortlich machen; und das zu wagen, sieht ihm nicht ähnlich. Er ist kein Freund von Gefahr.

M. Welldorf. Aber auch so noch — Sieht er denn nicht, was ein Kind sehen könnte: daß er auch so noch Freiheit hat, zu handeln und nicht zu handeln? daß, in Rücksicht

auf einen Sterbenden, die eigene Absicht dieses Befehls ihn aufhebt, und daß man ihm nicht ärger zuwiderhandelt, als wenn man ihn ausführt?

v. Brink. Will er das sehen?

M. Welldorf. Sie tödten mich. — So wäre Absicht dabei? böser Wille? —

v. Brink. Daß Sie noch fragen! — Hat man denn nur irgend etwas gethan, diesen edlen, großmüthigen Obersten zu verpflichten? ihm nur irgend einen Anlaß verschafft, sich durch Proben seiner Uneigennützigkeit, seiner Unbestechlichkeit Ehre zu machen? — Die Folgen dieser Nachlässigkeit liegen am Tage, Madame. Denn natürlich werden nach den Gesinnungen die Berichte, und nach den Berichten die Befehle gegeben.

M. Welldorf (starr ihn ansehend). Dieses Licht — —

v. Brink (bitter). Ist doch hell genug, hoff' ich?

M. Welldorf. So hell, als schrecklich!

v. Brink. Nun dann! — Und daß Sie also nur ja nicht weiter auf Mitleiden, Menschlichkeit, Großmuth rechnen! Das sind Tugenden, die er viel zu werth hält, um sie so für nichts zu verschleudern. — Das Einzige, was ich hier übrig sehe, ist Unterwerfung unter das Schicksal.

M. Welldorf (aufblickend). O Gott! —

v. Brink (nach einigen finstern Augenblicken). Es werden Betten nöthig seyn — Arzeneien — Ich bitte Sie: machen Sie Anstalt dazu, und schnelle Anstalt! (indem er zur Seite geht) Ich bin ungeduldig fertig zu werden, wo ich lieber nicht anfinge. Mein ganzes Herz ist voll Abscheu's.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise (lebhaft hervorkommend). Hörten Sie? Sahen Sie, liebe Mutter? Es hält ein Wagen, und wenn mich nicht Alles täuscht — — (v. Brink gewahr werdend) Aber Sie sind es. Sie sind schon hier. — Gott, wie glücklich ist Ihre Ankunft!

v. Brink (in sich hinein). Glücklich?

Luise. Ich erkannte den Wagen beim ersten Blicke. Es ist der Ihrige. Sie brachten damit meinen Vater aus dem Gefängniß. — Urtheilen Sie, wie sehr der Anblick mich freuen, wie sehr ich gerührt werden mußte! Denn so eben sind wir von neuem in einer Lage —

v. Brink (gezwungen). Die mir nicht unbekannt blieb; — die mein ganzes inniges Mitleid für Sie erweckt —

Luise (dankbar). Und die Sie hieherbringt. Ich seh' es.

v. Brink. Ja, mein Kind — die mich hieherbringt — nicht, um sie besser zu machen —

Luise (erschrocken). Wie? —

v. Brink (nach augenblicklichem Schweigen). Es wäre Thorheit, hier zurückhalten zu wollen. — Fassen Sie Sich! Ich bin am Ende meines Einflusses, meines Vermögens. Ich bin in Absichten da, die dem zärtlichen Herzen des Kindes kaum verhaßter seyn können, als dem wohlgesinnten des Freundes. — Ich selbst, in dem Augenblick, da ich hier ankomme, erhalte Befehl — unbedingten Befehl —

Luise (zurückfahrend). Meinen Vater zu fordern?

v. Brink. Es war das erste Wort, der erste liebreiche

Empfang dieses Obersten, der es schon wußte, wie sehr er mir damit schmeicheln würde. — Doch sei es! Ich trotze nur seiner Tücke, und lache ihrer. Für Ihren Vater soll es Wohlthat werden, mein Kind.

Luise. Wohlthat? — Daß man ihn fortschleppen will?

v. Brink. Daß man eben mich dazu aussuchte. — Ich kann ihn nicht hier erhalten; aber ich kann doch Eins: ihm sein Schicksal mildern, es ihm erträglicher machen.

Luise. Und Sie wollten —? Sie, sein einziger Freund; — Sie wollten jetzt Selbst — —

v. Brink. Ich will thun, was ich noch kann. Ich bringe den Wagen, den Sie sahen, nicht zu meinem, sondern zu seinem Gebrauche; ich weiß, daß er bequemer und besser seyn wird, als jeder, der hier zu haben wäre; ich geb' ihm Leute zu seiner Bedeckung, die ich aus meinen besten, meinen geprüftesten wählte; Leute, denen ich's auf die Seele band, den guten Greis mit der sanftesten Schonung, mit der ehrerbietigsten Nachgiebigkeit zu behandeln, und von denen ich gewiß bin, daß sie gehorchen, daß sie freudig gehorchen werden. — Für alles Nothwendige, selbst für Ueberfluß, ist gesorgt; (indem er Briefe hervorzieht) und auch das hab' ich veranstaltet, daß, wo er jetzt hinkömmt — —

Luise. In sein Grab hin, wohin es sei! — Nein, was Sie auch für ihn thun mögen — und wenn es mehr, wenn es unendlich mehr wäre, als das — —

v. Brink. Aber was kann ich denn mehr?

Luise. Er ist verloren, wenn Sie ihn von den Seinigen reißen; wenn Sie ihm die Pflege, die Ruhe entziehen.

v. Brink (die Achsel zuckend und finster). Das muß ich einmal.

Luise. Er ist verloren! ohne alle Rettung verloren!

v. Brink. Ich danke Gott: nicht durch mich! — — (sie mit ausgestrecktem Arm und weggewandtem Blick von sich abhaltend) Und nun, mein Kind — weil doch nichts dadurch besser wird, daß Sie mich martern: — Schonen Sie meiner! Mäßigen Sie Ihren Schmerz! Ich trage schon ohnehin eine Bitterkeit, einen Verdruß in der Seele: — ich bin kaum nur noch Herr darüber. — (mit erzwungener Kälte) Madame! Was ich Ihnen sagte, das nothwendig seyn würde. Machen Sie Anstalt!

M. Welldorf. So muß ich? Ich muß hinein und ihn wecken? — Es ist ein Gang, wie zum Tode.

Luise (ihr vorrennend). Wohin? wohin? Nimmermehr!

M. Welldorf. Sage: was bleibt hier übrig? Was kann ich thun?

Luise (mit Empörung). Sollen wir Mitschuldige werden? Mag er geben! Mag er seine eigene Wohlthat vernichten!

M. Welldorf (zuredend). Luise! — Du bist außer Dir, Kind.

Luise. Ist's ein Wunder? — (sich fassend und ihm wieder nähernd) Aber ich bin es! Ich verzweifelte an einem der besten Männer. — Weiß ich denn nicht? Hab' ich's nicht noch immer im Herzen, wie Sie mich im Gefängniß vom Boden aufhoben? wie Sie mir mit eigener Hand die Thränen trockneten, die ich um meinen Vater vergoß, und mich eine gute, eine liebende Tochter nannten — O, Sie werden auch jetzt; ja, Sie werden gewiß, da Sie doch so Alles, Alles in Händen haben — —

v. Brink. In Händen? Ich?

Luise. Sie werden durch ein einziges Wort, das Sie sprechen, durch einen einzigen Gang, den Sie thun — —

v. Brink. Zu wem? Zu wem?

Luise. Zu dem Obersten. — Sie werden, bei Ihrem Einfluß auf ihn — bei Ihrer Verbindung mit ihm — —

v. Brink. Verbindung! — Ha, lieber gar Freundschaft! So bin ich noch um so mehr erniedrigt. — Ich in Verbindung mit ihm? — Aber Sie denken: weil ich doch sonst schon durchdrang, und weil ich selbst meine Mühe herabsetzte, um Ihnen den Dank zu ersparen. — Wären Sie nur zugegen gewesen! — So ein bloßes, unbedeutendes Nichts jene Gnade war, einen sterbenden Greis zu entlassen; so riß ich ihm dieses Nichts nur mit äußerster Noth und nur in einem Fluch von den Lippen. — (sich gegen Madame Welldorf umwendend) Und jetzt, da er sich so trefflich gedeckt steht; da er seinen Grausamkeiten durch den Befehl, den er erschlich, die Miene der Pflicht geben kann: jetzt dürft' ich mit meiner Fürsprache kommen! Wenn er allen seinen bittersten Hohn über mich ausschütten sollte, so dürft' ich kommen! — Er war von jeher mein Feind. Er sieht mich an, als eine Schlange in seinem Wege, und haßt mich, um mich mit jedem Blick zu vernichten. Er dürfte nur nicht den Neffen des Generals in mir scheuen, so hätt' er mich schon zur Verzweiflung getrieben. — (wieder mehr zu Luisen) Das, das ist meine Verbindung mit ihm: und nun — Soll ich nun gehen?

M. Welldorf. Ich zittere. — Gott, wenn's so mit uns steht — —

v. Brink. So, Madame! so! Um keinen Gedanken anders. — Und würd' ich denn auch hier seyn, wenn's besser stände? Würd' ich ein armseliges Fürwort zurückhalten, um mich erst an Ihrem Händeringen, an Ihren Thränen zu wei-

en? — (zwischen Unmuth und Rührung) Haben Sie so mich ken=en gelernt?

Luise (mit Thränen). Dieser Vorwurf — er dringt an's Herz!

v. Brink. Ich würd' im Stillen gewirkt; würd' es mir nicht zum Verdienst gerechnet, sondern mir gesagt haben, was ich so oft mir sage: Du selbst dankst dein Leben nur fremder Hülfe! Du bist noch in Schuld bei der Menschheit!

M. Welldorf. Aber mit diesem Edelmuthe, mit diesem herzlichen Willen zu retten; wäre denn damit nichts — nichts — auch nicht das möglich, daß Sie Aufschub bewirkten? nur Aufschub von Wochen, von Tagen, bis seine Kräfte — —

v. Brink. Von Tagen! — Und wenn ich auch nur auf Stunden antrüge; was nähm' ich für Vorwand? Kann ich sagen, daß der Mann, der den Tod vor Augen sah und nicht wankte; daß der auf einmal unschlüssig scheine? daß er seinen Widerstand noch aufgeben, die Schuld noch erkennen werde? — Denn entweder das müßt' ich sagen, mit Wahrheit sagen; oder jeder Versuch — —

Luise. Aber wenn er nun noch — o Sie geben mir die Hoffnung, und mit ihr das Leben wieder! — wenn er noch jetzt sich entschlösse?

v. Brink (es wegwerfend). Er? —

Luise. Wenn er noch jetzt sich bewegen ließe, seinen Widerspruch fahren zu lassen; die geforderten Wechsel zu unterzeichnen?

v. Brink (wie vorher). Ihr Vater? Das sollt' Ihr Vater?

Luise. Wenn er dadurch auch die übrigen Geißel stimmte,

die alle den Blick nur auf ihn richten; die es gewiß schon hoffen, schon mit voller Sehnsucht erwarten? — —

v. Brink. Täuschung! Leerer Wunsch, den Sie zur Hoffnung ausbilden! Mehr nichts! — (zur Mutter) Haben Sie Erklärungen, Aeußerungen von ihm?

M. Welldorf. Keine. Ich müßte Unwahrheit reden. — Aber da ihm ein Glück bevorsteht, daß er immer so sehr ersehnt, und zu hoffen so gar nicht gewagt hat: die Umarmung seines einzigen Sohnes — —

v. Brink. Nun? — Und was soll die? Was kann die?

Luise. Sehen Sie denn nicht? Wenn wir mitten in seiner Freude und Rührung ihm seine Gefahr, und zugleich die volle feste Ueberzeugung an's Herz legen, daß sein Widerstand ja doch umsonst, daß er ewig umsonst ist; — denn nicht wahr? Er ist doch ewig umsonst?

v. Brink. Das sicher. Sicher.

Luise (sich lebhaft zur Mutter wendend). Und wenn nun das Eduard ihm bestätigt; und wir dann Alle uns um ihn her sammeln, und auf ihn eindringen, und mit den wehmüthigsten Bitten ihm zusetzen, daß er doch nachgeben, daß er für uns sich erhalten wolle — — (wieder zum Hauptmann) O nur Aufschub! nur wenige Stunden! und ich hoffe gewiß — —

M. Welldorf. Ja, auch ich hoffe, auch ich. — Sein Standhaftigkeit wird hier mehr als erschüttert, wird überwältiget werden. Was keine Todesgefahr vermocht hat, das wird Vaterliebe vermögen. — Nur die Zeit, ihm seine Lage fühlbar zu machen! damit wir dann Alle — —

v. Brink (wankend). Madame — — (und mit unruhige Schritten umhergehend) Aber ich glaube, bei Gott! ich will hie

nach eigenem Triebe handeln; ich will meinen Befehl überschreiten. — Ha! die Aufnahme, die ich da finden, die Verweise, die ich da hören würde! — (mit Wildheit) Verweise! und die von ihm! von ihm! ohne ihm antworten zu dürfen! — Es ist unmöglich! unmöglich!

Dritter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Luise (ihm entgegeneilend). Eduard! — ach! da bist Du ja wieder. — Was bringst Du?

Eduard (die Hand in die Luft werfend). Das! Hab' ich nur fortkommen können? Alle Mühe, die ich mir gab — — (den Hut ziehend und dann zurücktretend) Aber wen seh' ich dort? — Ha!

v. Brink (zur Mutter, die mit einem Kopfneigen antwortet). Ihr Sohn, Madame? — Sie sprachen mir öfter von ihm. Welche Scene wird er hier sehen! — — (auf ihn zugehend) Welldorf! Mein Freund!

Eduard (mit Trotz). Welldorf? — Ja, so heiß' ich. Das ist mein Name.

v. Brink (beleidigt). Nun? Und das Wort, das ich hinzuthat? — — (indem er starr ihn ansieht) Aber, Gott! welche Aehnlichkeit! Ich erstaune.

Eduard (indem er die Hand der Mutter ergreift und mit ihr vortritt). Meine Mutter! Ein einziges Wort, meine Mutter! — Ich fand hier Wagen und Wache haltend; und hatte die Er, eben Er —? — Ha! wer sonst? Ich bin sinnlos.

v. Brink (langsam auf ihn zugehend). Welldorf — Nein, ich

zweifle nicht länger. Du bist's! — (und dann mit Feuer) Freund! Retter! — Ah, ich hätte Alles nur für den Namen gegeben, und find' ich jetzt auch den, der ihn trägt? find' ich beide in gleichem Augenblicke? — — Aber, Grausamer, daß Du Dich mir verbargst! und so lange! Warum? — Bekannt mußten meine Nachforschungen Dir doch werden, da sie so öffentlich, da sie so wiederholt geschahen.

M. Welldorf. Was heißt dies? — Ich bin außer mir. — Darf ich wissen —?

v. Brink. Ah, Madame! — Dieser Ihr Sohn —

Luise. Sie hätten ihn schon gekannt? Schon vordem?

v. Brink. Nie. Nie. Aber auch ohne daß ich ihn kannte, ward ich ihm Alles, meine Erhaltung, mein Leben schuldig.

M. Welldorf und Luise (zugleich). Sie ihm? — Ihr Leben?

v. Brink. Er hob mich, nach einem unglücklichen Gefecht, von der Wahlstatt, und trug mich auf seinen Schultern in's Lager. Ich hatte schon aller Hoffnung entsagt. Ich war vor Schmerz und vor Blutverlust schon halb ohnmächtig, und der Untergang der Sonne war nahe. Ich sah der letzten, schrecklichsten meiner Nächte entgegen. — (ihm folgend, indem er wild umhergeht) Welldorf!

Luise. Mein Bruder —

M. Welldorf. Mein Sohn —

v. Brink. Fasse Dich! Höre mich, Freund!

Eduard. Sie hören? Mein Verderben und meine Verzweiflung hören? — (die Hand gegen die Seitenthür streckend) Dort, dorthin ruft Sie Ihr Dienst. Dort hinein geht Ihr Weg. — — Gott im Himmel!

v. Brink (ernst, aber mit Güte). Unglücklicher! welchen Ton nimmst Du an? Gegen wen? — Gegen den besten, redlichsten Freund Deines Vaters! — Wenn Du nun mir es verdanken müßtest, ihn noch sehen, noch umarmen zu können? Wenn eben ich es gewesen wäre, der ihn dem Tode im Gefängniß entrissen?

Eduard (erstaunt nach ihm umblickend). Sie? — Sie?

v. Brink. Frage die Deinigen! Laß sie reden!

Luise. Wer denn sonst? Sie allein —

M. Welldorf. Ihre Güte nur — Ihre Großmuth —

v. Brink (sie hindernd). Genug! — Aber für keinen Preis auf Erden möcht' ich anders an ihm gehandelt haben. — Ich will mehr; ich will mein Aeußerstes für ihn thun. Ich sehe die Wege nicht durch, die zum Ziel führen werden; aber entschlossen vordringen, das bahnt oft Wege. — Fordre! Rathe mir, was ich thun soll!

Eduard (zweifelmüthig). Sie? — Was Sie thun sollen? — Sie könnten —?—

v. Brink. Fordre, sag' ich! — Weiß man selbst, was man kann?

Eduard (immer wärmer). Sie könnten wider Pflicht — wider Befehl — Könnten ihm seine Freiheit erhalten? sein Leben retten?

v. Brink (nach augenblicklichem Nachdenken). Und wenn ich's könnte? wenn die Mittel dazu sich finden müßten?

Eduard (mit beiden Händen seinen Arm ergreifend, aber sogleich wieder zurückziehend). O dann — — Großer Gott! und konnt' ich so wahnsinnig seyn? Konnt' ich, eh' ich noch fragte und hörte, den Wohlthäter, den besten Freund meines Vaters — —

(die Faust vor der Stirn) Aber so bin ich einmal! So haben mich meine Schicksale gemacht!

v. Brink. Laß das! Kein Wort darüber!

Eduard. Und wenn Sie erst Alles, Alles wüßten! das ganze Schreckliche meiner Lage, meines Verhältnisses — — o Gott!

v. Brink. Welches Verhältnisses? Mit wem? — (da er schweigt und mit tiefem Schmerz gegen die Seitenthür sieht) Rede! Fasse Vertrauen zu mir! — Meinst Du Dein Verhältniß mit Deinem Vater?

Eduard. Mit ihm. Mit ihm.

v. Brink. Nun? — Und so wehmüthig auf einmal?

Eduard. Ah! wenn ich hier fühllos bliebe! — Ich selbst, ich Elender — durch die Wildheiten und Ausschweifungen meiner Jugendjahre — ich hab' ihn auf dieses Krankenlager geworfen; hab' ihm mehr als sein Vermögen, auch seine Gesundheit gekostet; hab' ihn zu diesem hülflosen, frühzeitigen Greise gemacht, der beim Einbruch des Unglücks schon keine Heiterkeit, keine Kraft mehr hatte. Das Elend des Krieges allein hätt' ihn so nicht niedergedrückt. — Urtheilen Sie jetzt; urtheilen Sie von meiner Sehnsucht nach seiner Rettung; von der ganzen Unermeßlichkeit der Wohlthat, wenn noch Sie mir ihn hier erhielten; wenn ich durch Sie ihm den Rest von Leben nur noch auf Monate, auf Wochen verlängern könnte! — Gott, die Aussicht darauf — — Und wenn dann auch mir das traurigste aller Schicksale bestimmt wäre: als Krüppel von fremdem Erbarmen zu leben; — (mit zitternden Lippen) ich wär' zufrieden!

v. Brink. Welldorf! — Bei der Ehre des rechtschaffenen Mannes! — wenn ich noch Möglichkeit dazu sehe — —

Eduard (betroffen). Wie? — Wie?

v. Brink. Wenn ich nur irgend eine Spur, einen Schatten davon erblicke — —

Eduard. Von Möglichkeit? Werfen Sie so mich zurück? — Erst war's schon sicher, und nun — — Ah wenn Sie's lässig betrieben! wenn Sie nicht aus vollen Kräften Ihr Letztes, Ihr Aeußerstes thaten!

v. Brink. Will ich denn nicht? Hab' ich's Dir nicht geschworen?

Eduard. Ich für Sie habe Alles, Alles dahingegeben: Freiheit, Glück, Ruhe des Herzens: vielleicht auf ewig!

v. Brink. Für mich? — Nimmermehr!

Eduard (nach mehreren mißtrauischen Blicken). Wer nur Herz fassen dürfte — —

v. Brink (dringend). Zu reden? — Du mußt nun, Du mußt nun reden. Wenn Du nicht mir kosten willst, was ich Dir soll gekostet haben: meine Zufriedenheit, meine Ruhe — —

Eduard. Nun dann! Mag's doch wirken, wie's will! — (mit ihm vortretend und leiser) Ich, der Sohn dieser Eltern, dieses rechtschaffenen, verfolgten, bis auf's Leben gemißhandelten Vaters — — (indem er mit stiller Wuth auf sich hinsieht) wer bin ich? wer hab' ich werden müssen? — und wie! wie!

v. Brink (mit Beschämung). Schon genug! Ich errathe. —

Eduard. Wenn man mich, in der Hitze des Gefechts, zu Boden gestoßen, vernichtet hatte; gut, es wäre Schicksal des Krieges gewesen; ich war Feind und in Waffen: — aber mich

gefangen zu nehmen! mich in einen verpesteten Winkel zu werfen, und bis zum Meineid zu martern! —

v. Brink (betreten). Schon genug, sag' ich! Genug!

Eduard (ihn nicht hörend). Mich wider Vaterland, Gott und Natur, wider Alles, was Menschen heilig ist, zu empören! — (auf das Herz deutend) mich hier, hier im Innersten elend zu machen!

v. Brink. Wen trifft das aber? Du sprachst von mir; und habe denn ich —

Eduard (wie vorher). Mich so heillos, — durch so verrätherische Mittel — durch Entziehung aller Nothwendigkeiten — —

v. Brink (ungeduldig). So rede! Deine Wuth kann gerecht seyn; aber habe denn ich — —

Eduard. O Gott, wer sagt das? Nicht der Gedanke kam mir in's Herz. — Nein, gefangen und gemißhandelt haben mich Andere, ganz Andere; Sie nicht: aber gehalten haben Sie mich, gehalten!

v. Brink. Ich? —

Eduard. An jenem Abende auf dem Schlachtfeld. — Ich hätte mich losreißen können; ich sah den Weg aus meinem Elende offen; die ganze Wahlstatt war frei: — aber diese Ihre zitternde, flehende Hand; das Rührende Ihres Tones, Ihrer Blicke; mehr noch das Zutrauen, womit Sie mir den Willen zu helfen in allen Mienen ansahen: — ich war hin! war verloren! Es war, als ob mir eine höhere Stimme riefe: Hilf ihm! Er soll dir einst wieder helfen. — Ich hob Sie auf; ich schleppte mir die Schultern wund an der Last, und ging zurück in mein Sclavenleben: und nun — bei dieser äußersten

dringenden Noth meines Vaters; — was sollen nun Sie an mir thun?

v. Brink. Das fragst Du? — (mit Feuer seine Hand ergreifend) Geben und Dir ihn retten. Bei Gott!

Eduard. Aber wie? wie?

v. Brink. Wie es sei! Durch sanfte oder durch rauhe Mittel. — Sieh, ich weiß Dinge von diesem Obersten; Dinge, Welldorf! — er darf sie nicht laut werden lassen, oder er wagt seine Freiheit und seine Ehre. — Und wenn gleich meine Zeugen dahin seyn können; wenn ich gleich Alles dabei auf's Spiel setze — — Doch nein! nein! Die Gefahr würde nicht bloß mich treffen; auch Euch. Erst die sichereren, dann die gewagteren Mittel. — (Zu Mad. Welldorf) Freundinn! Unser ganzes Verhältniß ist jetzt verändert; jede Bedenklichkeit fällt hinweg. Thun Sie, was Sie mir vorschlugen, und thun Sie's mit Wärme, mit Eifer! Ich geh' indeß und will Aufschub bewirken. Den soll und den muß er mir zugestehen, oder ich rede mit ihm in einem andern Tone. Ich bin gespannt, bin gefaßt. — — (mit Innigkeit) Leb' wohl, Welldorf! leb' wohl! So voll auch mein Herz für Dich ist; — der bessere Dank ist Erwiederung. Ich eile. (Ab.)

Vierter Auftritt.

Vorige (ohne v. Brink).

Eduard. Was hieß das? Was wollt' er mit seinem Aufschub sagen? Wozu hier Aufschub?

M. Welldorf. Um uns Zeit zu verschaffen; — Zeit,

daß wir die Standhaftigkeit Deines Vaters, seine Bedenklichkeiten — —

Eduard. Wie?

M. Welldorf. Gott, Du fragst, und ich bin noch als wie im Taumel. Ich habe noch keine Sinne wieder. — Diese Wendung des Schicksals! Und daß Du ihn, eben ihn Dir verpflichten mußtest; den einzigen Redlichen, den wir fanden! — Ah nun versteh' ich sein Wort: ich bin noch in Schuld bei der Menschheit.

Luise (die von Brink's Begleitung zurückkömmt, indem es innerhalb klingelt). Mein Vater — Eben jetzt wacht er auf. Ich muß fort. — (mit einer Wendung gegen Eduard, und nicht ohne Mißmuth) O ich hätte noch erst so gerne, so gerne —

M. Welldorf (ihr nach und ihre Hand ergreifend). Luise! — Nichts von dem, was hier vorging! Auch von Eduard nichts! Denn wenn sein Hierseyn ihn überraschte — —

Luise (eilig). Er ruft mich. — Bin ich nicht selbst viel zu sorgsam? (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Madame Welldorf. Eduard.

Eduard (in sichtbarer Unruhe). Wenn es ihn überraschte — Sie fürchten —?

M. Welldorf. Seine Schwachheit, mein Sohn. Er ist so reizbar, so äußerst reizbar geworden. Er wird es noch täglich mehr, je mehr seine Kräfte sinken. Und wenn die Freude Dich wieder hier zu wissen, allzuschnell auf ihn wirkte — —

Eduard. Die Freude? —

M. Welldorf. Ich sehe vorher, daß der Erfolg — —

Eduard (mit tiefer Rührung). Allerdings! daß er tödtlich seyn könnte. — Einen undankbaren Sohn zu sehen, und als Feind: — das wäre wohl Freude, um ihm das Herz zu brechen.

M. Welldorf (ihm an die Thür nach und ihn aufhaltend). Eduard — Wie verstehst Du mich? — Bleib'!

Eduard. Soll er kommen? Soll er vor meinem unvermutheten Anblick zu Boden sinken? — Und auch ich, meine Mutter; ich selbst — in diesem Zustande, worin ich mich fühle; in diesem Aufruhr — —

M. Welldorf. Ich seh' es. Das Herz fliegt sichtbar in Deiner Brust. Du hast Luft und Erholung nöthig. — Aber, Eduard — Sehen mußt Du ihn doch, Deinen Vater; und wenn Du ihn siehst — ich beschwöre Dich, zeig' ihm einen frohen, einen gesetzten Muth! Verbirg dem unglücklichen sterbenden Greise jede Spur von Verzweiflung! — Kann's Dir denn schwer fallen, Dich zu erheitern, da Du jetzt die Hoffnung im Herzen trägst, das Werkzeug zu seiner Rettung zu werden?

Eduard. Ah! wenn ich auch die nicht hätte! Sie allein; sie wirft mir noch einen Schimmer Lichts in die Seele. — Gut! gut, meine Mutter! Erst nur Athem, und dann — wenn Sie glauben, daß er's ertragen werde — —

M. Welldorf. Ertragen? Den Anblick seines Sohnes nur ertragen? — Aber da ist Luise.

Sechster Auftritt.

Vorige. Luise.

M. Welldorf (ihr entgegen). Was willst Du?

Luise. Kommen Sie! Helfen Sie mir! — Meine ganze Hoffnung ist wieder hin. Er spricht von wilden, schreckhaften Träumen, die ihn geweckt haben. Er will heraus.

M. Welldorf. Schon wieder? — (zu Eduard) So sucht er hier immer nach Luft und nach Linderung, wenn er gleich gewiß ist, sie nicht zu finden. — (mit einer Bewegung der Hand gegen die Thür) Mein Sohn — —

Eduard. Ich gehe. Ich bleibe fort, bis Sie rufen. — (allein) Zittert nicht Alles an mir? — Wenn es gegen den Feind, in den sichern Tod ginge; mir wäre leichter um's Herz! (Ab.)

——— ——— ———

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Eduard (allein).

Noch Niemand! — Macht's mein Vater oder macht's mir meine Ungeduld so lange? — Ich werde mir selbst unerträglich. Ich möcht' hinein, und möcht' ihn mit Küssen und mit Thränen bedecken; aber die Scham — die Furcht, ihn allzusehr zu erschüttern — — (sich schnell in den Hintergrund ziehend) Ich hör' ihn. Welchen Anblick werde ich haben?

Zweiter Auftritt.

Welldorf. Madame Welldorf. Luise. Eduard.

Welldorf (zwischen Frau und Tochter, zur erstern). Laß nur! Sage nichts mehr von ihm! Es setzt mir das Herz nur in immer größern Aufruhr. Es giebt nur Anlaß zu neuen Träumen, die mich erschrecken. — (Er zeigt auf einen Sessel, in den sie ihn führen) Gehört hab' ich von dem Unglucklichen schon zu viel, allzuviel! Ich wollte zu Gott, ich könnte ihn nur auch noch sehen: dann wär' ich ruhig!

M. Welldorf. Wünschtest Du das? Wünschtest Du in der That, ihn zu sehen?

Welldorf. Du fragst? — Hab' ich denn sonst einen Wunsch?

M. Welldorf. Aber sein Anblick, mein Bester — Er ist in Dienst und in feindlichem; und da würde vielleicht sein Anblick — —

Welldorf. Was sonst, als mir wohlthun? mich trösten? Ich würde nicht den Feind, nur den Sohn in ihm finden. — Und nach aller meiner Kenntniß von ihm — denn roh und gefühllos war er doch nie, immer gutmüthig und edel: — ich dürfte hoffen, daß ich ihn rühren, daß ich Eindrücke auf sein Herz machen würde, die sich nie wieder verlören. — — (aufblickend) Gott, Du siehst meine Ergebung. Aber wenn mir irgend etwas den Tod erleichtern könnte — —

M. Welldorf. So wär's Dein Sohn, willst Du sagen? — Und sprich! Wär's denn so unwahrscheinlich, so gar nicht zu hoffen, daß Du ihn wiedersähest?

Welldorf. Noch hier? Noch hier?

M. Welldorf. Warum nicht?

Welldorf (den Blick auf sich niederwerfend). Sieh her und frage! — Nein, man ist nur unglücklich mit einer Hoffnung, die nicht erfüllt wird. Ich mag nicht hoffen.

M. Welldorf. Aber wenn nun die Hoffnung sich gleichsam aufdringt? — Sieh! es kommen jetzt täglich, bald hieher, bald dorther, Truppen: und wie, wenn nun auch Eduard — wenn er einmal ganz unvermuthet, vielleicht schon in diesen Tagen, käme?

Welldorf (aufhorchend). In diesen Tagen?

M. Welldorf. Wie, wenn ich sogar schon Nachricht hätte?

Welldorf (sich im Sessel aufrichtend). Nachricht? — Daß er
ommt? — Von ihm selbst?

M. Welldorf. Von wem anders?

Welldorf. Gott, was sagst Du da? Darf ich's glau=
en? — Und muß ich erst warten und muß Dir's abfragen?
st das gütig von Dir? — Lies! lies! (Er hat denn endlich
nmal geschrieben? — — — (ihre Hand fassend, indem sie sich vor Ruh=
ng von ihm abwendet) Aber was ist Dir, Liebe? Du wendest
ich weg? und mit Thränen? — (von einer Seite zur andern sehend)
uise! — Nein! — Nein, das seid Ihr nicht. Wer weint da?
ungeduldiger und lauter) Wer weint da?

Eduard (hinter ihm). Mein Vater —

Welldorf (erschüttert). Eduard — Du? Deine Stimme?

Eduard (sich vor ihm niederwerfend). Ich bin's!

Welldorf (sinkt zurück). Großer Gott! —

Eduard. Ich wag' es mit meiner Unwürdigkeit, meiner
Schande, daß ich vor Ihre Augen komme. Ich bin der Luft
icht werth, die ich athme; bin der Wohlthat dieser Thränen
icht werth: und Sie lieben mich noch?

Welldorf. Mein Sohn — —

Eduard. Zu viel Güte! Zu viel, mein Vater! Sie ver=
ichtet mich; sie macht mich zum Elendesten unter der Sonne. —
ur Ihren Fluch nehmen Sie von mir! Ihren väterlichen, ge=
chten Zorn nehmen Sie von mir! Und wenn ich auch da noch
i viel bitte: — — (auf sich niederblickend) Sehen Sie, wohin
ott mich gedemüthiget hat! in welchem Zustande ich bin! Ich
uß die Waffen wider Sie, wider mein Vaterland tragen.

Welldorf (sich wieder aufrichtend). Eduard — O, wenn's
in Traum ist —

Eduard. Ich bin's!

Welldorf. Komm! Komm an mein Herz!

Eduard. Verdien' ich's? —

M. Welldorf (die nach einigen Augenblicken hinzutritt, zu Eduard). Er erliegt seiner Freude. Er ist zu hinfällig, zu ohnmächtig fü sie. Sie wird ihm in Deinen Armen das Leben nehmen — — (die ausgestreckte Hand des Vaters zurücklegend) Laß! Gieb Dir Ruh mein Bester! Nur, bis Du erst wieder zu Dir kommst, bi Du erst wieder Kräfte sammelst; — dann sollst Du ihn ur so länger, sollst ihn heute den ganzen Tag genießen. — — (nach einigen Augenblicken) Was sag' ich? Ich vergesse, ich Un glückliche — — Ah! wenn er Dir werth ist, Dein Sohn, un ich und Deine Tochter Dir werth sind, und Du uns Alle no zu genießen wünschest — —

Luise (seine Hand ergreifend). Mein Vater — mein beste Vater — —

Welldorf (matt). Was wollt Ihr? Was soll ich?

M. Welldorf. Kann ich's hervorbringen? Hab' i Worte dazu? — Mein Herz — —

Luise. Ihre Freiheit, mein Vater — Ihre so mühsa errungene Freiheit — Ihr Leben selbst — — ach! es ist i Gefahr, wenn Sie nicht unverzüglich — —

Welldorf. In Gefahr? —

Luise. In weit größerer, als jemals! — Würden S ohne uns; Sie, die kaum noch in unsern Armen das Leben h ben — würden Sie, wenn man Sie von uns risse —?

Welldorf (beunruhigt auf die Mutter sehend). Mich von Eu risse?

M. Welldorf. Man wird es. Es ist der letzte Befel

, und keine Fürsprache wird mehr Dich retten können. Selbst ein großmüthiger Freund, der wieder hier ist, bekennt sein vermögen dazu. — Sieh uns nun Alle in Thränen! Sieh eine Kinder, sieh mich in Thränen! Und wenn auch ich's cht vermag; — ich beschwöre Dich: laß hier diese — (auf : Kinder deutend) —

Welldorf. Gott! Gott! Mitten in meiner Freude kömmt s? — (die Hand gegen Eduard streckend) Mein Sohn — —

M. Welldorf (ihn hindernd). Laß ihn, mein Bester! Denk' diesem Augenblick nur an Dich! Es ist die höchste, die drinsste Noth vorhanden. — Erfreu' uns Alle durch das eine Wort, daß Du nachgeben, daß Du die Forderungen ernen wollest!

Luise. Mein Vater! — um aller Liebe willen! —

Welldorf. Erkennen? Ich die Forderungen erkennen? as könnt Ihr wollen?

Luise. Und was bringen Sie denn für ein Opfer? — steht der Feind nicht auf seinem Willen? Wird er ablassen, s bis er Alles, Alles erpreßt hat? Wird Ihre Standhafkeit irgend sonst eine Folge haben, als daß Sie Sich hinfern? daß Sie Ihre trostlosen Kinder zu Waisen machen?

M. Welldorf. Und dann, Lieber: werden Dir's Deine irger nur danken? Werden sie nicht am Ende eine Standftigkeit, die ohne Erfolg blieb, als bloße Hartnäckigkeit tan? — Das, das wird Dein Lohn seyn für Deine Treue! — ster Mann, gieb dann nach! Bedenke, daß Du bisher so l, nur allzuviel für Dein Amt gethan hast, und daß auch be und Natur ihre Rechte, ihre von Gott und Menschen ernnten Rechte haben; daß Du auch Gatte bist; — Vater!

Luise (vor ihm niedersinkend, indem sie ihn umfaßt hält). Sie schwe
gen? Sie hören uns nicht?

Welldorf. Luise! — (sich mit Heftigkeit ihrer erwehrend) We
chen Augenblick wählt Ihr aus! — Ihr seht mich hingerisse
und weich, und wollt nun meiner Schwachheit mißbrauche
mich zu verderben. — (da sie noch nicht ablassen) Schont meine
Geht! Drückt mich Kranken, mich Schwachen nicht ganz :
Boden! — Ich will mit Eduard reden. Ich schlag' Euch nich
ab; aber — ich will mit Eduard reden.

M. Welldorf. So ist denn Alles — Alles —

Welldorf. Du hörst ja: es ist noch nichts verloren -
Eduard schwieg. Warum schwieg er?

M. Welldorf (ihn rufend). Mein Sohn — —

Welldorf. Komm! komm! Richte Du selbst, ob i
mit Unrecht — —

Eduard. Ich? Ich soll richten, mein Vater?

Welldorf. Komm! Laß mich Deine Hand fassen! Tr
zu mir! — — (ihn haltend) O, daß ich Dich nun doch wied
habe! daß nun mein letzter, sehnlichster Wunsch doch erfü
ist! Es macht mich Alles vergessen. — Sage, durch welch
Zufall, durch welches Glück — —

M. Welldorf. Wenn Du Dich aufhältst — Dich
Fragen verlierst — —

Luise. Mein Vater — ach! Sie haben nur Augenblic
nur wenig Augenblicke; vielleicht auch die nicht. — Wenn ni
Alles verloren seyn soll — —

Welldorf. Nun ja! ja! — Ich will ihn dann nur in d
Stand setzen zu urtheilen; will ihm nur von den Bedrückung
von den Grausamkeiten erzählen, die wir hier dulden mußten

Eduard. Weiß ich nicht schon? Weiß ich nicht, leider! lles? Alles?

Welldorf. Unmöglich! Keine Vorstellung reicht hin. duard! Man hat uns hier bis auf's Blut, bis auf's Leben martert. Man hat hier Forderungen gemacht; — Forderun- n ohne Ziel, ohne Ende. — Schon die vorletzte hielt ein je- r für unerzwinglich. Aber da man nicht aufhörte, mit Plün- rung und Verheerung zu drohen; da man uns endlich Hand id Siegel gab, daß diese Forderung die letzte, gewiß die letzte are, so war ich schwach genug, um sie anzuerkennen; ich ach- te keiner Klagen, keiner Vorwürfe der Bürger; ich überredete, ohte, bat, raffte mit Güte und mit Gewalt zusammen; und mir's gelungen war: — sieh! da hob ich, zu meiner und Aller Beruhigung, diese Hand auf, und schwur: Wenn die orderungen erneuert würden; wenn ich dann noch einmal — ich nur den Gedanken faßte, sie anzuerkennen: so sollte nie ieder Ruhe und Friede in meine Seele kommen. — Das, mein ohn, das ist der heilige, feierliche Schwur, den ich that; und un, da ich d'ran bin ihn zu erfüllen; nun da mein Beharren n Andern Muth geben, das Verderben abwehren könnte: — ll ich da zaghaft werden und wanken? Soll ich's um der enigen elenden Tage willen, die ich noch verseufzen könnte? oll ich meineidig gegen einen Gott handeln, der mir so wohl at? (gerührt bis zur Wehmuth) der mir Euch Kinder gab — die hr um mich weinen werdet und die ich liebe? (zu Eduard insbesondre) oll ich ihm so die Freude lohnen, daß ich Dich wiedersehe?

Eduard (sich abwendend). Mein Vater —

Welldorf. Sprich, Eduard! Sprich! Richte selbst! Soll h in Umständen, wie diese — —

Eduard. Ich richten? Ich Ihnen zu Ihrem Unterga rathen? — (auf Mutter und Schwester deutend) O fragen Sie hi mein Vater; nur hier! oder — Sie sind verloren!

M. Welldorf. Verloren? — Hat er denn nicht sch Alles, Alles — Gefängniß, Krankheit, Lebensgefahr erlitte Und soll er sich jetzt — —

Luise. Eduard! — Sieh, es kostet ihm nur seine Unte schrift, nur Einen Zug seiner Hand: und soll er denn, da d Mittel der Rettung so leicht ist — —

Eduard. So leicht? — (die Finger wie zum Eide erheben Ha, auch das, auch das war so leicht! Sich in den Abgru zu stürzen, das ist so leicht: ein einziger Sprung, ein einzig Schritt ist genug. — Wär' ich umgekommen, eh' ich den u seligen Eid schwur; den Eid wider Vaterland und Gewisse — es ständ' jetzt besser um mich!

Welldorf (kaum seine Freude bergend). Also willst Du - willst, daß ich mit Aufopferung meines Lebens — —

Eduard (vor ihm niederknieend). Mein Vater — Leben Si Leben Sie! Ihre Fragen sind Foltern für mich. Ich ertra sie nicht. — Nehmen Sie Sich Selbst, Ihr eignes Gefühl zu Richter: denn dies allein — —

Welldorf (außer sich). Eduard — welcher Geist spric aus Dir? — Komm! komm! (ihn in die Arme fassend) Laß mi an Deinem Herzen Gott danken, daß ich Dich so zurückerhal — mit dieser rechtschaffenen Seele! — — Ach Du bist gr Du bist edel. Was fehlt mir noch zu meiner Zufriedenhe meiner Ruhe? — Ich will dann gehen, will dem Wink me nes Schicksals gehorchen: — ich habe hier nichts mehr zu wün schen; — und der, der mein Leben in seiner Macht hat, wer

es noch erhalten will, kann er's auch so erhalten. — (zu
au und Tochter) Ja, ich kann zurückkommen; ich kann Euch Alle
ch wiedersehen.

M. Welldorf. Uns wiedersehen? Du solltest uns je —

Luise. Unmöglich! Ach unmöglich, mein Vater! — So
wiß uns ein schreckliches Schicksal droht, wenn wir erst Sie
ht mehr haben werden — —

Welldorf (schmerzlich). Luise! —

M. Welldorf (zu Luisen). Laß ihn! Es wird zu viel
r sein Herz. — Wir können nun einmal ihn nicht bereden;
wollen wir ihn auch nicht niederschlagen, nicht martern. — —
Welldorf) Geh', geh', wenn Du mußt! Handle, wie es Dein
rz, Dein Gewissen fordern! Ich sage Dir nichts mehr. Stirb
ch heut; nur stirb freudig! — — (nach einigen Augenblicken)
ott, daß nur Dein Tod dann auch Nutzen hätte! daß er Dei=
n unglücklichen Mitbürgern ihre Last zu erleichtern diente! —
er nein! nein! so eine Wirkung wird er nicht haben.

Welldorf. Das sei! — Ist sie gut an sich, meine That;
as soll ich an ihren Vortheilen rechnen? Nur wie ich handle,
s kömmt auf meinen; wie der Erfolg ist, das kömmt auf
ottes Antheil. Halte denn Wort! Sage nichts mehr! —
r Tochter, deren Hand er an seine Brust zieht) Und Du, mein Kind
warum weinst Du so? Sei getrost! Wenn einst ich nicht
hr bin; da sorgt ein besserer Vater. Der hat Deine Treue,
ein Herz gesehen, und Er ist Herr alles Segens. — (mit
strengung) Er kann und wird noch Dein Schicksal — wird
durch Wege — die niemand kennt, niemand vorhersieht — —
schöpft zurücksinkend) Wie wird mir?

Luise (ängstlich). Sie zittern?

M. Welldorf. Ah! ich fürchtete das. Die Anstrengu war für Dich zu heftig, zu anhaltend. Du hattest die Kr nicht dazu. — (den Sohn, der hinzutreten will, mit der Hand entferne Komm! Komm wieder und ruhe! Es taugt Dir nichts, d Du auf bist. — — (im Fortführen) Und wenn es Dir um u sertwillen zum Trost dient: — eine einzige Hoffnung ist u noch übrig. Durch eine rechtschaffene, edle Handlung hat ei Dein Sohn — — (indem er stillsteht und die Hand zurückstreckt) W willst Du?

Eduard (seine Hand ergreifend und küssend). Mein Vater –

Welldorf. Folge mir nicht! Aber sei immer — imm — Ich kann nicht weiter. (Ab mit M. Welldorf und Luisen.)

Dritter Auftritt.

Eduard allein.

— — Geh' hin! Geh' mit Gott, und kämpfe den letz Kampf! Ich sehe Dich in dieser Welt nun nicht wieder. D Abschied ertrügest Du nicht, und ich nicht. — — Was so ich? Was lag Dir noch zuletzt auf der Seele? — „Sei i mer — immer“ — O ich weiß es. Hier mein Herz sagt m aus. — Ich will seyn, der ich soll. Immer! Immer! D sei Dir hier auf meinen Knieen geschworen; sei mein Absch von Dir! — Und wenn ich Dir eidbrüchig werde; wenn Dir je, weil ich Odem habe — — (wild aufspringend, mit d pfer Stimme) Was will ich? Gott! Gott! was will ich? Rechtschaffenheit schwören? Da ich Elender mich um Wi und Freiheit und allen Gebrauch der Vernunft schwur? —

ter Verzweiflung) Ich kann nicht schwören! (Er wirft sich auf die
Lehne des Sessels, den Kopf zwischen den Händen.)

Vierter Auftritt.

Eduard. Ein Bedienter. Gleich darauf Luise.

Der Bediente (sich umsehend). Niemand sichtbar? Al-
s wie ausgestorben? — Aber da sieh! da wäre ja Einer.
nd der Beschreibung nach gleich der Rechte. Ich muß ihn
r anreden. — (Ihm näher tretend und einen Brief bietend) Hier,
reund! Ich denke, dies wird an Euch sollen. Ihr nennt Euch
Zelldorf?

Eduard. Zeigt her! — (ansehend) Wenn es an den Sohn
ll, nicht an den Vater — —

Bedienter. Schon recht! — Vom Hauptmann v. Brink.
n den Sohn.

Eduard. Dann bin ich's. — (nachdem er gelesen) Ich bringe
ntwort darauf.

Luise. Mein Bruder — (dem Bedienten nachsehend) Ein gu-
r oder ein böser Bote?

Eduard (trocken). Ein guter. — Lies selbst!

Luise (lesend). „Ich bin durchgedrungen; ich habe des Obersten Wort auf zwei Stunden. Die erste Erklärung war ungünstig, und alle meine Vorstellungen von Menschlichkeit und von eigenem Vortheil des Königs waren vergebens. Pflicht und Pflicht: das war die ewige Antwort. Aber ich hatte noch kaum bedeutend erwiedert, daß es doch Unterschiede unter den Pflichten gäbe, und daß so pünctliche Strenge mir doch we-

„niger Pflicht, als zum Beispiel Vertheidigung seiner Posten „und treue Anwendung königlicher Gelder schiene; so folgte eine „so plötzliche Nachgiebigkeit mit so sichtbarer Verwirrung, daß „ich nun gewiß bin, ich werde noch mehr vermögen. Bring „mir also von dem Entschluß Deines Vaters Nachricht, und „rechne darauf, daß ich in jedem Fall ihn rette. Der Befehl „des Königs, wie ich jetzt immer mehr erkenne, ist so zwin„gend nicht, als er gemacht wird. — Ich wäre selbst gekom„men; aber Vorfälle im Dienst halten mich ab. v. Brink." — (mit Freude und Rührung) Also doch noch — Er ist denn doch noch zu retten? — O, dieser rechtschaffene Mann! — Ja, wenn wir nicht ihn gehabt hätten und nicht noch jetzt ihn hätten! Er ist der Edelmuth selbst. (Indem sie den Brief zurückgiebt) Eduard nun verzeih' ich Dir wieder. Sieh, vor wenig Augenblicken als Du unsern Vater so abriethst; da glaubt' ich, ich könnte Dir nie verzeihen. Doch jetzt — da wir diese neue Hoffnung doch nur Dir, Deiner Vermittelung schuldig sind — — (indem er tiefsinnig dasteht) Aber was ist Dir? Du bist noch so in Dich gekehrt? bist so finster?

Eduard. Und kann ich lachen? Hab' ich Ursache dazu?

Luise. Gütiger Gott! — Ich errathe, was Dich so niederdrückt; es ist Dein eigener Zustand. Und freilich ist er fürchterlich, schrecklich. — Wie wollt' ich, daß ich nur mehr könnte als Dich bedauern, daß ich Dir ihn erleichtern, Dir helfen könnte!

Eduard (kaum hinhörend). Mir helfen? —

Luise. Und doch — Soll man deßwegen nichts thun weil man nicht Alles thun kann? — (sich schnell entfernend) Bleib bleib! Ich komme wieder, Eduard; gleich!

Fünfter Auftritt.

Eduard allein.

Was will sie? — (aus seinem Nachdenken erwachend) O diese offnung, womit sie sich nährt; diese süße, ihr so liebliche Hoff-ung: — sie ist Traum, furcht' ich, Traum; leeres, trügliches lendwerk! — Hinweg damit! Ich mag mich in so einen raum nicht wiegen. Nein, ich mag nicht von Glück träumen, enn ich im Elende erwachen muß. Besser, wo möglich, ich äume von größerm Elend. So ist doch Trost im Erwachen. - — (den Brief wieder ansehend) Stirne zu bieten! Sich trotzig ifzulehnen! Und wider wen? — Wider den, der hier Alles rmag; der die Zügel nur an sich reißen darf, um ihn sein ebiß fühlen, um ihn stampfen und schäumen zu lassen. — — ild umhergehend) Gut! Immerhin! Laß sie kommen! — Wenn : ihn aufrissen, die Unmenschen; wenn sie es wagten, ihn mir i Angesichte — — All mein Blut wird zu Galle! Erst müß-n sie mich, oder ich sie vernichten!

Sechster Auftritt.

Eduard. Luise.

Luise (langsam und mit Verlegenheit sich ihm nähernd). Eduard — ott, wie sag' ich's ihm nun? — Da wir doch jetzt allein sind; i wir's vielleicht nie wieder seyn werden — wenigstens nicht so ald — — (mit gesunkener Stimme) O, aber Dein Ernst — —

Eduard. Was willst Du?

Luise (zaudernd). Wenn Du mich mißverständest; — wen Du mich mit stolzer Verachtung zurückwiesest. — — Doch da wirst Du nicht; nein! Sieh, ich will es als Probe Deines ei genen Herzens nehmen, Deiner Bruderliebe zu mir.

Eduard. Was soll das? Was heißt das?

Luise. Komm! — (ihn an's Fenster führend) Sieh erst hi her! Sieh hinüber! Dieses Haus dort — —

Eduard (da sie wehmüthig inne hält). Nun?

Luise. Ach, es ist ein Haus, so voll Elends! Es stan von seinen Einwohnern verlassen; — man brach es auf, un schleppte die Kranken hinein. — Wenn sie hier ankommen, d Unglücklichen; wenn ich oft voll Entsetzens hier stehe, und ih Jammergestalten, ihre todtbleichen Gesichter betrachte — un Nachts, Eduard, Nachts — wenn ich aus Sorge für unser Vater hier heimlich wache, und in der tiefen Stille ihr Win mern, ihr Aechzen herüberhöre; wenn ich oft höre, wie der W gen mit Leichen fortfährt: — denke selbst, wie mir wird! J warf mich schon auf den Boden nieder, und hätte mein All gegeben — um Ein Wort, Eine Nachricht von Dir!

Eduard (bewegt). Luise! — Ah, was soll mir das? - Laß mich!

Luise (ihm nach). Höre! — Du entrissest Dich mir? - Nein, Du m u ß t mich, Du mußt mich hören.

Eduard. Um zu fühlen, wie ich Euch zehnfach zum Flu bin, und mich zehnfach zu hassen?

Luise. Gott, wie sprichst Du da wieder! Wie schrecklic — Du hast es ja in Deiner Macht, mich zufrieden zu stelle Du darfst mich nur ausreden lassen. — — (Indem er sich in d vorige Stellung hinwirft) Sieh, Eduard! Nicht die Schmerzen, d

eiden jener Unglücklichen sind es, was mich am meisten mar= rt. — Aber daß ihre Wärter ohne Gefühl sind; daß über ie Menge und Gewohnheit des Elends alles Mitleiden ab= irbt: — das, das ist's, was mir in ihrem Schicksale so schreck= ch dünkt, woran ich nie denken kann, ohne zu schaudern. — Wenn er nur hätte! seufzt' ich so oft. Wenn ich nur wüßte, aß er sich Mitleiden erkaufen könnte! Ich würde ruhiger seyn. — Nimm dann hier! nimm! (seine Hand ergreifend und seitwärts nie= erziehend) Und wenn Dich einmal ein gleiches Schicksal träfe —

Eduard (zurückfahrend). Luise! — Um Gotteswillen! —

Luise. Was ist Dir? — Mache Dir keine Vorstellun= en. Es ist mein. Es sind Geschenke von meiner Kindheit er, die ich zusammensparte. Sie waren Dir lange bestimmt. — Also: wenn Du so unglücklich wärst, und Dich einmal ein leiches Schicksal träfe — —

Eduard. Auch Dich noch plündern? Hab' ich nicht Va= r und Mutter beraubt; und sollt' auch noch Dich — sollte en Dir —? —

Luise. So nimm doch! Woher sonst willst Du nehmen?

Eduard. Vom Altar eher. Es ist mir minder heilig.

Luise. Eduard — Sieh, Dein Vater kann für Dich nichts. r leidet oft selbst, und wenn er auch wollte — —

Eduard (erschrocken stillstehend). Wie? — Wie? —

Luise. Wenn er auch, nach seinem Herzen zu Dir — nn Du kennst ihn — wenn er sein Aeußerstes für Dich thun ollte — —

Eduard. Er leidet, sagst Du? Er leidet selbst? Nim= mermehr!

Luise. Ach! wenn Du nur wüßtest — —

Eduard. Gerechter Gott! So wär' er so tief, schon s
fürchterlich tief herunter? schon bis zum Mangel?

Luise (mit verändertem Tone). Nur, daß er noch Ausweg
hat; daß er sich weit leichter, wenn einmal Noth ist — —

Eduard. Das tödtet! Das ist herzzerreißender, als son
Alles! — (nach einigen Augenblicken) Gieb! gieb! Ich habe kein
Worte, um Dir zu danken. — (das Geschenk in ihre Hand zurückpre
send) Aber da! Ist es mein; so nimm's wieder! Und wen
Er bald nichts mehr hat; wenn ihm auch die letzte Stärkun
die letzte Erquickung mangelt: — — geh'! lauf'! bring' ih
noch einen Tropfen Weins, der ihn labe! Laß ihn in seine
Tode Gott danken, daß er doch an Dir noch ein Kind ha
Und mich — mich laß fahren und verschmachten! Denn i
verdien' es an ihm. (Eilig ab.)

Luise. Eduard — Er ist fort, und — —

M. Welldorf (von innen). Luise! — Mein Kind!

Luise (die Augen trocknend und hinein). Meine Mutter!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Oberst allein. (Nach der Uhr sehend).

Zu frühe! Ich gab mein Wort auf zwei Stunden. Er ird sich beleidigt finden. — Und doch — wenn ich hier in erson erscheine, und zum letzten Mal Gnade anbiete, und man e ausschlägt; — was kann er sagen? was fallt für Vorwurf uf mich? — Der Zweck, wozu ich nachsichtig war, ist ver=hlt; ich höre auf es zu seyn. — (nach einigen wilden Schritten) eufel! daß ich die Fassung verlor! daß ich so schnell von Ton nd von Vorsatz absprang, da er so heimtückische Reden führte! a er mir mit so argwöhnischem Blick in den Busen schielte, als b er wüßte, daß da Geheimnisse schliefen! — (stillstehend) Was ird er; was kann er wissen? Von wem? — Dunkle, schwan=ende Ahnungen mag er haben; das sei! Darf er die laut wer=en lassen? — (wieder umhergehend) Ich muß jetzt um so kühner nd um so fester verfahren; bei Gott! das muß ich. — Bis=er kann's noch die Achtung für ihn, die Achtung für sein Haus, für den General, seinen Oheim, erklären: — (wie zu ei=em Andern redend) „ich hab' ihn nicht wollen unglücklich machen; ab' ihn nicht bis zur Wuth treiben wollen; er war schon auf em Puncte, sich zu vergessen:" — das, denk' ich, klingt so

freundschaftlich und so wahr! Aber nun, wenn ich noch weite gefällig wäre; — ich stände bloß. Ich wär' auf ewig sei Sclave. — — Hindurch denn! Hindurch! Zuversicht un kalte Entschlossenheit wirken Wunder. Also hindurch! — – (indem er hinter sich droht) Wär't Ihr gekommen, Ihr Unglückli chen; wär't Ihr gleich Anfangs zu mir gekommen: vielleic — — Aber daß Ihr Euch an ihn wandtet; an ihn, den ic hassen muß, weil ich athme; an den Verräther! — (mit de Stocke aufstoßend) Heraus! Niemand da?

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. Luise.

Luise (im Heraustreten). Wer ruft hier? — (und da sie ih gewahr wird) Gerechter Gott!

Der Oberst (wie vor sich). Eine Tochter? — Der Haupt mann hatte ja nur den Sohn im Munde. Ha, nun entdec ich — — Näher! näher, mein Kind! Sie scheinen ja außer ordentlich scheu und blöde. Sind Sie das immer?

Luise. O Ihre Gegenwart! — Daß eben Sie hier er scheinen; Sie Selbst!

Der Oberst (hämisch). Sie hatten auf jemand anders ge hofft?

Luise. Auf niemand — nein! Aber ich zittere, daß Si in einer Absicht da sind — —

Der Oberst. In welcher? — Sie haben nicht Ursach zu zittern. Sie dürfen nur reden. — In der Absicht etwa Ihren Vater zu fordern? — Den hat ja, wie ich höre, scho

n Anderer gefordert: und Sie haben ihn so gerührt, diesen
ndern, daß er auf und davon gegangen. Was brauchten Sie
nn zu zittern? — So gut, wie jener gewonnen ward, könnt'
 es wohl auch werden. Ich hab' Empfindungen — hab'
n Herz —

Luise. Daß das Gott wollte! Aber Ihr Blick — —
n Ihren Füßen beschwör' ich Sie — —

Der Oberst. Nicht doch! (indem er sie hindert) Sie haben
cht nöthig, Sich zu erniedrigen. Stehen Sie auf! — Ihre
ste Fürsprache ist Ihre Jugend, Ihre Unschuld; ich möchte
n sehen, der sich da nicht gewinnen ließe. Und wenn es mich
eine Ehre, meine Pflicht kosten sollte; — eh' ich eine so lie-
nswürdige Unschuld kränkte, eine so holde, sittsame Unschuld
 — (wie vor sich) Ha, nun hab' ich dich, Brink! Dein ganzer
delmuth, den ich so anstaunte, wird zu einer so alltäglichen
chwachheit. Ich Thor, daß ich nicht gleich darauf rieth! —
och ich plaudere, und vergesse darüber, warum ich herkam.
o ist Ihr Vater, mein Kind?

Luise (erschrocken). Mein Vater? — Gott, wenn Sie wüß-
n — Er ist in einem Zustande, in einem Elende — —

Der Oberst. O, das weiß ich; ich weiß. — Er ist hier
Händen, woraus man ihn längst hätte retten sollen; in zu
tleidigen Händen. Das sind nicht selten die schlimmsten und
 grausamsten, worin man seyn kann. — Wenn er genesen
ll, so muß das anders werden; er muß Luft und Bewegung
lben. Und eben um ihm die zu schaffen, bin ich gekommen.
 (treibend) Also: wo ist er? wo ist er?

Luise (innerlich bitter). Ich sollt' ihn selbst — sollt' ihn an
e —?

Der Oberst. Ob man mich zu ihm führt, oder ob i ihn finde, gilt endlich Eins. — (auf das Seitenzimmer zugehend) D hier vermuthlich — in diesem Zimmer —

Luise (vortretend). Sie wären grausam genug? — S könnten den Vorsatz haben —?

Der Oberst (ausbrechend, indem er sie fortzieht). Und Sie d Kühnheit? — Wagen Sie's, Sich meinen Maaßregeln zu w dersetzen! — Ich will Sie hier lehren, geheime Anschläge schmi den, will Sie lehren, wider Dienst und Gehorsam verhetzen. — An mir haben Sie gerade den Mann, mit dem es sich spiel ließe. Ich will Sie's lehren! (Er geht hinein.)

Dritter Auftritt.

Luise allein. Gleich darauf Eduard.

Luise (in äußerster Bestürzung). Wie? — Großer Gott, welc Reden! — Was will er? Was bringt er auf uns? — Wir hi Anschläge schmieden? Wir Verhetzungen stiften? — Das h ben Natterzungen, die unser Verderben wollen — — (sobald Eduard ansichtig wird, auf ihn zustürzend) Mein Bruder! —

Eduard (erstaunt). Ha! — Welch Geschrei? Was sch wieder?

Luise (ihn fortziehend). Frage nicht erst! Komm und hi eh' er uns unsern Vater — — (indem sie erschrickt und ihn wie zurückdrängt) Ich bin von Sinnen! Ah! ich stürze Dich sel in Gefahr! — Flieh'! Flieh'! Denn wenn Du ihn hinde wolltest — wenn Du ihn anfielst — —

Eduard (empört). Wen hindern? Wen anfallen? — uise! — Aber da hör' ich — —

Luise (wie zuvor). Eduard! —

Eduard. Dieser Ton — (sich losreißend und hineinsehend) Ich tsetze mich! Welch ein Anblick! — (nach mehreren stummen Anblicken des Schreckens) Brink! Brink! Das die Hoffnung, die i mir gabst? Das der Eid, den du mir schwurst? — Sei in auf, Freund, und hilf! Sei nun auf! — (Indem er sich schlüssig in den Hintergrund zieht) Wuth und Rache!

Vierter Auftritt.

Vorige. Der Oberst. Welldorf. Madame Welldorf.

Der Oberst (im Heraustreten). Er verläugnet sich nicht. r ist noch ganz, der er war. Man kann ihm den äußersten rnst zeigen, und er bleibt ruhig bei seinem Vorsatze, bei sei=m Trotze.

Luise (entgegenfliehend). Mein Vater —

Der Oberst. Kleider her! Kleider, Madame!

M. Welldorf. Ich beschwöre Sie aber —

Der Oberst. Um was? Was können Sie wollen? — r soll doch nicht etwa fort, wie er da ist; soll doch nicht, bei einer Witterung, in so einem Zustande — —

M. Welldorf. Aber eben um dieses Zustandes, eben n seiner tödtlichen Hinfälligkeit willen! Wie ist es ihm mög=ch —?

Der Oberst. Das fragen Sie ihn, und nicht mich!

Er muß es doch möglich finden, weil er's so will. Er sie[l] ja die Mittel, sich zu retten, vor seinen Augen; wer heißt ih[m] sie von sich stoßen? — Ist's denn nicht schon zu viel, daß i[ch] noch jetzt ihm die Wahl lasse? noch jetzt eine Unterschrift a[n]nehmen will, die schon vor Monaten hätte geschehen sollen[.] Ist das der Gnade, der Nachsicht nicht schon zu viel? — I[ch] weiß am besten, was ich dabei wage, wie sehr ich verantwor[t]lich werde. Aber er mag sich niedersetzen, und seinen Nam[en] schreiben. Vor mir hat er dann guten Frieden. Ich gab me[in] Wort.

Welldorf. Sie verantwortlich, Herr Oberst? Um mic[h] — Und ich sollte Ihnen so Ihre Großmuth lohnen? — S[ie] sorgten so menschenfreundlich für meine Bedeckung, meine E[r]haltung. — (zu Luisen) Geh', geh', mein Kind! Meine Kleider

M. Welldorf. Aber Welldorf! Um Gotteswillen! -

Luise (weinend). Mein Vater! — —

Welldorf. Laßt doch! Macht mir den Abschied nic[ht] schwer! — Ihr seht mich ja in den Händen der Vorsehun[g;] sie läßt mich Mitleiden und Güte finden. — Meine Kleide[r,] Luise!

Der Oberst (zu M. Welldorf). Hören Sie ihn? Ist d[as] nun noch der Hinfällige von zuvor? Treibt er nicht selbst, u[m] fortzukommen? — O, Sie dürfen für ihn nicht fürchten, M[a]dame. Er ist weit stärker, als man's ihm ansieht. Ich ken[ne] ihn schon länger. Ich hab' ihn einst dastehen sehen, so ma[tt] und so dürftig, als ob er nur Eine Spanne von seinem Gra[b] stände; aber da er den Mund öffnete, — ah! wie konnt' er d[a] Stunden lang von Ehrenwort und von Gerechtigkeit reden! M[it] einer Wortfülle, mit einem Strome! Man muß so etwas gehö[rt]

iben, um es zu glauben. — — Aber fort nun! fort! Kei-
n Aufschub weiter! Ich schicke Wache, und die muß hier
machte Arbeit finden. — — (mit erheuchelter Gutmüthigkeit ihm
it auf die Schulter klopfend) Also an's Werk, guter Vater! An's
Werk! Laß mich Dir helfen! (indem er am Gewande des Arms zieht)
h will selbst helfen; gerne!

Welldorf (taumelnd, mit hingestreckter Hand). Ich bin alt, und
n kraftlos —

Eduard (hervorstürzend, die eine Hand dem Obersten in der Brust,
t der andern den Degen haltend). Verdammter! —

Welldorf (aufschreiend). Mein Sohn! — (Er will sich am
ssel halten, und taumelt ohnmächtig nieder.)

M. Welldorf und Luise (zugleich auf ihn zufahrend). Eduard!
- Unglücklicher! — Mein Sohn! — Gott! — Nimmermehr! —

Der Oberst. Hinterhalt? Ha, was ist das?

M. Welldorf (ihm den bewaffneten Arm haltend). Mein Sohn!
- o um Gotteswillen! —

Luise (eben so). Mein Bruder!

M. Welldorf. Laß ihn! Laß! — Wir sind alle ver-
ren.

Eduard (der ihn festhält). Ihn noch höhnen, Verdammter!
hn, ihn anfallen, und mißhandeln? — Vor meinen Augen?

Der Oberst (losstrebend). Tollkühner! Rasender!

Eduard. Einen Kranken, einen sterbenden Greis —
einen Vater — den mir im Angesichte — —

M. Welldorf. Wo Du es ausführst — Eduard! —
ott, ich halt' ihn nicht länger!

Luise. Mein Bruder —

M. Welldorf. Wir sind hin — wir sind gränzenlos

elend. — Um unser selbst willen! Um Deines Vaters Er haltung willen! —

Eduard (ihn vor sich hinstoßend). Hinaus mit Dir, Elender Fort! Deine todtbleichen Wangen sind Deine Rettung. — Abe steh' nicht noch, um erst auszuzittern, oder Du möchtest nie wie der zittern! — Ich will Dich ihn anfassen, Dich ihn wegschlep pen lehren; — von seinem Todbette weg! — Ungeheuer vo Bosheit! — Hinweg, sag' ich! Fort! Bei'm ersten Schritt ge gen ihn hin, bohr' ich Dich nieder. — — Das müßtest D mir thun, wenn Du Herz dazu hättest; aber Du bist ein Fe ger; Du hast's nicht. — Thränen kannst Du sehen, nur kei Blut!

Luise. Mein Vater — Er liegt zur Erde nieder — Me Vater —

M. Welldorf. Hülfe! Hülfe!

Eduard (den Degen wegwerfend). Was ist ihm? — Groß Gott! Was geschah hier?

Luise. Er stirbt. Er stirbt.

Eduard. Und Du zauderst noch? stehst noch? Unglüc liche! — Fort! fort! Laß den Arzt kommen! Laß ihn eile so schnell er kann! — (Luise ab. Eduard hebt seinen Vater, mit Hü der Mutter, in einen Sessel.) Wie geschah das? —

Der Oberst (außer sich, die Arme in einander gepreßt). So e Wahnsinniger — so ein Elender — Sich an mir vergreife an mir?

Eduard (gegen ihn hinstürzend, indem er das Seitengewehr wie aufrafft). An Dir! An dem Besten von Euch! — Was b ich Euch schuldig? Wer gab Euch ein Recht über mich? - Daß Ihr über mich herfielt, wie Meuchelmörder, und mir d

d gegen mein Vaterland von der Seele preßtet, gab das
ich Recht über mich? Giebt Raub dem Rauber ein Recht?

Der Oberst (mit dumpfer Stimme). Ha, ich gehe. — Du
ist nicht frohlocken. — Dein Leben! —

Eduard (ihm bis zur Thüre nach). Das nimm mir! Das
rf' ich mit Hohngelachter Dir vor die Füße. Das ist mir
htswürdig, seit ich zu Euch gehöre!

Fünfter Auftritt.

Wellorf. Madame Wellorf. Eduard.
Dann Luise.

M. Wellorf (am Sessel). Es ist aus mit ihm; aus!

Eduard (zurückkommend). Wie?

M. Wellorf. Er liegt ohne Athem und ohne Leben.
erholt sich nicht wieder. — Gott! Wenn Du ihn nur ge-
sen hättest! —

Eduard. Gelassen? Ich?

M. Wellorf. Du konntest ja doch nicht retten; Du
ist vor Augen — —

Eduard. Ha, wenn auch! Wenn auch tausendmal ihn
ht retten! Eh' ich ihn antasten lasse; eh' ich's dulde, daß
Erste von ihnen ihm nur ein Haar krümme — — Aber
röchelt! er stirbt! — — Alle meine Sinne, mein Blut —
een ihm niederstürzend) O um Gotteswillen! Ich werde denn
h sein Mörder! Selbst dadurch, daß ich mich ihm auf-
fere, sein Mörder! — — (wieder aufspringend und froh) Er regt
j wieder. Es ist noch Leben in ihm. — Wenn doch nur

erst der Arzt käme! Wenn nur Luise käme! — Vielleicht i
Hülfe.

Luise (verstört hereineilend). Eduard! Eduard!

Eduard. Ah, da kömmt sie. — Wo bleibt der Arzt?

Luise. Flieh'! Flieh'! Säume keinen Augenblick; den der Oberst — er schwur Dir im Fortgehen Rache; bittere, blu tige Rache; den Tod! und wenn Du Dich aufhältst — —

Eduard (heftig). Wo der Arzt bleibt! Der Arzt! — Ob er kömmt! Ob Du geschickt hast! — — (indem sie wie ve steinert dasteht.)

M. Welldorf. Eduard! Diese tödtende Nachricht. — Gott, wenn auch noch das käme, das Entsetzlichste! — und wird! — Fort! Fort! Suche Dir eine Zuflucht! Rette De Leben!

Eduard (niedertretend, gegen Luise). Da steht sie! Sie i wie taub und wie sprachlos; und sieht vor Augen, daß hi ihr Vater — —

M. Welldorf (die sich bemüht, ihn fortzuziehen). Unglückliche — Laß Deinen Vater in Gottes, in unsern Händen! Sie daß Du Dich selbst rettest! Suche Dir eine Zuflucht!

Eduard (verwirrt). Wie? — Wie?

M. Welldorf. Dich selbst sollst Du retten; Dir ei Zuflucht suchen! Hörst Du nicht, daß der Oberst —

Eduard (wieder lebhafter). Mich selbst retten? Sie h Preis geben, verlassen?

M. Welldorf (angstvoll bittend). Mein Sohn —

Eduard. Schuld seyn, daß man auf Sie stürze, wenn m hier mich nicht findet? daß man auf meine Schwester, auf m nen unglücklichen Vater stürze? Welch ein Elender wär' ich!

M. Welldorf (wie vorhin). Eduard!

Eduard. Lassen Sie! Hier ist Alles umsonst. — Ret=
n kann ich mich nicht; das ist ein Traum: und ein Versuch
äre Schande. — (Zu Luisen) Sprich! Sprich! Komm endlich
ieder zu Sinnen. Wo bleibt der Arzt?

Luise. Er wird kommen. Sophie ist hin. — Gott, wenn
ur Du erst gerettet wärest! — Ich, ich reizte Dich auf!

Eduard. Also wird er? er wird kommen? — Nun wohl!
inen Vater umfassend) Hilf mir ihn aufheben! Hilf! Er soll auf
n Bett zurück. — Herausreißen konnt' ihn der Mörder; aber
n Tod bei den Seinigen soll er ihm lassen. Er soll noch
er bei Euch, unter Euren Thränen, Euren Gebeten sterben.
- Lohn genug für mein Leben!

M. Welldorf (zwischen Angst und Zorn). Undankbarer! —
nmenschlicher!

Eduard. Das bin ich nicht mehr. Ich war's.

M. Welldorf. Und kannst Du so gleichgültig von Dei=
m Leben —?

Eduard. O, es ist Gnade, daß es mir das gilt! Ich
ug's um weniger feil. — (Indem er ihn mit Luisen hineinführt) Es
Gnade von Gott, daß ich's um diesen Preis — für einen
ater verkaufe.

M. Welldorf (empört). Er hört nicht. Er achtet nicht
eines Zuredens, meiner Verzweiflung. — Er ist wild und
bändig und hartnäckig. So war er von seiner Kindheit an!
r wird nicht ruhen, als bis er uns Alle hin, Alle in's Grab
t. — — (An der offnen Thüre des Seitenzimmers) Eduard! wenn
ich noch meine Bitten rühren, wenn Du nicht meinen Tod
illst — — (drinnen) Komm! Ich will selbst Dich verbergen.

Ich weiß, wo ich Dich hinführe; und wenn man Dich forder — — eh' ich nur ein einziges Wort sage, das Dich verrieth — — (wieder mit ihm hervor) Komm! Komm! Traue meine Standhaftigkeit! Ich bin Mutter.

Eduard (gerührt). Zu viel! Zu viel!

M. Welldorf. Und Du weigerst Dich noch?

Eduard. Soll ich Sie mißhandeln lassen? Soll ich m neuer, mit größerer Wuth hervorbrechen, auch Sie zu schützen Soll die Mutter mir minder heilig seyn als der Vater? – Lassen Sie mich! — Ich that nach Pflicht; das sagt mir mei Herz: und mag's nun werden, wie's will! Ich bin ruhig. – Gott wird es weiter machen; mit meinem Vater, mit Ihne Ich hab' ihn zurückgetragen; hab' ihm den letzten Abschiedsku auf die Lippen gedrückt: — — (die Arme gegen sie hinstreckend) Da ich auch Sie — —

M. Welldorf (sich hineinwerfend). Aber um Gottes wille — Mein Sohn!

Eduard. Dank! Dank! Innigen heißen Dank für je Liebe, von meiner Kindheit an! Vergebung für jede Thrän die ich gekostet habe! Sie wurden alle erwiedert. — Und n — keinen Kummer um mich! keine Wehklagen um mich! Se Sie so, wie Sie mich selbst sehen! Seyn Sie getrost!

Luise (wieder hervor). Beide! Beide! — im gleichen A genblick! — Vater und Bruder!

Eduard (fortfahrend). Mir ist wohl. Ich hab's herab v der Seele. Noch nie, weil ich denken kann, fühlt' ich mich — wie sprech' ich's aus? — so über mich selbst erhaben! - Freude gab's keine mehr für mein Leben; und daß ich's no so beschließe, es eben für den dahingebe, um den ich's dur

ine Laster verwirkte: das ist Ruhe, Stärkung ist's für mein rz! Ich stehe freier vor mir; ich werde freier vor Gott ven — — (indem M. Welldorf, die Hände ringend, umhergeht) Nein, ht so, meine Mutter! Vergessen Sie des Traums, daß Sie ch hatten! Sie hatten so wenig an mir! — Und Du, Luise besteś, redlichstes Herz! — o, bis jetzt war mir Dein Anck traurig; denn er machte mir Vorwurf: und nun — —

Luise. Eduard! — (sich umsehend) Gott im Himmel! Sie amen!

Sechster Auftritt.

Vorige. Sergeant mit Wache.

Sergeant. Seid Ihr Welldorf? — der Sohn hier?

Eduard. Ich bin's.

Sergeant. Fort! Euer Gewehr! In die Wache!

Eduard (abgehend). Da! Einen Augenblick noch! (Er rmt stillschweigend die Mutter, die Schwester, dann wieder die Mutter.) t wohl! Lebt beide wohl! Ewig! — (am Seitenzimmer) Be- Greis, lebe wohl! Ich bin nun mit Dir am Ziele. Dort, t, in jener bessern Welt, sehen wir uns wieder.

Sergeant. Ein Ende! Fort!

Eduard. Ich gehorche.

M. Welldorf. Eduard! — Nein! — Nimmermehr!

Eduard (zuredend und sanft). Meine Mutter! —

Wache (beide abhaltend). Zurück da! Zurück! (Sie gehen ihm ab.)

Luise (nach einigem wilden Umhergehen). O Gott, entsetzlich,

entsetzlich! — Und Er, der uns mit Hoffnung hinhielt, d
uns Beistand und Rettung zusagte; auch Er — — (heftig) J
denn nichts, als Meineid, nichts als Lug und Verrath unt
den Menschen? — Ich will fort, ich will hin. Ich will il
finden, wo er auch sei; und wenn er noch Menschengefül
wenn er ein Herz hat — —

M. Welldorf. Ja! ja, Luise. Auch ich — —

Luise (umkehrend). Auch Sie? — Und mein Vater -
ach mein sterbender Vater, soll der hülflos, soll er verlass
bleiben? — Vielleicht — ach! vielleicht ringt er eben jetzt m
dem Tode. (Unschlüssig sich hin und her wendend) Schon, daß n
ich gehe, ich Eine — — Aber was bleibt hier übrig? I
muß! Stehen Sie ihm bei, meine Mutter! (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Madame Welldorf allein.

Ihm beistehen? Ich Andern? — (umherirrend) Ach, wer st
mir bei? Das ist zu viel. Ich erliege. — (gen Himmel) G
mir Kraft, oder nimm mir mein Leben und mach' ein En
Es ist zu viel. — — (sich zitternd an einen Stuhl haltend und in
Ich bin standhaft gewesen. Ich habe mein Elend geschlep
so lange mein Odem aushielt. Nun kann ich nicht mehr.
(überlaut) Nun kann ich nicht mehr! — — Gott! Gott! W
hat mich zum Weibe; wer hat mich zur Mutter gemacht? W
find' ich Hülfe?

Achter Auftritt.

Madame Welldorf. Sophie. Der Arzt.

M. Welldorf (mit Heftigkeit den Arzt ergreifend). Kommen ie! Retten Sie! Hier! — Aber ich Wahnsinnige! Was ist er zu retten?

Der Arzt. Madame — Diese schreckliche Wildheit — diese mpörung in Blick und Ton — Sie machen mich zittern.

M. Welldorf. Wir sind hin! Wir sind Alle verloren! - Sohn! Vater! Mutter! Alle! — Verloren! Zu Grunde richtet!

Sophie (mit dem Arzte drinnen). O Himmel! —

Neunter Auftritt.

v. Brink. Madame Welldorf.

v. Brink (im Hereintreten sich umsehend). Wo ist er denn nun? - Ich treibe von Straße zu Straße, von Hause zu Hause; d wenn er auch hier nicht ist — hier bei Ihnen — —

M. Welldorf. Wer? Wer?

v. Brink. Der Oberst. — Ich such' ihn auf der Wache, i seinen Bekannten, in seiner Wohnung — wo ich nur immer denke, daß ich ihn treffe; und nirgend — —

M. Welldorf. Sie suchen ihn? suchen ihn jetzt; da es is ist? — (ihn, wie vorher den Arzt, ergreifend und hinführend) Hier! ehen Sie hier Ihre Hülfe! Sehen Sie hier, wie Sie Ihr

Wort erfüllten! — Da! da der Vater! Er ist dahin. — V
Schrecken über den Sohn stürzt' er nieder; (angstvoll umhergehen
— und dieser — dieser — der Sohn —

v. Brink. Ich bin außer mir. — Ha! was ist dies? W
soll ich muthmaßen?

M. Welldorf (wie vorher). Gott! — Gott! —

v. Brink (ungeduldig). Madame — Was dies ist? W
ich muthmaßen soll? (wartend) Werden Sie reden?

M. Welldorf. Mein Sohn — —

v. Brink (da sie athemlos einhält). Ihr Sohn? —

M. Welldorf. Ist fort — in die Wache geschlep
Der einzige Augenblick, den Sie säumten — den Sie zu sp
kamen — wird ihm das Leben kosten.

v. Brink (zurücktretend). Das Leben kosten?

M. Welldorf. O nur nach! Nach, oder — —

v. Brink. Das Leben kosten? — Warum das? W
wäre geschehen? Was hätt' er gethan? — (nicht ohne Heftigke
Nur erst Licht, daß ich einen Entschluß fasse! Soll ich de
ewig fragen?

M. Welldorf. Ah! der Unmensch, der uns hier ma
tert — —

v. Brink. Der Oberst?

M. Welldorf. Er selbst! Er selbst!

v. Brink. Nun? —

M. Welldorf. Er riß den Vater vom Bette. D
Sohn blieb seiner Sinne nicht mächtig, und fiel ihn an. (
hätt' ihn niedergestoßen, wenn nicht noch ich — nicht sein hi
stürzender Vater — —

v. Brink. Ich knirsche. — So hätte der Niederträchti

h erkühnt — (die Uhr herausreißend und nach der Stunde sehend) Er
ute, wider Ehre und Wort — —

M. Welldorf. Er hat ihn wegschleppen lassen; hat's m geschworen, ihn zu verderben. — Fort, wenn Sie Mög-chkeit sehen, daß Sie retten! — Nur Sie waren Ursach; Sie lein klag' ich an. Sie haben ihn auf Ihrer Seele, weil Sie ihm offnung gaben; denn hätt' er nicht Hoffnung gehabt — —

v. Brink (den Hut in die Augen druckend, und in sich). Also das - das war dein Plan? Du hast mich in Furcht jagen wol-t; und hast mir gezeigt, wie ich dir beikomme. Das allein ar die Kunst. — Aus Sache des Königs hast du deine ei-ne gemacht. Wir werden dann fertig werden. — Durch mmst du mir damit nicht; nein, bei Gott nicht!

M. Welldorf. Sie gehen? — Sie haben noch Hoff-ng übrig? — Sie wollen —?

v. Brink. Fort will ich. Fort. — Mich Ihrem Sohne chstürzen, Madame; und Eins von beiden: ihn retten, oder it ihm versinken. (Ab. Mad. Welldorf in's Seitenzimmer.)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Der Oberst mit Wache. Gleich hinterdrein v. Brink.

v. Brink (mit aufgerissener Brust und außer Athem). Endlich Endlich! Wer ihn nur sucht, wo er Uebels thun kann! — — (sich mäßigend, wie in der ganzen Scene) Auf wenig Augenblicke, Her Oberst! In den dringendsten Angelegenheiten! — Befehlen Sie bitt' ich, daß wir allein sind!

Der Oberst (ohne auf ihn zu achten, zur Wache). Ein Ende Worauf wartet Ihr noch? — Den Wagen voll Betten geworfen, und ihn hinein! Ohne Anstand!

v. Brink (vor das Seitenzimmer tretend). Herr Oberst! — In den dringendsten Angelegenheiten! Auf wenig Augenblicke! Abe allein!

Der Oberst. Allein! Wozu?

v. Brink. Sie werden die Nothwendigkeit finden; Si dürfen nur hören.

Der Oberst. Welche Nothwendigkeit? — (höhnisch) E scheint, Sie haben Geheimnisse.

v. Brink. Die hab' ich. Aber, dem Himmel sei Dank nicht die meinigen, denn die würden das Licht nicht scheuen die müßten lautwerden können vor allen Menschen. — — (Ihr

ier tretend und leiser) Lassen Sie uns hier allein seyn, oder es rd Sie reuen. Ich rede laut vor der Wache.

Der Oberst (sichtbar beunruhigt). Nun? Und die Folgen von? — (nach einigen Augenblicken) Aber es sei so! Ich will ie hören. — Doch, wenn Sie zum zweiten Male sich vergä= n — — (zur Wache, die abtritt) Entfernt Euch!

Zweiter Auftritt.

Der Oberst. v. Brink. Einen Augenblick dazwischen Madame Welldorf.

Der Oberst (immer in Unruhe). Sie waren vorhin schon kühn. Sie scheinen noch wenig begriffen zu haben, Herr uptmann, was Dienst ist.

v. Brink. O doch! doch! Wenigstens hab' ich begriffen, rr Oberst, daß ich dem Könige besser, als Andere, diene.

Der Oberst (sich in die Brust werfend). Als wer? Als wer?

v. Brink. Als Jeder, der ohne Menschlichkeit handelt.

Der Oberst. Ha! — Schon der Anfang zum Trotz! — ir wollen doch heute noch ausmachen, wer hier zu reden und urtheilen hat: ob Sie, oder ich? — Aber was wollen Sie t? Was ist vorgefallen?

v. Brink. Eine Kleinigkeit nur, ein Nichts. — (leicht und ächtlich hinwerfend) Ein Mann ohne Rechtschaffenheit hat sein ort gebrochen; und ein Thor, der ihm glaubte, ist betrogen rden. — — (lebhaft und dann hitzig) Sie wundern Sich? — dem er die Uhr herausreißt und sie ihm hinhält) Ich; ich bin der Thor! Daß ich auch Ihnen Ihr Wort heilig glaubte, ich Sinn=

loser! — Ihnen, der nichts Heiliges in der Natur kennt; de Väter im Angesichte der Kinder mißhandelt, und Sterbend von ihren Todtbetten aufreißt!

Der Oberst (hitzig). Wie nun? Welche Sprache?

v. Brink. Die Sprache der beleidigten Ehre!

Der Oberst. Daß nur nicht ich die Sprache des Be fehlshabers rede!

v. Brink. Dürfen Sie das? Kömmt's hier auf Dien und Pflicht an! — Wenn der Befehl des Königs Ihnen z zwingend schien, um mein Gesuch zu gewähren, so konnten Si reden, und ich hätte schweigen müssen. Ich kenne meine Schu digkeit, meinen Stand — (mit Verdruß) mein Verhältniß. – Aber weder Sie, noch ein Anderer soll durch seine Wortbri chigkeit mir selbst das Ansehn eines Verräthers geben.

Der Oberst (zurücktretend.) Eines Verräthers, mein Herr'

v. Brink. Das war mein Wort. Eines Verräthers! – und des nichtswürdigsten unter allen, der mit der Miene, a ob er helfen wollte, das Elend, das er fand, noch vergrößer — Mit dem Vater nun auch der Sohn im Unglück! Er, de ich mein Leben schuldig bin, durch mich, durch sein Vertrau auf meine Ehre, im Unglück! — Was hat er gethan, fra ich, daß Sie ihn wegschleppen lassen? ihn hingeworfen?

Der Oberst. Was er gethan hat?

v. Brink. Die heiligste seiner Pflichten erfüllt, dem Hi mel und seinem Herzen gehorcht.

Der Oberst. Der Elende! — Dinge hat er verüb Thätlichkeiten, die — —

v. Brink. Thätlichkeiten? — mit Gefahr seines Leben an Ihnen?

Der Oberst (zwischen den Zähnen). An mir!

v. Brink. Das gewinnt mich ihm ewig. — Und wenn h ihn wieder habe, will ich ihn an mein Herz drücken, sei er eich tausendmal ein Gemeiner! und will sein Freund seyn, so ng' ich athme! — — Treibt's nur fort, wie Ihr's anfingt! türmt nur bis in's Heiligthum der Natur! Tretet nur Als, was Menschen ehrwürdig ist, unter die Füße: und seht, as dann wird, Barbaren!

Der Oberst. Tod und Hölle! Auch Sie?

v. Brink (mit Innigkeit). Es ist ein rechtschaffener Sohn! aß er so willig sein Leben für seinen Vater d'ransetzte, das hrt mich mehr, als was er für mich that. Es ist ein rechtaffener Sohn! — Er soll mir frei, unverzüglich frei wern; oder bei Gott! — —

Der Oberst (wild). Ha! Noch ein Wort, und — —

v. Brink. Nicht so stürmisch, Herr Oberst! Treten Sie cht zu hoch, damit Sie nicht desto tiefer stürzen! — Wenn ie Ihr Glück, Ihre Ehre lieben, die ich in meinen Händen be — — Ha, Ihr Blick voll Erstaunens, Ihr Zittern! — — meinen Händen, sag' ich' in meinen Händen, Herr Oberst! (auf M. Welldorf zueilend, die aus dem Seitenzimmer hervortritt) Was 's? Wir müssen allein seyn, Madame, Sie müssen uns las. — Ich bürg' Ihnen für Ihren Mann, Ihren Sohn. Seyn ie ruhig!

M. Wellдorf (voll Angst seine Hand haltend). Und ist er i? — ist er sicher?

v. Brink (indem er sie zurückzwingt). Er ist's. Er ist's. Seyn ie ruhig!

Der Oberst (umhertreibend, halb voll Zorn, halb in Unruhe). Nein,

wo ich das länger dulde — mir das länger gefallen lasse — von einem Mann, den ich vorzog — der Alles bei mir gal und vermochte — —

v. Brink (spöttisch). Wer war das?

Der Oberst. Sie! Sie, der Sie nun trotzen!

v. Brink. Ich? —

Der Oberst. Der Sie auf Ihre Reichthümer, Ihr Haus auf den General, Ihren Oheim, trotzen.

v. Brink. O ja! Sie schildern mich, wie ich bin, nac dem Leben! — Ich erkenne Sie an dieser Seele, die Alles s klein denkt. — — Wollen Sie besser wissen, worauf ich trotze — Auf den Muth, mein Herr, womit ich für den König mei Leben wagte; auf die Reinigkeit dieser Hände, mein Herr, (indei er sie hinhält) die noch nie nach dem griffen, was Ihm gehörte.

Der Oberst (schnell). Wer griff darnach? — Tod un Teufel! Sie hätten den Muth —?

v. Brink (fest). Den hab' ich. Jedes Kind könnt' ih haben. — (mit bitterer Verachtung) Wer sind Sie?

Der Oberst. Ihr Chef! Ihr Oberst!

v. Brink. Und sind Sie werth, daß Sie's sind?

Der Oberst. So will ich verdammt seyn, wenn ich S länger trotzen lasse! — In Arrest! Ihren Degen!

v. Brink (sich fassend und abziehend). Sehr wohl! Hier i er. — (ihm in dem Augenblick, da er zugreifen will, in den Arm fallen Sie hätten die Kühnheit? — Ein einziger Griff Ihrer Ha bringt Sie um Ihre Wohlfahrt und Ihre Ehre. — Wenn S bei den vorjährigen Lieferungen den König bevortheilten — S wissen am besten, durch welche Einverständnisse; — wenn S auf Posten, die Ihnen vertraut wurden, der Erste waren, d

e verließ — ich erinnere Sie an die letzten Tage des letzten lückzugs; — wenn Sie glauben, daß Menschen da sind, die s auf jeden Wink Ihnen in's Angesicht sagen — denn der lende lebt nicht, der Sie nicht haßte: — zittern Sie dann! ittern Sie, diesen Degen zu nehmen! — Bei Gott sei's geworen! bei Allem, was einer rechtschaffenen Seele werth ist! Wenn Sie hier diesen nehmen, so will ich den Ihrigen vor hren Füßen zerbrechen sehen; und dann gern — geachtet von einen Richtern selbst — ein Opfer der ganzen Strenge unrer Gesetze werden. — — Sie kennen mich, hoff' ich. Da h's Ihnen einmal geschworen habe, so kann Sie jetzt nichts, ls ein Meuchelmord oder ein Wunder vom Himmel, retten. ch sage Jedem der hören will, schreibe an jede Wand — Ihre eschichte. — (plötzlich kalt) Und hiemit, mein Herr, steht Thun nd Lassen bei Ihnen. Ich bin das, was Sie zufrieden sind, uch zufrieden. — (ihm den Degen darbietend) Da hier! Da haben Sie mich!

Der Oberst. Ist man je — Hat man je —

v. Brink. Kein Wort mehr! Ein Ende gemacht! — Sind Sie der Mann, der Sie sollen, so dürfen nicht Sie or mir, so muß ich vor Ihnen zittern, und wenn mein aus das Erste des ganzen Königreichs wäre. — Sie haben ich in Ihren Händen, mein Herr. Nehmen Sie hin!

Der Oberst (umhertreibend). Ohne Beispiel! — Ein Hauptann das seinem Obersten? — Ohne Beispiel!

v. Brink. Mag's! Eins war immer das Erste.

Der Oberst. Ha, ich dürfte nicht noch bedenken —

v. Brink. Und was? Und was?

Dritter Auftritt.

Vorige. Luise.

Luise (bleich vor Erhitzung und außer Athem). Find' ich Sie! — Sind Sie —

v. Brink (sie nicht inne werdend). Bedenken? Sie dürfte[n] nicht noch bedenken? — Und was?

Luise. Mein Bruder — mein Vater —

v. Brink (wie vorher). Ihre Ehre steht auf dem Spiel Das Kostbarste auf Erden, ohne das Ihr Daseyn Ihnen an ekeln sollte. Und Sie reden noch von Bedenken? Bedenken?

Der Oberst (in tödtlicher Unruhe, zu Brink). Soll uns da Kind da — — (seitwärts, die Faust vor der Stirne) Verdammt! Wa[s] that ich?

v. Brink. Ha! — (zum Obersten) Das ist mehr als genug! — (zu Luisen) Ich bürg' Ihnen für Alles, mein Kind, ich bür[g'] Ihnen mit meinem Leben! Aber verlassen Sie uns! — (E[r] zwingt sie in die Seitenthür, und verschließt diese.)

Vierter Auftritt.

v. Brink. Der Oberst.

v. Brink (den Degen wieder an der Seite). Nun, mein Herr Nun? — weil Sie doch vorhin nach den Folgen fragten: — dem Könige, denk' ich, sollen nur Männer von Ehre diene[n] Kennen Sie die Gesetze der Ehre?

Der Oberst (die Hand am Degen und entschlossen). Ich kenne
. Fort!

v. Brink. Nicht die. Es giebt andere und bessere. —
it der Hand hin und her fahrend) Ich und Sie, so wie wir hier bei=
mmenstehen, sehen uns zu ähnlich. Sie verlassen den Dienst!
- Und wenn mich auch die Ehre des Standes, die mir heilig
, nicht verbände: — Schon, weil Sie der Unglücklichen mehr
chen würden; schon, weil durch Männer, wie Sie, des Kö=
gs Ehre gekränkt wird — denn, was Sie thun, das fällt
f Ihn; und die Ehre der Könige, wie unser Aller, ruht auf
rechtigkeit und auf Menschengefühl; — schon darum, sag'
Ihnen: Sie verlassen den Dienst! — Sie haben die Wahl
gen der Art, ob Sie's mit Ehre oder mit Vorwurf wollen?
ben Sie mir den gefangenen Sohn wieder, so soll das Ge=
mniß in dieser Brust ersterben; niemand bis an meinen letz=
: Hauch soll's erfahren. Mir liegt an Ihrem Unglücke nicht,
d Sie fordern dann Selbst Ihren Abschied. — Ueberliefern
e ihn dem Kriegsrecht: — wohl! Auf Ihre Gefahr! Dann
bt's auch für Sie, dann giebt's auch für mich Artikel.

Der Oberst (drohend, aber im innern Munde). Gefahr? Ge=
hr? — Wir wollen sehen, wer sie läuft: ich, oder — —

v. Brink. Genug! — (ihm nachfolgend, da jener abgeht) Well=
f wird frei, unverzüglich; oder bei Gott! — —

Fünfter Auftritt.

v. Brink allein.

Er geht? — Ha, ich dacht' es mir ja, ich dacht's! — Diese
lsüchtigen Hohnsprecher; diese fühllosen Menschenverächter;

wer sind sie? Eine aufgehobene Hand macht sie zittern. –
Aber doch — je mehr ich es überlege — bei Gott! es ist kei
kleines Spiel, was ich spiele! Wie, wenn er nun zu sich käm
wenn er Betrachtungen machte? — Der Beweis könnte m
schwer fallen, weil meine Zeugen dahin seyn könnten; und wer
er's nun darauf ankommen ließe; wenn er mehr seiner Rac
gier und seinem Stolze folgte, als seiner Furcht? — — (
ruhigt) Was sorg' ich? Mein wichtigster Zeuge lebt und
gegenwärtig: Er selbst! Ich bin sicher.

Sechster Auftritt.

v. Brink. Luise. Dann der Arzt.

Luise (von innen). Auf! auf! Um Gottes willen!

v. Brink. Die Tochter. (Er geht und öffnet.)

Luise (hervorstürzend). Wohl mir! Ich konnte nicht me
— Sein sichtbarer Todeskampf, sein emporfliegendes Herz, s
Röcheln — — Ich erstickte. Ich konnte nicht mehr. —
Ist Eduard frei?

v. Brink. Sie erschrecken mich. Sie sind in fürchte
cher Bewegung. — — Kommen Sie! Kommen Sie, Kind!
(indem er sie zu einem Stuhle führt) Werden Sie ruhig!

Luise (sitzend). Ist Eduard frei?

v. Brink. Er wird es. Ich erwart' ihn mit jedem A
genblicke.

Luise. Gott! Gott! So soll doch noch Einer leben!
O, da Sie schon das an uns thaten: da Sie das Schwe
und Wichtigste an uns thaten; — (die zitternde Hand gegen die

nbar) wenn Sie hineingingen? wenn Sie aus Uebermaaß Ihrer
üte — —

v. Brink (da sie inne hält). Wenn ich es Ihrer Mutter sagte?

Luise (seine Hände fassend). Ich bin unverschämt — Ich for-
re Dinge von Ihnen — ach! vergeben Sie mir!

v. Brink (gerührt). Vergeben? Ihnen Ihre Zärtlichkeit,
r edelmüthiges Zutrauen vergeben? — Wollte Gott, ich
nnt' Ihnen auch Ihren Vater retten! Ich wagte Alles darum.
Ein besseres Kind fand ich niemals. (Er geht hinein.)

Luise (allein, aufwärts blickend). Ich kann nicht. — Gedan-
n und Worte schwinden. Ich kann nicht. — Nur meine Angst
m ich fühlen. Nimm meine Angst für Gebet an! — (er
ocken, indem der Arzt heraustritt) Ich zittere. Was bringen Sie?
: es aus?

Der Arzt. Noch nicht. Noch ringt die letzte Kraft der
tur. Aber er ist nicht weit mehr von seinem Tode.

Luise. Und keine Rettung übrig? — Kein Mittel übrig?

Der Arzt. Was soll ich Hoffnung geben, wenn ich Sie
sche? Ich sehe keines. — — (Indem sie sich in den Stuhl zurück-
ft und ihr Gesicht in der Hand birgt.) Fassen Sie Sich! Gehorchen
e Ihrem Herzen, und beweinen Sie ihn! Er verdient Ihre
ranen. Aber fassen Sie Sich! — Wenigstens geben Sie
ner Sorge für Ihre Zukunft Raum! Ich lernte Sie ken-
n, um Sie verehren zu lernen. Ihre Treue, Ihre Sorgfalt,
re unermüdete Liebe haben Ihnen meine ganze Seele gewon-
n. — Sie werden belohnt werden; und glücklich der Mann,
die Versehung zum Werkzeug dazu erkohr!

Luise. Sie gehen?

Der Arzt. Wozu nützt' ich hier noch?

I.

Luise. O, wenn Sie uns jetzt verlassen! — So Mancher, der dem Tode schon übergeben war, kam ja in's Leben zurück. Versuchen Sie nur noch Etwas! noch irgend Etwas!

Der Arzt. Ist nicht Alles versucht? Ist die Kunst nicht verloren, wenn die Natur erschöpft ist? — (da sie ihn hält) Lassen Sie mich! Ich fliehe den Anblick der Sterbenden; und ich habe Recht, daß ich ihn fliehe. Ich sehe, schon so, des Elends der Menschheit zu viel. — (sanft sich loswindend) Lassen Sie mich! (Ab.)

v. Brink (zurückkommend, eine Thräne aus dem Auge trocknend). Die Unglücklichen! — Wie hat mir der Anblick das ganze Herz ergriffen! — Getrieben bis zu diesem Aeußersten, dieser Verzweiflung! und ohne Endzweck! — — (sich unruhig umsehend) Aber der Sohn — Ha! wo bleibt er? Er kömmt nicht?

Luise. Wer? wer? — Sie fürchten —?

v. Brink. Nichts. Nur getrost! Er wird kommen. — (vor sich, umhergehend) Wenn er den Muth hätte, der Elende; wenn er es wagte, ihn hinzuopfern — Rache, ohne Erbarmen! Aber er selbst — er, der Unglückliche, den ich retten wollte — — (zu Luisen) Nur getrost, sag' ich! Nur ohne Furcht! Er wird kommen.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Eduard.

Luise (ihn erblickend). Ja! Ja! Da ist er.

v. Brink (ihm entgegen). Mein Freund —

Eduard (stillstehend). So ein Ausgang — Ich bin frei durch Sie? — Wie war's möglich?

v. Brink. Frage mich nicht! — Laß Dich Furcht, Mit=
iden, Großmuth: laß Dich gerettet haben, was will! Ich muß
hweigen — — (ihn zu sich ziehend) Aber komm, Welldorf! komm,
nd sei auf immer mein Freund! — O wenn auch wir nun nicht
reunde wären! wir, die wir einander Alles danken!

Luise (gegen das Seitenzimmer, mit schwacher Stimme). Sie? —
eine Mutter!

Achter Auftritt.

Vorige. Madame Welldorf.

M. Welldorf (da beide hineinwollen, sie in der Thüre zurückhal=
d). Bleibt hier! Wo wollt Ihr hin, meine Kinder?

Eduard. Zu unserm Vater! Er lebt doch?

Luise. Sie schweigen? Sie wollen reden, und zittern?

M. Welldorf. Faßt Euch! Ergebt Euch, wie ich mich
gab! — Er ist hin, wohin wir ihm folgen werden. Ihr habt
n nicht mehr.

Luise. Er ist todt? todt? — Gott, mein Vater! (Sie
ſt sich in einen Sessel und weint. Die Mutter schleppt sich mühsam in
en andern.)

Eduard (nach mehreren stummen Augenblicken, mit erstickter Stimme).
dt! — Ich erwartete das. — Er ist dann frei, ist erlöst. Er=
cke Gott seine Seele! — — (wieder nach einigen Augenblicken, zu
ſen) Du weinst? — O, weine um mich, nicht um ihn! Nur
, der hier bleibt, ist elend.

v. Brink (seine Hand ergreifend). Welldorf! — Sage das
t! Es soll anders werden. — Bliebst Du elend, so wär's

nicht Wohlthat, Dich gerettet zu haben. Ich fing an; und so ist's Pflicht, daß ich vollende. — Du dienst wider Dein Vaterland, dienst mit Abscheu. Nimm hier meine Hand! Du sollst frei seyn. — (da Eduard fühllos dasteht) Du hörst nicht? Ich sage: frei sollst Du seyn.

Eduard (kalt und in Gedanken verloren). Vom Dienst? — Unmöglich!

v. Brink. Laß mir das über! Wer das Größere konnte wird das Geringere können. — Ich vermag's; ich habe Ein fluß; ich bin Dir's schuldig. — Aber hier — diese Unglück lichen, die mit Deinem Vater Alles verloren — Wer wird si durchbringen? erhalten?

Eduard (mit Feuer). Ich! ich! — nur Freiheit!

v. Brink. Aber im Anfang; jetzt im Anfang: wer da — — (ihn mehr zur Seite führend und leiser) Höre mich, Freund Als Du mich auf Deinen Schultern in's Lager trugst; da sam melte ich meine letzte Kraft, und bot Dir mit zitternder Han meine Börse. Du warfst sie mir verächtlich zu Füßen. S ein Dienst, riefst Du, will keine solche Belohnung. — Si hier noch einmal eine Mutter und eine Schwester weinen! I weiß nur zu wohl, daß ihrer Mangel und Kummer wartet. - (indem er ihm eine volle Börse in die Hand drückt) Wirfst Du mir au diese zu Füßen?

Eduard (sieht auf die Seinigen zurück, und nimmt sie). O nei Nein, bei Gott nicht! Ich danke.

v. Brink. Du entzückst mich. — Laß mich jedes Deiner B dürfnisse wissen! Habe Vertrauen zu mir! — Sieh, ich ha Reichthümer und Güter; und ihr schönster Genuß ist für mi daß ich meine Freunde zufrieden sehe. — Du weinst?

Eduard. Muß ich denn nicht? — Ich fühle wieder, daß
leben gut ist: und Er — — (indem er, mit ausgebreiteten Armen,
ngsam auf das Seitenzimmer zutritt.)

v. Brink (ihn sanft zurückhaltend). Laß ihn! Gönn' ihm seinen
wigen Schlummer! Er ist jetzt glücklicher, als wir Alle.

Eduard (mit Begeisterung aufblickend). Das ist er! Ich nähme
ie Welt nicht um den Gedanken. — Und gewiß! (indem er
rink's Arm ergreift) Er hat auch dort, was ich hier habe. Sonst
där's kein Himmel.

v. Brink (gerührt). Welldorf!

Eduard. Sie versöhnen mich mit den Menschen. Ich
ebte, wie in einer Räuber=, in einer Mörderhöhle. Ich ver=
bscheute sie alle.

v. Brink. Wie ungerecht warst Du! Wie ungerecht ge=
en sie und den Himmel! — Glaube mir: es wird Rechtschaf=
enheit unter Menschen wohnen, so lange Vorsehung dort oben
wohnt. — — Doch ich lasse Dich jetzt. Hemme den Schmerz
ieser Unglücklichen, und trage Deinen eigenen, als ein Mann!

Eduard. Das will ich. Das kann ich. — Ich bin ge=
ränkt bis in's Innerste; aber ich bin mit Gott und mit mir
ufrieden. Da trägt sich Alles. — — Sie gehen?

v. Brink. Schmerz ist gern ohne Zeugen.

Eduard. Nun wohl! wohl! — (ihm bis zur Thüre nach)
Nur das noch! das Einzige noch! Der unglücklichste Tag mei=
es Lebens war auch mein glücklichster. Ich fand an ihm eine
Seele — eine der edelsten, besten, die jemals aus Gottes Hän=
en gingen.

v. Brink (ihm die Hand drückend). Wir sehen uns wieder,
Welldorf — und öfter! (Ab.)

Letzter Auftritt.

Eduard. Madame Welldorf. Luise.

Eduard (jeder eine Hand bietend). Kommen Sie! — Komm!

M. Welldorf. Wohin?

Eduard. Dort hinein! Sein Anblick selbst soll uns trösten. — An seinem Sterbebette wollen wir unsere Hände verbinden, und uns ewigen Beistand schwören. — O nur froh, nur getrost! Noch ist nicht Alles verloren. Sie, meine Mutter, haben noch einen Sohn; Du, Luise, noch einen Bruder; und ich — (beider Hände an seine Brust ziehend und aufblickend) das Größte, was Gott uns geben kann: einen Freund!

Stratonice.

Ein Schauspiel.

Personen:

Seleukus, König von Syrien.
Antiochus, sein Sohn und Thronfolger.
Stratonice, Braut des Königs, Tochter des gefangenen Demetrius
Telesilla, Vertraute der Stratonice.
Erasistratus, Leibarzt des Königs.
Eumenetes, ein Sclave.

Scene: ein Zimmer im Palast des Seleukus.

Erster Auftritt.

Antiochus allein (halbliegend auf einem Ruhebette).

- Bin ich allein? Kann ich ihn wieder nennen, ihn wie-
r seufzen, den theuren, geliebten Namen: Stratonice? — —
h! Ihr Götter, wie ist das? Schwebt nicht ihr holdes Bild
mer vor mir? Ist's mir nicht allgegenwärtig? — Und doch
- wenn ich den Schall ihres Namens höre: wie fährt mir
n verzehrend Feuer durch alle Glieder! — Das ist schon Ohn-
acht, hoff' ich, schon Todesschwäche. Meine Kräfte sinken schon
n; die nahrungslose Flamme wird matter; bald, bald wird
zum letzten Mal aufzittern, um zu verlöschen: und dann,
r Götter — was kann der weniger bitten, den Ihr zum
hron bestimmtet, und der Euch Alles zurückgiebt? — laßt
ch einsam seyn, wie ich jetzt bin! Entfernt von mir jeden
orcher, jeden Verräther! Laßt mich noch einmal aus der Tiefe
r Seele seufzen: Stratonice! und mein Haupt senken — ster-
n. — — (sich herumwerfend, und schmerzlich) Unglücklicher! — die
egierde schon buhlt, der Gedanke schon buhlt. Und sie ist
raut Deines Vaters!

Zweiter Auftritt.

Antiochus. Erasistratus.

Erasistratus (in der Entfernung stillstehend). Prinz —

Antiochus (unmuthig). Schon wieder Störung? Du will' mich heilen, Arzt; nur die Einsamkeit kann mich heilen.

Erasistratus. Verzeih mir! Wenn nicht ein höhere Befehl mich hieherbrächte — —

Antiochus. Ein höherer? Von Seleukus? — Dan bleib'! Er ist Herr und ist König.

Erasistratus (näher tretend). Für Dich ist er mehr; i er Vater. — Um seiner Ruhe willen, mein Prinz! Deck' ih Dein Innerstes auf! Sage, warum Dein Leben, warum al Freuden des Lebens Dir so verhaßt sind? Sage, was Dich i Besitz aller Herrlichkeit, aller Hoheit — da Du den kühnst Deiner Wünsche nur aussprechen dürftest, um ihn erfüllt z sehen — was Dich zu dieser Schwermuth, diesem tödtlich Gram herabbeugt?

Antiochus. Weiß ich's selbst? — Mein Verhängniß

Erasistratus. Prinz! das ist Ausflucht, nicht Antwo — Sage: was entgeht, was gebricht Dir?

Antiochus. Nichts — nichts, Freund; und Alles.

Erasistratus. Du sprichst ein Räthsel.

Antiochus (die Hand auf dem Herzen). Hier —

Erasistratus (da er inne hält). Sollt' ich Dich versteher Solltest Du lieben?

Antiochus (unmuthig). Nenne das Wort nicht!

Erasistratus. So erkläre Dich mir! —

Antiochus. Wolltest Du einem Todten von Freuden re-
n? ihn zum Mahl, zum Tanz, zum Saitenspiel laden? —
er dies Herz ist erstorben. Der Quell der Glückseligkeit ist
trocknet.

Erasistratus. Unmöglich! In der Fülle der Jugend?
n Herz erstorben, wie Deines, so voll Wärme, voll Theil-
mung an allem Guten, an allem Schönen?

Antiochus (sich abwendend). Eben das macht oft elend.

Erasistratus. Warum verbirgst Du Dich wieder, deckst
der Dein Angesicht? — Bei den Göttern beschwör' ich Dich:
e! Irgend eine unbefriedigte Leidenschaft muß Dich martern.
Wenn Du so in Dich verloren da sitzest, den Blick auf die
de gesenkt; wenn Du auf der Stirne den Tod tragst, indem
n um die Lippen her lächelst; sage: was für Bilder schwe-
n da vor Dir? Was für Wünsche beschäftigen Dich?

Antiochus. Ach, Freund! Wenn ich von den Göttern
as erbitten dürfte — —

Erasistratus. Sprich aus! Was wär' es?

Antiochus. Ein kleines Feld — eine Hütte.

Erasistratus. Wie?

Antiochus. Glückseligkeit wohnt nicht in Palästen.

Erasistratus. Nein, mein Prinz! In dem Innersten
ferer Seelen wohnt sie. — Aber Du wolltest mehr sagen.
ie Hütte? Und in der Hütte? —

Antiochus (unmuthig). Verlaß mich!

Erasistratus. Edler, königlicher Jüngling! Zürne nicht,
ß ich in Dich dringe! Dein Reich hofft. Dein Vaterland
ſt. Die Weisesten nennen Deinen Namen mit Wohlgefallen.
s Kriegsheer sah Dich nie ohne Jauchzen. — So viele Hoff-

nungen wolltest Du täuschen? So viele gerechte, große E wartungen untergraben? — die Freuden alle, die das Schi sal Dir anbietet, zurückstoßen?

Antiochus. Freuden? —

Erasistratus. Die höchsten, seligsten eines Thrones

Antiochus. Sagt das ein Weiser? — Tritt hinzu, u sieh Deine Freuden zu Sorgen werden!

Erasistratus. Eins hängt am Andern, mein Pri Wer keine Sorgen hat, der hat keine Freuden.

Antiochus. Und was nennest Du so? — Purpur t gen? Schätze besitzen? von Festen zu Festen schwärmen?

Erasistratus. Nicht, was der Pöbel an Euch beneid Aber was selbst der Weise, wenn's ihm verliehen wäre, sein unschätzbarstes Kleinod hielte: Euren Beruf, Eure Pfli ten. Diesen Genüge zu thun, die Sorge für so viele Tause unabläßig auf der Seele zu tragen; die Früchte seiner Bem hungen, seiner Arbeiten, nicht im engen Kreise gemeiner Mens heit, sie in weitgestreckten Reichen zu sehen; Samen zu streu wo aus jedem Korn ganze Saaten entsprießen, indeß And nur siebenfach ärnten: das, Prinz, das nenn' ich Freuden Thrones; — nicht das Hinknieen der Unterthanen, den P pur, den leichtern Genuß jeder Wollust. — Wir nennen unsterblichen Götter selig. Warum? Weil ihre Tempel Erde füllen? Weil Wohlgerüche und Opfer auf ihren Altä dampfen? Weil ihnen der Held seine Beute, der Hirt s Erstlinge, jede Kunst ihre Blüthen darbringt? — Nein, A tiochus! weil von ihrem Himmel die Wohlthaten strömen, ren sich die zahllose Menschheit, deren sich, die ganze Leiter Wesen hindurch, alle Geschöpfe freuen! Nicht durch das s

selig, was sie empfangen, sondern durch das, was sie mit- ilen.

Antiochus (die Hand gegen ihn hinstreckend). Ach, Freund! enn es noch möglich wäre — — Aber sprich weiter! sprich iter!

Erasistratus. Also rührt' ich Dich, Prinz? — Und ch mußt' ich, um an Dein Herz zu dringen, erst den Weg er Deine Vernunft nehmen. — Laß mich unmittelbarer an ine Seele reden! Laß mich Dich bitten, des Königes, Deines ters, zu schonen! — Wie ein Donnerschlag traf ihn das ort: daß Du Dir alle Nahrung entzögst, daß Du sterben llteſt. Er schwieg, sah gen Himmel, und seufzte. Eine Thräne . auf seine Wangen herab. — Götter! es ist ein so guter ter.

Antiochus. So gut? —

Erasistratus. Unbegreiflich! Dein ganzer Blick wie- r verfinstert! Warum?

Antiochus. Muß ich nicht zürnen? — Nur ein so gu- Vater? Nichts mehr? — Ist die Sprache so arm, oder ine Seele so kalt, um nichts Stärkeres zu sagen?

Erasistratus. So will ich ihn denn den besten, lieb- chsten, gütigsten aller Väter nennen.

Antiochus. Wohl das! Nenn' ihn so, wann Du kömmst, nn Du weggehst! Das wird mir Muth geben und Stärke. — h, Freund! Sonst waren Könige immer nur kalte Väter.

Erasistratus. Aber der Deinige — lebt irgend einer Hütten, wo die ungeschwächte Natur noch alle ihre Rechte übt; irgend einer, der treuer, zärtlicher liebte? der mehr nk, mehr Gehorsam verdiente?

Antiochus. Keiner. — Keiner.

Erasistratus. Und, Prinz — der Beste der Väte sollte sich nicht des Besten der Söhne freuen? Für alle sein Zärtlichkeit, seine Wohlthaten wolltest Du ihm jetzt den töd lichsten Gram bereiten?

Antiochus. Nein! — Ich will sterben.

Erasistratus. Wie? Du willst sterben? — Was Di von Deinem Entschlusse abbringen sollte, könnt' ihn befestiger Würde denn irgend etwas den König mehr, als Dein Tod, b trüben?

Antiochus. Mein Leben!

Erasistratus. Ein neues Räthsel, und ein noch dun leres! —

Antiochus. Für Dich! — Für mich, Freund, ist's lich Wahrheit; licht, wie der Mittag. — Aber geh' jetzt! geh'! - Oder wenn Du nicht darfst, weil Du Befehl hast; nun, so la mich gehen! Ich brauche Ruhe. (Ab in ein Seitenzimmer).

Dritter Auftritt.

Erasistratus allein.

Wunderbar! — Aber fast entziffere ich sein Geheimniß. - Unbefriedigter Trieb nach Herrschaft? nach Ehre? Nein, d König verfehlt's. Ehrgeiz wäre finsterer, feindseliger, wilde — Er liebt! Er liebt! Woher sonst dieses wollüstig Schmach tende seiner Schwermuth? dieses Weiche und Schamhafte jed Tons? jeder Gebehrde? — Und doch — wenn der Günstlin des Schicksals, der Erbe des größten Thrones der Welt lieb

ein so blühender Jüngling! — warum dürft' er verzwei-
a? welches weibliche Herz würd' ihm fehlen? — Oder wenn
ihm fehlte; wo wäre die Unschuld, die nicht ihre Kälte zu
Schüchternheit, ihren heimlichen Gram zu wollüstigem Schmach-
verstellte? — Gleichwohl — Ha der Gedanke, den ich da
se! Würd' ihm nicht Eine, nicht die Braut seines Vaters
len? — Ich hab's! Ich hab's! Wenn er liebt, so ist sie's!
ne andere! — Mit halber Vernunft ließ sich das finden; und
mir's vielleicht zu nahe, daß ich es jetzt erst sehe? — Doch
: noch sicherer zu werden; um es so zu werden, daß Antio-
s in keine Gefahr, der eifersüchtige König auf keinen Ver-
ht gerathe — — (sich umsehend) Er kömmt.

Vierter Auftritt.

Seleukus. Erasistratus.

Seleukus. So vertieft, Erasistratus? — und allein?

Erasistratus. Der Prinz ist drinnen, König. Er wollte
'en.

Seleukus. Also sprachst Du ihn doch?

Erasistratus. Wenige Augenblicke.

Seleukus. Und wie schien er Dir? Heiterer? —

Erasistratus. Dann wär' ich's auch; aber —

Seleukus. Der Unglückliche! — Er raubt mir alle
he bei Nacht, und alle Arbeitsliebe am Tage. — Hätt' ich
je zu lieben geglaubt, wie ich jetzt fühle, daß ich ihn liebe?
Ich muß noch, ich muß ihn retten. — Sage: hast Du ihn
geforscht? hat er gestanden?

Erasistratus. Du weißt, König: seine Krankheit lieg
in der Seele.

Seleukus. Nun? —

Erasistratus. Und was Krankheiten dieser Art gefäh
licher macht, ist: das man sie liebt, sie verheimlicht, daß ma
vor der Besserung, als einem Uebel, zittert. — Hoffe nie, da
er bekenne!

Seleukus. Aber wie, wenn ich sein Uebel erriethe? wen
ich Vaters genug wäre, ihm mit der Befriedigung seiner Seh
sucht entgegen zu kommen? ihm Alles, Alles was er wünsch
zu gewähren?

Erasistratus. Dann freilich —

Seleukus. Und ich will's. Ich bin entschlossen dazu.

Erasistratus. Wenn Du inzwischen fehlrathen solltes
was bliebe übrig? — Das Einzige, denk' ich, daß man ih
gleichsam von ferne zu Hülfe käme, daß man unvermerkt se
ner Phantasie andere Richtungen gäbe; daß man die Kra
seiner eigenen Seele in's Spiel setzte, ob sie noch durch si
selbst sich reinigen, durch eigenen Umtrieb ihrer besseren Em
pfindungen das Gift aus sich herausstoßen könnte?

Seleukus. Wie das? Sprichst Du zu einem Arzt od
zu einem Krieger? — Sei deutlich!

Erasistratus. Man müßt' ihn, denk' ich, aufheiter
vergnügen.

Seleukus. Hat man's nicht schon? Haben nicht, se
den ersten Aeußerungen seiner Schwermuth, alle meine Hö
linge ihren Witz, ihre ganze Erfindsamkeit erschöpft, und Fes
auf Feste für ihn ersonnen?

Erasistratus. Feste — die sein Uebel nur noch ve

ehrten. Sie waren zu rauschend, zu prachtvoll. In ein trau=
ges Herz, mein König, muß sich die Freude, wie in ein gleich=
iltiges die Liebe, schleichen: durch bescheidene, durch scham=
ifte Reize. Zu üppiger und zu buhlerischer Reiz stößt nur
on sich.

Seleukus. So sprich! Rathe mir, was zu thun ist!

Erasistratus. Man müßt' ihn vergnügen, mein' ich,
, daß er das Vergnügen kaum argwohnte: — nicht geradezu
nen Schmerz bestürmen, lieber heimlich ihn untergraben; an=
ngen — mit wenig, mit Nichts; bloß mit einem zufälligen,
streuenden, holden Gespräche; mit — ach! ich weiß selbst
cht. — Männer taugen dazu weniger, König. Wie wollt'
, er hätte eine Freundinn — nur eine Mutter!

Seleukus. O, die hatt' er schon wieder; die hätt' er
r Wochen, wenn nicht mein Kummer — nicht die Un=
öglichkeit, irgend ein Fest zu feiern, bis ich erst ihn gerettet
e — —

Erasistratus (gleichsam vertieft). Also dächtest Du doch —

Seleukus (da er inne hält). Was? — Was?

Erasistratus (aufsehend). Ich glaubte, König, Du sprächst
n Deiner Verlobten — von Stratonice.

Seleukus. Nun? —

Erasistratus (wie zuvor). Und zu versuchen freilich wär's
t ihr immer. Eben sie vielleicht, mit ihrer Anmuth, ihrer
isten Gesprächigkeit — wenn sie ihn länger und öfter sähe
sie möcht' ihn zurückbringen können. Freilich nur sehr all=
ählich, nur schrittweis', indem sie bloß einigen Schimmer von
cht wieder in seine Seele brächte, indem sie ihn das Leben
r einigermaßen wieder als schätzbar empfinden ließe. — Zwar

auch dies Mittel — — Indeß, der verzweifelnde Arzt, mei
König, verschmäht am Ende keins, wie ungewiß der Erfol
sei. — Darf ich ihr Deine Gedanken eröffnen? Darf ich z
ihr gehen, und sie in Deinem Namen — —

Seleukus. Sei's! — Vielleicht, daß Du, als Zeu
meiner Freude, mit ihr zurückkömmst. Ich glaube, das Opf
entdeckt zu haben, das er gebracht wünscht, und ich bin berei
es zu bringen. — Indeß sei's! Lade sie ein!

(Erasistratus ab.)

Fünfter Auftritt.

Seleukus. Dann Antiochus.

Seleukus (in das Seitenzimmer rufend). Antiochus! — (i
dem er umhergeht) Bei dem Allen kein großes Opfer! Eine Ve
minderung meiner Last, meiner Sorgen! — Und wenn ich me
ganzes Reich dahingäbe, um einen Sohn zu retten: — hä
ich verloren oder gewonnen? —

Antiochus (furchtsam). König — —

Seleukus (ihn ansehend, nach einer Pause). Undankbarer!
das der Ton unter uns? Bin ich auch Dir nur König?

Antiochus. Mein Vater —

Seleukus. Komm! Setze Dich zu mir! Du zitte
(Er führt ihn auf das Ruhebett.) Ich sollte mit Dir zürnen, Ant
chus; aber mein Herz verbeut mir's. — Hättest Du Dich
meine Arme geworfen; hättest Du mit dem offnen Vertrau
das ich Dir nie unbelohnt ließ, die Hand nach meiner Kr
gestreckt, und sie versucht mir vom Haupte zu heben: — Jün

ng! Dein Vertrauen wäre mir theurer gewesen, als meine rone. — Doch keine Vorwürfe weiter! Auch ohne Dich mir ertraut zu haben, sollst Du besitzen, wonach Du schmachtest, nd sollst es noch heut besitzen. Ich hab's errathen.

Antiochus. Errathen?

Seleukus. Wenn Du erschrickst, so hab' ich's nur um mehr errathen. — Sei ruhig! War Dein Vater je grau- m? — Sieh, Jüngling! Ich habe Dein Leben durchspäht, abe geforscht, welche Neigung die Beherrscherinn Deiner Seele are; und ich bin gewiß, daß ich sie kenne.

Antiochus (seitwärts). Ihr Götter! —

Seleukus. Immer warst Du kühn, ehrsüchtig, feurig. as sagt mir Deine Liebe zu Kämpfen, Dein sichtbarer Triumph, enn Dein Wurfpfeil am weitesten flog, oder Deine Rosse zu- st das Ziel umjagten. Das sagt mir Deine Verzweiflung am age bei Ipsus, wo Dich Demetrius schlug, wo Du, bei aller reude meines endlichen Sieges, fühllos dastandst, und beim rohlocken des Heers Dir die Thränen im Augwinkel hingen. - Die Götter, erkenn' ich, haben Dir einen hohen, empor- ebenden Geist, den echten Geist eines Königs gegeben; und ein Geist will Spielraum, will Gegenstände. Eingekerkert ad gefesselt zu seyn, macht ihn verzweifeln. — — Du errö- est? Du schlägst die Augen nieder?

Antiochus. Daß die Scham mich entseelte!

Seleukus. Die Scham? — Macht' ich Dir Schwäche m Vorwurf? Hat der Starke sich seiner Kraft zu schämen? der weiß ich nicht, daß eine Seele in ihrer Kraft ersticken nn, wie ein Körper in seinem Blute? — Komm, Jüngling! nsere Vortheile gehen mit einander. Laß mich durch Erleich-

terung meiner Arbeiten fühlen, daß es Wohlthat ist, einen Soh zu haben. Nimm die Hälfte meiner Eroberungen, nimm all Provinzen des obern Asiens hin, und sei König!

Antiochus. Ich? Ich? — Mich schaudert.

Seleukus. Wovor? Vor dem letzten Ziele des Ehr geizes? Vor dem Gipfel der Hoheit?

Antiochus. Für den ich zu klein bin; auf dem ich ver schwinden würde. — Mit Dir, neben Dir — König?

Seleukus. Warum nicht?

Antiochus. Ah, mein Vater! Und wenn ich auch Kräft Verdienste hätte: der Schatten, der im Finstern Tageslicht wär wird zu Nacht an der Sonne. — Du erinnertest mich des Ta ges bei Ipsus.

Seleukus. Nun? —

Antiochus. Wer nicht Besonnenheit für Eine armseli Stunde hatte, wird er sie für die Dauer des Lebens haben Wer nicht zum Kleinern taugte, zum Feldherrn — wird zum Größern taugen, zum König?

Seleukus. Und doch ist Herrschen Deine Bestimmun Jüngling. Du bist geboren dazu.

Antiochus. Eben das ist meine Verzweiflung. I fühl's, ich bin ein Schwächling, ein Weichling.

Seleukus. Du? Du, den Hitze zu Fehlern hinriß, f die ich Dich umarmte? in denen ich Deine Größe vorhersa Denn große Tugend, Antiochus — was war sie je anders, a Feuer der Seele, durch Vernunft und Erfahrung gemäßig — — Aber ich fürchte, Du suchst nur Ausflüchte, Jünglin Du heuchelst.

Antiochus. Bei den Mächten der Unterwelt: nein!

Seleukus (scharf ihn in's Auge fassend). Du heuchelst!

Antiochus. So möge mein Leichnam kein Grab und
ein Geist keine Ruhe finden! — Ah! das ist mein Schick-
l, mein Vater: sehen, schmachten, und nicht erreichen können.
chwärmerisch) Alle Güte, alle Schönheit schwebt vor mir; aber
) Elender — am Rande eines Abgrundes steh' ich, und strecke
nsonst die Arme aus, und brenne umsonst hinüber. Ich möchte
oß seyn, als König, wie ich glücklich seyn möchte, als Mensch;
er — ich kann nicht.

Seleukus (finster). Du kannst nicht?

Antiochus. Wenn Du zürnest, mein Vater — —

Seleukus. Komm! Erniedrige mich nicht durch Arg-
ohn, als ob ich Dir Schlingen legte. Sei so aufrichtig, wie
! — Hättest Du Deine Hand auf einen Altar gelegt; Du
ürdest die Majestat der Götter fürchten und Wahrheit reden.
- Sieh, Jüngling! Hier liegt sie auf der Brust Deines Va-
s; an seinem schlagenden Herzen liegt sie. Auch diese Stäte
heilig. — Schleuß mir Dein Innerstes auf! Rede Wahr-
it, oder — —

Antiochus. Ich hab' es!

Seleukus (wild, indem er seine Hand zurückwirft). Antiochus! —

Antiochus. Ah! vergieb mir, mein Vater!

Seleukus. Vergeben? Wer bis an die äußerste Gränze
r Liebe ging, der hat nur noch Einen Schritt bis zum Hasse.
der meinst Du, ich sollte den nicht hassen, der mich ärger
s tödtet? mich schändet? mich zum Abscheu der Welt macht?

Antiochus. Ich Dich? — Nimmermehr!

Seleukus. Wie sonst? — Nicht als Thoren, als Opfer
iner Tyrannei wird man Dich ansehen. In heimlichen Grau-

samkeiten des Vaters wird man die Ursache von der Verzweif
lung des Sohnes suchen; und fühlst Du die Schande diese
Verdachts? — Wenn die Könige der Barbaren ihre Brüde
würgen und ihre Söhne schlachten, so mischt sich Mitleid i
unsern bittern Abscheu, und wir sagen: es sind Barbaren! Abe
wenn ich, ich ein Grieche — zur Menschlichkeit und zur Weis
heit erzogen — in Verdacht Deines Mords gerathe, in Ve
dacht von Grausamkeiten, die so gut sind als Mord — (niede
tretend) Ah! es tödtet mich, das zu denken. Jede glorreiche Th
meines Lebens wäre befleckt, verfinstert, vernichtet.

* * *

Sechster Auftritt.

Antiochus. Seleukus. Hiezu kommen Erasistratus
und Stratonice mit ihrer Vertrauten Telesilla.

Stratonice ist erschrocken und verlegen über die Erkläru
des Königs, seine Vermählung mit ihr nicht länger aufschieb
zu wollen. Sie sucht seinen Zorn gegen Antiochus zu besän
tigen, und versteckt sich hinter den Vorwand, daß sie für d
Königs eigene Ruhe sorge, und daß die Dankbarkeit für d
was Antiochus ihrem gefangenen Vater bewirkt habe, sie v
pflichte, sich seiner anzunehmen.

Der Arzt will, daß der Prinz, der über Stratonicens A
blick wie ohnmächtig da liegt, sich mit einem Becher We
stärke. Er ruft den schon im Vorzimmer wartenden Scla
Eumenetes.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Eumenetes.

Der Prinz schlagt die Stärkung aus, bis der Vater bittere Anmerkungen über seinen Starrsinn, seine Lieblosigkeit macht. Jetzt laßt er den Becher bis zum Ueberschwellen füllen, und thut ein Gebet für seinen Vater an die Götter. Er zittert; und statt, beim Libiren, nur Tropfen auszugießen, verschüttet er Alles. Seleukus, halb gerührt, halb erzürnt, fragt: ob er ihm nun fluchen, oder ihn segnen solle? und wirft sich unmuthig, das Gesicht mit der Hand verdeckt, in einen Sessel.

Nun laßt Stratonice den Becher noch einmal füllen, spricht dem Prinzen mit innigster Rührung zu: daß er um seiner selbst, um des Königs, um ihrentwillen sich die nöthige Stärkung nicht versagen wolle. Sie weint; und der Arzt will ihr den Wein wieder nehmen, weil sich ihre Thränen damit vermischt haben. Hier reißt der Prinz ihn weg, und leert ihn bis auf den letzten Tropfen.

Kaum verbirgt noch Stratonice ihr Erstaunen und ihr Entzücken über diesen Beweis seiner Liebe. Telesilla! ruft sie; er sinkt. Nur ein Wink dieser Vertrauten macht sie wieder scheinbar ruhig. Der Prinz, den Becher an seine Brust drückend, sagt zum Arzt, der ihn abnehmen will: Arzt! in diesen Kelch meine Asche!

Eumenetes, auf einen Wink des Arztes, entfernt sich. Jetzt will der König den Sohn umarmen; dieser wird über den Anblick und die Liebe des Vaters erschüttert, entreißt sich ihm, und taumelt ab in sein Seitenzimmer. Der König folgt, nach einem Ausdruck des Erstaunens, ihm nach; und dem König der Arzt.

Achter Auftritt.

Stratonice, mit Telesilla allein.

Kaum hält noch die letztere jene zurück, die in ihrer Verwirrung bloß ihrem Herzen folgt, und auch dem Prinzen nach will. Telesilla beruhigt die Prinzessinn über den Zustand des Antiochus, durch die wahre Bemerkung: daß Er, der zu deutlich seine Liebe verrathen, sich vor dem Vater verbergen wolle.

Stratonice umarmt Telesilla; noch herrscht in ihrem Herzen, bei dem Tumult ihrer Empfindungen, ganz vorzüglich das Entzücken, sich von dem Besten der Menschen geliebt zu wissen. Telesilla stellt ihr vergebens die Gefahr ihrer Liebe vor, fleht sie vergebens, sich zu mäßigen. Sie erkennt einen Augenblick ihr Unglück; aber noch bricht ihre überwiegende Freude hervor. Erst der Gedanke an Antiochus Leiden, den Telesilla bei ihr weckt, macht den Kummer in ihrer Seele herrschend.

Von so widrigen und so heftigen Empfindungen unterdrückt droht sie niederzusinken; Telesilla will sie in den Sessel führen in dem der König saß: sie widerstrebt. Dort, dorthin, sagt sie und zeigt auf den Sitz des Prinzen, wirft sich hin, und zerfließt in Thränen; schweigt, wird endlich durch Telesillens Vorstellungen vermocht, sich zu entfernen: Der Vater werde zurück kommen; sie werde sich durch den Anblick selbst verrathen, werde nicht bloß sich, auch den Prinzen in Gefahr und Unglück bringen. Nun geht sie.

Neunter Auftritt.

— — — — — — —

Der Diamant.

Ein Lustspiel.

Personen:

Frau von Gercourt.
Herr von Gercourt.
Graf von Tourmont.
Henriette, Kammermädchen der Frau von Gercourt.
Herr von Mirvault, Bruder des Herrn von Gercourt.
Israel, ein Jude.
Dumont, Kammerdiener der Frau von Gercourt.
Champagne, Bedienter des Herrn von Gercourt.

Scene: Zimmer der Frau von Gercourt.

Erster Auftritt.

Israel. Henriette.

Israel (hineinsehend).

Jüngferchen! Jüngferchen!

Henriette. Wer ist da? — Er, Herr Israel? Nur rein!

Israel. Ihr unterthäniger Diener, mein liebes Jüngfer=en! Wär's erlaubt, mit Ihr zu schwatzen ein Wörtchen?

Henriette. Was bringt Ihn denn zu uns, Herr Israel? at Er etwa was Neues zu verschachern? Ist es was Hüb=es? —

Israel. Das sollt' ich glauben, Jüngferchen. Etwas ares! Etwas Rares! — Und für ein Spottgeld! Es ist funden für's Geld.

Henriette. Was denn? — Was denn?

Israel. Ein sehr kostbarer Diamant! Er ist werth unter rüdern seine dreitausend Reichsthaler; und ich will ihn weg=ben — wie gesagt — für ein Spottgeld, für nichts.

Henriette. Für nichts? — Die Bedingung, Herr Israe wäre annehmlich.

Israel. Seh' Sie nur! Seh' Sie nur! Sie versteht Si doch wohl auf Diamanten?

Henriette (besieht ihn). Es ist ein Ring, wie ich sehe. —

Israel. Wie Sie sagt! Ja ein Ring! — Sie verste Sich sehr wohl darauf, Jüngferchen. Es ist wirklich ein Ring

Henriette. Und ein recht schöner! Aber der Preis? —

Israel. Was für ein Wasser er hat! Was für ein Feu er hat! Wie er blitzt! Wie er spielt!

Henriette. Aber der Preis? —

Israel. Nu der Preis! der Preis! — Verschenken wi ich ihn, wenn er nicht werth ist seine dreitausend Reichsthaler.

Henriette. Dreitausend Reichsthaler?

Israel. Aber weil er einer Dame gehört, die Geld brauch die eine Spielschuld bezahlen soll — Versteht Sie mich, Jün ferchen?

Henriette. Vollkommen, Herr Israel.

Israel. So will ich ihn geben für's halbe Geld, fi funfzehnhundert Reichsthaler. — Wo ist denn die gnädige Fra Könnt' ich nicht mit ihr sprechen?

Henriette. Wart' Er nur! Sie wird den Augenbl da seyn.

Israel. Ich will warten, Jüngferchen. Red' Sie i zu! Red' Sie ihr zu! Es soll Ihr Schade nicht seyn. E soll auch Ihr Profitchen haben, wenn Sie ihr zured't.

Henriette. Da kömmt sie, Herr Israel. (Ihm den Ri zurückgebend) Wir wollen's schon machen. Nehm' Er nur hin

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gercourt.

Frau von G. Was ist das da für ein Mensch, Hen=
ette? (in einem verächtlichen Tone.)

Henriette. Es ist Herr Israel, Ihre Gnaden.

Frau von G. Ach! Es ist wahr. — (Sich setzend) Was
ill Er? Was bringt Er?

Israel. Etwas Rares, Ihro Gnaden. Ich komme Ihnen
leisten einen Dienst, einen großen Dienst.

Henriette. Er bringt Ihnen einen ganz vortrefflichen
iamant. — Wenn Ihre Gnaden ihn nur ansehen wollten —

Frau von G. Einen Diamant? — Nein, ich mag ihn
cht ansehen.

Israel. Warum denn nicht? Warum denn nicht anse=
n, Ihro Gnaden? — Man hat ja das Ansehen umsonst. —
nen so kostbaren, kostbaren Stein!

Frau von G. Nun, so zeig' Er! Er ist wirklich nicht
lecht, Henriette. — Aber nicht wahr? Mein mittelster Dia=
nt ist doch schöner?

Henriette. Nein, in der That nicht, Ihre Gnaden. Ver=
ben mir Ihre Gnaden.

Frau von G. Du hast Recht; er hat ausnehmend viel
uer.

Henriette. O er spielt; er spielt — In meinem Leben
b' ich nichts Schöner's gesehen.

Israel. Und kostet — ein Butterbrot, Ihro Gnaden.
n Butterbrot!

Frau von G. Wirklich, ich verliebe mich ganz darein — Ich denke, er würde mir unvergleichlich stehen — Ich ließ ihn gewiß nicht da in dem Ringe.

Henriette (zu Israel). Nun so sag' Er doch der gnädigen Frau —

Israel. Wenn ich soll sagen, als ein ehrlicher Mann auf mein Gewissen — Spottwohlfeil, Ihro Gnaden! Dreitausend Reichsthaler!

Frau von G. Dreitausend Reichsthaler! Das ist viel Geld, Israel. — Ich mag ihn nicht länger ansehen (aber ohne ihn wegzugeben).

Israel. Gar kein Geld! Gar kein Geld! — Keinen Pfennig will ich haben, wenn er nicht werth ist seine dreitausend Reichsthaler.

Henriette. Aber so mach' Er doch! Sag' Er doch den genauesten Preis! —

Frau von G. Wozu, Henriette? Es wird nicht nöthig seyn. — (Immer den Stein besehend) Ich will nichts weiter hören.

Israel. Den genauesten Preis? — Er ist werth seine dreitausend Reichsthaler: ich sag' es noch einmal; aber weil Ihro Gnaden sind, und weil die Dame Geld braucht, der er gehört, so sollen Ihro Gnaden ihn haben für's halbe Geld.

Frau von G. Für funfzehnhundert Reichsthaler? — Das machte an Louisd'or?

Israel. Gerade dreihundert — Auf ein Haar!

Frau von G. Dreihundert Louisd'or! — Das ist eben nicht theuer, Henriette. Was meinst Du?

Henriette. Gar nicht theuer. Für das Geld würden Ihre Gnaden ihn immer wieder anbringen können.

Frau von G. Er ist unvergleichlich. Er gefällt mir nz außerordentlich. In der That!

Israel. Ja, das will ich glauben. So ein Stein, so Diamant!

Henriette. Nun dann! Ihre Gnaden müssen ihn neh=n. Sie müssen ihn kaufen.

Frau von G. (seufzend). Womit? Ich habe kein Geld, nriette.

Israel. Auch keine Sachen? Ich nehme sie an, Ihro naden. — Gold, Silber, Perlen, schöne reiche Kleider. — h bezahl's gut. Keiner besser, als ich.

Frau von G. Nein, ich kann nichts verkaufen. — Wie glücklich bin ich!

Henriette. Wenn aber der gnädige Herr —

Frau von G. Mein Gemahl? Ja, da hätt' ich mich den Rechten gewandt! — Da, Israel! (den Ring zurückgebend) mag ihn nicht länger ansehen. Nehm' Er ihn wieder!

Israel. Sie thun Unrecht, Ihro Gnaden; sehr Unrecht! e bekommen in Ihrem Leben nicht wieder zu Gesichte einen chen Diamant. In Ihrem Leben nicht wieder.

Frau von G. Weg! Geh' Er! — O ich bin so är=lich, Henriette; ich möchte — —

Henriette. Noch ein Augenblickchen, Herr Israel!

Israel. Nun ja! ja! Bin ich denn etwa schon wegge=gen? —

Henriette. Ich habe einen Einfall, Ihre Gnaden. Der af von Tourmont, dächt' ich, sollte Ihnen die funfzehnhun=t Thaler schon vorschießen.

Frau von G. (lächelnd). Der Graf von Tourmont? —

Henriette. Warum nicht? Sie würden sie ihm nac Ihrer Bequemlichkeit wiedergeben.

Frau von G. Wenn nur der Graf — Aber wirklic Henriette, Du bist doch ein Mädchen, das Einfälle hat.

Henriette. Ach! In meinen eigenen Angelegenheite niemals; aber für Ihre Gnaden — Es ist ein so vortreffl cher Kauf, und ich wollte nicht gern, daß er Ihnen aus de Händen ginge.

Frau von G. (kaltsinnig). Der Umstand ist nur, daß i den Grafen — — Glaubst Du denn wohl, daß er es ger thäte?

Henriette. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Er kennt Ihre Gnaden noch nicht so lange. Und überdies werden S ihm den Willen schon machen, wenn Sie Selber nur wollen

Frau von G. Da steckt's, Henriette. Ich mache m aus ihm nicht sehr viel.

Henriette. Aber doch aus keinem andern mehr, als a ihm? —

Frau von G. Das ist wahr. Also aus Noth! — (wird gewiß den Augenblick bei mir seyn. Ich will einen Za mit ihm anfangen.

Henriette. Vortrefflich! Und der Ring stiftet nachh die Versöhnung. Nicht wahr?

Frau von G. O Du denkst wohl, daß ich mir ihn w schenken lassen?

Henriette. Nicht doch! Nur das Geld wollen Sie v gestreckt haben. Das ist es alles.

Frau von G. Sonst nichts, Henriette!

Henriette. Und wenn mir Recht ist — (sie tritt an's Fenst

seine Kutsche, Ihre Gnaden. Er ist's! Ich will unsern Juden nur erst geschwinde im Vorgemach verstecken, und dann zu rechter Zeit wieder hereinkommen. Sie werden mir schon ein Zeichen geben, wann er erscheinen soll.

Frau von G. Gut, gut, Henriette! — Geh' Er nur, Israel. (Israel mit Henriette ab.)

Dritter Auftritt.

Frau von Gercourt. Dumont. Der Graf.

Dumont (anmeldend). Der Herr Graf von Tourmont, Ihre Gnaden — — (Wieder ab.)

Frau von G. Wie, Herr Graf? Sie? (indem sie aufsteht.)

Der Graf. Unterthäniger Diener, Gnädige Frau! Wie geht's denn? Wie ist's denn? Nicht wohl? — Sie kommen mir ja ganz krank vor, ganz schwach?

Frau von G. O mir fehlt nichts, mein Herr. Aber wie bin ich denn so glücklich, Sie heute bei mir zu sehen?

Der Graf. Welche Frage! Als ob ich irgendwo lieber wäre, als hier bei Ihnen! — Ach! wenn Sie wüßten, Gnädige Frau, mit welcher Ungeduld ich den Augenblick erwarte, wo ich Sie sehen kann — —

Frau von G. Mich? Das ist sonderbar. Ich schwöre Ihnen, daß ich jeden Andern eher erwartet hätte, als Sie.

Der Graf. Was wollen Sie damit sagen, Gnädige Frau? Sie machen mich ganz bestürzt. Sie bringen mich zur Verzweiflung.

Frau von G. Ei nicht doch! Nicht gespottet, mein Herr! — Freilich haben Sie glauben können, daß ich für Sie Empfindungen hätte, daß ich vielleicht auch fähig wäre, Sie einmal zu lieben — —

Der Graf. Und wie? Sollte ich mich betrogen haben? — Sie machen mich zittern, Gnädige Frau.

Frau von G. Zittern, mein Herr! Sie müssen mich ausreden lassen. — Sie können mich vielleicht auch für liebenswürdig gehalten haben; aber oft denkt man morgen nicht mehr, wie man heute denkt; es giebt der Damen, die zu gefallen wissen, so viel: und warum sollte es nicht unter den Vielen auch eine geben, die Ihnen besser, als ich, gefiele?

Der Graf. Ich begreife nicht, Gnädige Frau —

Frau von G. Aber ich! Ich begreife sehr wohl. — Ich bin freilich eine ganz eigene Frau, wenn ich liebe; das männliche Geschlecht hat gern lebhaftes Frauenzimmer; mir ist diese Lebhaftigkeit nicht gegeben. — Es ist ja Ihre Schuld nicht, Herr Graf. — Warum sollten Sie nicht, wenn Sie besser ankommen können —

Der Graf. Besser ankommen, Gnädige Frau! Ich bitt Sie aber — —

Frau von G. Die Frau Präsidentinn ist schön, sie is lebhaft; sie gefällt Ihnen. — Wenn ich eine Mannsperson wäre ich glaube, sie würde mir selbst gefallen. Was kann ich Ihnen denn für Vorwürfe machen?

Der Graf. Die Präsidentinn, sagen Sie? — Eine Frau mit der ich in meinem Leben kaum Einmal gesprochen habe!

Frau von G. Wie? Sie wollen es läugnen? — Haben Sie nicht gestern, gestern während der Abendmahlzeit — —

Der Graf. Nun ja! ja! Sie hat mich gefragt, wann
 nach Versailles ginge: und ich habe ihr geantwortet, daß ich
 noch nicht sagen könnte.

Frau von G. Unschuldig genug! Aber die Augen —
, mein Herr, ein gleichgültiges Frauenzimmer sieht man nicht
an, als ob man es durch und durch sehen wollte; auch drängt
an sich nicht so zu, um ihm nach dem Abendessen die Hand
küssen, wenn man ihm sonst nichts zu sagen hat. — Doch,
as geht das mich an, Herr Graf? Ich bin wahrhaftig nicht
ersüchtig. Wahrhaftig nicht!

Der Graf. Nein, das seh' ich leider! Dazu bin ich
hnen zu gleichgültig.

Frau von G. Zu gleichgültig? Das nicht. Ich habe
eundschaft für Sie, Herr Graf.

Der Graf. O nicht weiter in diesem Tone! Ich kann
n nicht aushalten, Gnädige Frau. Ich beschwöre Sie, Gnä=
ge Frau. — Wenn ich irgend einem andern Frauenzimmer
geben bin, außer Ihnen, oder für irgend ein anderes leben
ll, als für Sie — —

Frau von G. Keine Betheuerungen, mein Herr! Ich
üßte die Männer nicht kennen. Sie reden alle in diesem
ne.

Der Graf. Das kann seyn, Gnädige Frau; aber kein
zsiger —

Frau von G. So eifrig, so dienstfertig gegen die Frau
räsidentinn! — Ich muß es Ihnen nur sagen, mein Herr:
 hat mich verdrossen; recht sehr verdrossen. Gegen eine Frau,
 Sie kaum kannten.

Der Graf. Ei, Madame! Hatten Sie mir nur einen

einzigen Wink gegeben! Ich bin des Todes, wenn ich Ihne
nur den geringsten Verdruß darüber angemerkt habe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Henriette. Israel.

Henriette. Sie haben geklingelt, Ihre Gnaden?

Frau von G. Nein, Henriette. — Aber was soll da seyn? Warum läßt Du mir da den Menschen hereinkommen?

Israel. Etwas Schönes, Herr Graf! Etwas Kostbare Eine Galanterie für die Gnädige Frau! Etwas Wohlfeiles!

Der Graf. Was ist's? —

Frau von G. Ich will es nicht, sage ich. — Henriett so schafft mir doch den Menschen vom Halse! Ich bitt' Euch

Henriette. Aber lassen Sie doch den Herrn Grafen n ansehen! Er ist ein Liebhaber von Diamanten.

Israel (zum Grafen). Es ist ein Diamant. Ein sehr kos barer Diamant. — In der ganzen Welt sehen Ihro Gnad nicht wieder einen so kostbaren Diamant.

Der Graf. Laß sehen, Jude!

Frau von G. Was wollen Sie nun daran sehen, He Graf? Ich brauche ihn nicht. Ich versichere es Ihnen.

Der Graf. Er ist sehr schön. — Wie hoch hältst I ihn, Jude?

Israel. Das will ich dem Herrn Grafen sagen. D Herr Graf kennt mich sehr gut. Der Herr Graf erinnert Si noch: In Metz! Ich war sehr bekannt in Metz. Bei de Regimente in Metz.

Der Graf. Gut! Gut! Mach' ein Ende!

Israel. Nu, so sag' ich, Herr Graf: so wahr ich ein ude bin, und so wahr mein Name ist Israel — der Diamant t werth seine dreitausend Reichsthaler. Aber weil ich hoffe, och ferner zu handeln mit Ihro Gnaden, so will ich ihn lassen hro Gnaden für funfzehnhundert Reichsthaler.

Der Graf. Wie sagst Du? Für funfzehn —

Israel. Für funfzehnhundert Reichsthaler. Nu! Ist das eld? — Ich mach' es hübsch mit dem Herrn Grafen. Ich abe ja schon so oft mit dem Herrn Grafen gehandelt.

Der Graf. In meinem Leben nicht, Jude.

Israel. Ei ja doch! In Metz! In Metz!

Frau von G. Ich sag' es noch einmal, Herr Graf: ch brauche ihn nicht.

Der Graf. Was meint Sie denn, Henriette? Wäre as wirklich wohlfeil?

Henriette. Wirklich, Gnädiger Herr.

Israel. Gefunden ist es. Spottwohlfeil ist es.

Der Graf. Warum nehmen Sie ihn denn nicht, Gnä= ge Frau? —

Frau von G. Weil ich der Diamanten genug habe.

Der Graf (vor sich). Ich merke etwas. — Finden Sie n denn nicht schön, Gnädige Frau?

Frau von G. O ich hab' ihn so genau nicht ansehen ögen. Man geräth nur in Versuchung, und — —

Der Graf. Betrachten Sie ihn! Mir scheint er aus= hmend viel Feuer zu haben —

Israel. Nu ja! ja! Wie Ihro Gnaden sagen. Aus= hmend viel Feuer!

Der Graf. Und wenn er Ihnen gefällt, so müssen Si Sich nicht lange bedenken. Sie müssen ihn nehmen.

Frau von G. Er ist allerliebst. Aber — —

Der Graf. Aber vielleicht sind Sie eben jetzt nicht be Gelde?

Frau von G. Nein, ich mag ihn nicht; will ihn nich Wozu brauchte ich ihn? Weg damit, Israel!

Der Graf. Wie, Gnädige Frau? Eine so gute Gele genheit wollten Sie aus den Händen lassen? — Hören S nur! Ich bezahle ihn, und Sie geben mir das Geld nach Ihre Bequemlichkeit wieder.

Frau von G. Nicht doch! Ich will Niemanden schul dig seyn.

Der Graf. Aber doch mir? Nicht wahr? — Wo i denn der Mensch, der Niemanden schuldig wäre?

Frau von G. Weder Ihnen, Herr Graf, noch son Jemand. — Es müßte denn etwa in Fällen seyn — —

Der Graf. Kommen Sie! Nehmen Sie ihn! Wen er Ihnen künftig nicht gefällt, so geben Sie mir ihn wiede sonst bezahlen Sie mich nach Ihrer Bequemlichkeit. Imm nehmen Sie ihn, Gnädige Frau. — Du, Israel, geh' un warte auf mich! Ich fahre wieder nach Hause, und will Di bezahlen.

Israel. Gut! Gut! Also behalten Ihro Gnaden d Diamant? —

Frau von G. Nun, weil der Herr Graf es so will. - Aber in Wahrheit, mein lieber Graf, ich weiß noch nicht, wa ich Sie werde wiederbezahlen können. Wir müssen noch weit darüber sprechen.

Der Graf. Welche unnöthige Umstände! —

Israel. Herr Graf — Ihro Gnaden — Jüngferchen — Ich empfehle mich Ihnen.

Der Graf. Warte, Israel, warte auf mich!

Israel. Warum denn nicht? Ich will warten, Herr Graf. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf. Henriette.

Frau von G. (den Ring betrachtend). Sehr schön! In der That! Und ich glaube, für das Geld auch noch wohlfeil genug! Nur fürcht' ich, Herr Graf — In Wahrheit, wenn Sie darüber in die geringste Verlegenheit geriethen —

Der Graf. In gar keine, Gnädige Frau! In gar keine! Ich schwöre es Ihnen.

Frau von G. (indem sie ihn von sich hält, und ihn spielen läßt). Findest Du ihn nicht auch sehr schön, Henriette?

Henriette. So schön, Ihre Gnaden, — so schön, — daß es unverantwortlich gewesen wäre, ihn fahren zu lassen.

Frau von G. Ach mein Gott! Das ist mir aber nicht eingefallen. Nun bedenke ich's erst. Es ist so gut, als ob der Ring gar nicht mein wäre; als ob ich ihn gar nicht hätte.

Der Graf. Wie das? Wie das?

Frau von G. Ich muß ihn hinlegen. Ich darf ihn wahrhaftig nicht sehen lassen.

Der Graf. Warum aber nicht? —

Frau von G. Mein Gemahl kennt alle meine Diamanten;

und er giebt mir viel zu wenig, als daß ich mir solche Kostbarkeiten anschaffen könnte. Er weiß das nur mehr als zu gut.

Der Graf. Verwünschter Umstand! — Was wollen Sie machen, Gnädige Frau?

Frau von G. Ich bin in Verzweiflung darüber. Ich muß ihn wieder weggeben. Der Jude muß ihn wieder zurücknehmen.

Der Graf. Aber, Gnädige Frau — Ja beim Himmel ich hab's. Das ist ein herrlicher Einfall. — Hören Sie, hören Sie nur! Der Jude muß ihn wirklich wieder zurücknehmen.

Frau von G. Nun? Und dann? —

Der Graf. Und dann muß er ihn an ihren Herrn Gemahl für hundert Louisd'or wieder verschachern. Hundert Louisd'or ist kein Geld; dafür kauft er ihn gewiß: und wenn er ihn kauft, für wen wird er ihn sonst kaufen, als für seine Gemahlinn? — Was däucht Ihnen dazu?

Frau von G. Wirklich, Herr Graf; das geht; das geht — Und ich bin Ihnen dann hundert Louisd'or weniger schuldig. Vortrefflicher Einfall!

Der Graf. Schnell, Henriette! Ruf Sie uns den Juden wieder herein!

Frau von G. Sie entzücken mich, Graf. Bei meiner Treue! Ich wäre nie auf den Einfall gerathen.

Der Graf. Und glauben Sie noch, daß ich die Präsidentinn —

Frau von G. (schlägt ihn mit dem Fächer). Gehen Sie! Gehen Sie! Ich denke nicht mehr daran.

Henriette. Herr Israel! —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Der Graf. Komm, Israel! Du mußt uns einen Streich ielen helfen.

Israel. Ja, mein Herr Graf!

Der Graf. Du mußt den Ring hier wieder zurück-hmen.

Israel. Wieder zurücknehmen? Ich muß ihn wieder zu-cknehmen?

Der Graf. Versteh' mich doch nur! Du sollst ihn an n Herrn von Gercourt, an den Gemahl der Gnädigen Frau, r hundert Louisd'or wieder verkaufen.

Israel. Für hundert Louisd'or? So einen kostbaren iamant? — Kein ehrlicher Mann will ich seyn, wenn ich n lassen kann unter funfzehnhundert Reichsthaler.

Der Graf. Zum Henker! So höre doch nur! Du sollst ja haben, Deine funfzehnhundert Reichsthaler. Du sollst nur m Herrn von Gercourt den Ring für hundert Louisd'or zum erkauf bieten.

Israel. Für hundert Louisd'or, mein Herr Graf? Sie erzen mit mir. — Hundert Louisd'or sind ja keine funfzehn-ndert Reichsthaler.

Der Graf. Nein, nein! Aber fünfhundert Reichsthaler.

Israel. Nun ja! fünfhundert Reichsthaler. Ich kann ihn cht lassen den Ring für fünfhundert Reichsthaler.

Der Graf. Element! Ueber den Juden! — Die übrigen

tausend Thaler, die sollst Du ja von mir haben, Rabbiner
Verstehst Du?

Israel. Soll ich von Ihnen haben? Sie wollen den Ring zusammen kaufen?

Der Graf. Ja doch! Zusammen. Ich und der Herr von Gercourt zusammen.

Frau von G. Aber um's Himmels willen! Mein Gemahl muß das nicht wissen.

Israel. Er muß es nicht wissen, Ihro Gnaden? —

Der Graf. Nun, nein! Also höre nur, Jude! — Henriette führt Dich zum Herrn von Gercourt hinein; Du bietet ihm den Ring zum Verkauf; Du forderst dafür funfzehnhundert Reichsthaler. — —

Israel. Ganz recht! Funfzehnhundert Reichsthaler.

Der Graf. Will er ihn so hoch nicht nehmen, so läß Du herunter, und immer herunter, bis auf hundert Louisd'or. Dafür nimmt er ihn ganz gewiß, und ich bezahle Dir den das Uebrige.

Israel. Ich versteh's. Ich versteh's. —

Der Graf. Und da sagst Du ihm denn kein Wort weder von mir, noch von der Gnädigen Frau.

Israel. Ich werde doch nicht — Ich bin ja kein Kind mehr, Herr Graf. Ich habe ja meinen Verstand.

Frau von G. Wart' Er nur, Israel. Henriette wird Ihn zu ihm bringen.

Israel. Nun gut! Nun gut! — (Geht ab.)

Henriette. Ich glaube, da kömmt der Gnädige Herr

Frau von G. Meine Kutsche, Henriette! Sie hält doch noch vor der Gartenthüre? Nicht wahr?

Henriette (hinaussehend). Er ist's, Ihre Gnaden. Er ist's. - Nur hinaus!

Frau von G. Geschwinde, Herr Graf! Er weiß nicht, ..ß ich besuchen gefahren bin. Er wird gewiß hier hereinmmen. — (Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Gercourt. Henriette.

Herr von G. (mit Papieren in der Hand). Wo ist denn Deine nadige Frau, Henriette? Ich glaubte, daß ich sie hier anessen würde.

Henriette. Gnädiger Herr, sie ist nur eben zur Gar..athür hinaus. Sie ist besuchen gefahren.

Herr von G. (setzt sich und liest in seinen Papieren). Kömmt sie ..nn zum Abendessen wieder?

Henriette. Ganz gewiß; denn sie beschwerte sich nur ..ch diesen Morgen, daß sie Sie fast gar nicht zu sehen be..me.

Herr von G. (lesend). Ja, ja! Das sieht ihr schon ähn..h. — Ich will indeß doch heute zu Hause essen.

Henriette. Da werden Sie ihr ein großes Vergnügen ..achen — —

Herr von G. Hast Du hier nicht ein Schreibezeug, Hen..ette?

Henriette (giebt ihm eines). O ja, Gnädiger Herr.

Herr von G. (versucht zu schreiben). Stumpfe Federn und ..cke Dinte! — Es gehört einem Frauenzimmer; man sieht's

schon. — Höre doch! Rufe mir meinen Cassier herein, oder Monsieur Le Noir! Wer zuerst da ist.

Henriette. Sie sind beide nicht da.

Herr von G. Beide nicht? Es ist kein Mensch in der Schreibstube?

Henriette. Sie sind in der Komödie, Gnädiger Herr. Die gnädige Frau hat ihnen ihre Loge gegeben.

Herr von G. (schreibend). Schön! Schön! Handlungsdiener gehören auch in die Komödie, in die Loge! — Aber ich weiß es lange, wie das zusammenhängt. Ihre Gnaden haben in Ihrem Leben kein Geld; der Cassier muß Ihnen jedes Quartälchen vorschießen, und zur Erkenntlichkeit — —

Henriette. Geld hat sie wirklich nicht, Gnädiger Herr, da haben Sie Recht. Sonst hätte die gnädige Frau heute einen herrlichen Kauf thun können; aber ich habe ihr nicht einmal davon sagen mögen.

Herr von G. (immer schreibend). Wohl gethan, Henriette. Ein rechtschaffenes Kammermädchen sollte alle die kleinen Verkäufer, Juden und Christen, zum Henker jagen. Sie zwacken nur den Frauen ihr Geld ab, und ruiniren sie.

Henriette. O, daß thu' ich auch immer, Gnädiger Herr. — Wenn Sie indeß einmal ansehen wollten — —

Herr von G. Ich bin eben so wenig bei Gelde, Jungfer, als Ihre Frau. Daß Sie's nur weiß.

Henriette. Wenn gleich! Ich will meinen Mann immer herein holen.

Herr von G. Nicht doch! Nicht doch! Wozu denn (Henriette geht ab, und kömmt mit Israel wieder herein.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Israel.

Israel. Ihr unterthäniger Diener, Gnädiger Herr.

Herr von G. Ein Jude? Was soll das seyn, Hen=tte? Warum läßt Du mir da den Juden herein?

Israel. Ich bringe dem Gnädigen Herrn einen Diamant, ien sehr kostbaren Diamant.

Herr von G. Weg damit! Weg!

Israel. Geruhen der Gnädige Herr nur einmal anzu='en.

Herr von G. (schreibend). Ich will aber nicht, sag' ich.

Israel. Ich bring' ihn vor allen andern hieher zu dem nädigen Herrn; denn ich gönne ihn keinem lieber, als dem nädigen Herrn; er ist seine dreitausend Thaler werth, und lasse ihn für funfzehnhundert Reichsthaler.

Herr von G. Wenn er das ganze Geld werth wäre, würde man ihn nicht für's halbe lassen.

Israel. Das ist wahr; da sagen der Gnädige Herr sehr ihr; aber was thut der Mensch nicht aus Noth? Es geschieht s Noth, daß der Ring verkauft wird für's halbe Geld.

Herr von G. Laßt mich zufrieden!

Henriette. Aber so sehen Sie ihn doch an, Gnädiger err.

Herr von G. (ihn ansehend). Nun denn! — Er ist schön, er ich will ihn nicht haben. Und damit ein Ende! (Er legt 1 Ring auf den Tisch, und fährt fort zu schreiben.)

Israel. Ein Gebot! Thun Sie nur ein Gebot, Gnädiger Herr! Was wollen Sie geben?

Herr von G. (indem der Jude sich dicht an ihn bückt, diesem lau in's Ohr schreiend, daß er zurückprallt). Nichts, Jude!

Israel. Nichts? Das ist Ihr Spaß, Gnädiger Herr. — Sie müssen nur die Gnade haben, ihn anzusehen. Ich kann ja auch noch weniger fordern. Ich lasse mich handeln. Ich geb' ihn für zweihundertfunfzig Louisd'or.

Henriette. Hören Sie wohl? Das ist wirklich kei Geld.

Herr von G. Aber was meinst Du denn, daß ich da mit anfangen soll?

Henriette. Ihn der gnädigen Frau zu ihrem Namenstage schenken.

Herr von G. Ach was? Sie hat der Steinchen genug.

Henriette. Aber gewiß noch keinen so schönen.

Israel (ihm den Ring vorhaltend). Ich will ihn verkaufen fü zweihundert Louisd'or. Nu! — Ich verliere wahrhaftig mei eigen Geld daran. Weiß Gott!

Herr von G. Kurz und gut! Ich gebe Dir hunder Louisd'or. Und mehr keinen Pfennig.

Israel. Ah, Gnädiger Herr! So einen Stein für hundert Louisd'or! — Ich hab' ihn ja nicht gestohlen. Ich kann' wohl sagen.

Herr von G. So schier Dich Deiner Wege, Jude! Ic gebe nicht mehr.

Israel. Der Gnädige Herr sollen mir geben hundert un funfzig. — Er ist werth seine dreitausend Reichsthaler.

Herr von G. Keinen Pfennig mehr, sag' ich.

Israel. Sie wollen mir nicht geben hundert und funfzig
uisd'or?

Herr von G. Geh' zum Henker mit Deinem Ringe!

Israel. Nu, Gnädiger Herr! Da! (ihn auf den Tisch legend)
as will ich machen? Ich brauche Geld. — Ich wünsche, daß
nen der liebe Gott so viel Segen damit gebe, als ich dabei
liere. Nehmen Sie hin!

Henriette (ihn besehend). Der allerliebste Stein! — Wird
ht die Gnädige Frau eine Freude haben!

Herr von G. O ja! ja! Ich werde ihr noch oben drein
ie Worte geben müssen, daß sie ihn annimmt.

Henriette. Nein gewiß! Sie hat ein so liebreiches Herz.

Herr von G. Ein so liebreiches Herz! — (Er hat indeß
n Zettel geschrieben) Da, Jude, ist ein Zettel auf hundert Louis-
r. Du darfst nur warten, bis mein Cassier wieder zurück-
mmt.

Israel. Wenn der Gnädige Herr noch sonst was zu be-
len haben: ich bin den Augenblick bei der Hand. Ich em-
ble mich dem Gnädigen Herrn zu Gnaden. (Ab.)

Herr von G. Geh' nur! Geh' nur! —

(Henriette geht ab, wie Champagne anmeldet.)

Neunter Auftritt.

Herr von Gercourt. Champagne. Herr von Mirvault.

Champagne (anmeldend). Der Herr von Mirvault, Gnä-
er Herr! (Wieder ab.)

Herr von G. Mein Bruder? (aufstehend) Das ist ja ganz unerwartet. Um diese Zeit? —

Herr von M. Ja, mein lieber Bruder. Ich habe Dir eine Neuigkeit zu berichten, an der Du hoffentlich Theil nehmen wirst. Ich verheirathe meine Tochter.

Herr von G. Ei! ei! — Nimm doch Platz! Nimm doch Platz! — (Sie setzen sich) Deine Tochter? An wen?

Herr von M. Die Partie ist sehr anständig, mein lieber Bruder.

Herr von G. Ganz gewiß an den Schatzmeister von —

Herr von M. An keinen Schatzmeister. Es ist ein Oberst.

Herr von G. Ein Oberst? —

Herr von M. Oder wenigstens ist ihm die Oberstenstelle versprochen. Es ist ein Mann von großem Stande und von Verdiensten.

Herr von G. Der Henker! —

Herr von M. Meine Tochter wird bei Hofe erscheinen, und alle Vorrechte des hohen Adels erhalten.

Herr von G. Und Du und Deine Frau? Ihr erhaltet?—

Herr von M. Das Vergnügen, unsere Tochter gut anzubringen.

Herr von G. Ja, ja! Das ist ein großes Glück, das Ihr da macht. — Ist er denn reich, Euer Schwiegersohn?

Herr von M. Jetzt noch nicht; aber inskünftige — — wenn einmal ein Paar alte Anverwandte so höflich wären, zu sterben — —

Herr von G. Kurz und gut: die Partie steht Euch an und Ihr seid beide zufrieden.

Herr von M. Das sind wir, Bruder. — Ich wollt's doch auch gerne Deiner Gemahlinn melden. Wo finde ich sie?

Herr von G. Sie ist eben ausgefahren; aber ich will's ihr schon sagen. — Wie heißt denn der Oberst?

Herr von M. Hätt' ich Dir das noch nicht gesagt? Es ist der Marquis von Ferville, den Du wohl kennen wirst.

Herr von G. Recht gut! Recht gut!

Herr von M. Und da siehst Du nun wohl — —

Herr von G. Allerdings! Es ist nichts dabei einzuwenden.

Herr von M. Desto besser, wenn Du zufrieden bist! — (aufstehend) Aber Du mußt mich entschuldigen, Bruder. Ich habe noch so vieles zu besorgen und einzukaufen — Stoffe, Spitzen, Diamanten —

Herr von G. Diamanten? — O höre doch, Bruder! Du verstehst Dich auf Diamanten?

Herr von M. Wenigstens schmeichle ich mir's.

Herr von G. Ich habe da nur eben einen gekauft. Ich bin so dazu gekommen, ich weiß selbst nicht recht, wie? — Was meinst Du wohl etwa, daß ich gegeben habe?

Herr von M. (ihn betrachtend). Schön! Außerordentlich schön! — Du hast dafür gegeben — warte nur, Bruder! — dreitausend Reichsthaler.

Herr von G. Nein doch? In der That?

Herr von M. Auf's allerwenigste drittehalbtausend.

Herr von G. Nein, da weiß ich besser zu handeln. Herunter, mein lieber Bruder!

Herr von M. Noch weniger? — Aber doch unter zweitausend gewiß nicht?

Herr von G. Unter zweitausend. Weit unter!

Herr von M. Funfzehnhundert? Dafür wär' er gefunden.

Herr von G. (voll Selbstzufriedenheit). Hundert Louisd'or hab' ich gegeben, und keinen Heller mehr.

Herr von M. Ei, das ist unglaublich! Für so einen herrlichen Ring so ein Spottgeld? —

Herr von G. Wie ich Dir sage.

Herr von M. Höre nur, lieber Bruder! Den Ring mußt Du mir lassen. Ich wüßte wahrhaftig nicht, wozu Du ihn brauchen könntest?

Herr von G. Wenn Du meinst — Ich hatt' ihn für meine Frau gekauft.

Herr von M. Als wenn die nicht schon Steine genug hätte! Du erzeigst mir den größten Freundschaftsdienst von der Welt.

Herr von G. Gut! Gut! Was denkst Du denn etwa zu geben? — Du hast ihn vorhin dreitausend Thaler geschätzt.

Herr von M. Und Du willst so brüderlich handeln, mir ihn dafür abzutreten?

Herr von G. Pfui doch! Pfui! Ich bin ja kein solcher Geizhals, kein solcher Knicker. — Nein, ich denke, da ich doch meiner Nichte zu ihrer Hochzeit ein Geschenk machen muß — —

Herr von M. Ihr den Diamant zu schenken!

Herr von G. Warum nicht? Wenn Du mir meine hundert Louisd'or wieder herausgiebst —

Herr von M. Aber was hättest Du ihr da geschenkt, Bruder? So viel, als nichts.

Herr von G. Als nichts? — Dreitausend Reichsthaler macht sechshundert Louisd'or; davon hundert ab, bleiben noch fünfhundert; und die sind bei Dir Nichts?

Herr von M. Du hast Deinen Scherz mit mir, Bruder.

Herr von G. Ich scherze niemals in Geldsachen.

Herr von M. Aber Du schenkest im Scherze. — Ich sehe wohl, daß ich nur zuschlagen muß.

Herr von G. Nun da, Bruder! Nimm hin! — Die hundert Louisd'or kannst Du mir nach Deiner vollen Bequemlichkeit wiedergeben; — nur daß ich sie morgen Vormittags habe!

Herr von M. Ja doch! ja! Lebe wohl! (Ab.)

Herr von G. (ihm nachrufend). Meine Empfehlung nach Hause! — (Allein) Da war in einem Hui ein Geschäft gemacht. Ich spare mein Geld, und spare zugleich die Sorge, die man beim Wählen und Aussuchen hat. Nun kann sie heirathen, wann's ihr beliebt. Was geht es mich weiter an?

Zehnter Auftritt.

Herr von Gercourt (die ganze Scene durch schreibend).
Frau von Gercourt.

Frau von G. Wie, Herr von Gercourt? Sie hier?

Herr von G. Ich suchte Sie, Madame, und da ich Sie nicht fand, blieb ich da. Ich hatte eben zu arbeiten.

Frau von G. Nun, das ist doch einmal recht artig. Ich war schon ganz böse, daß ich Sie immer nur auf ein Augenblickchen zu sehen bekäme.

Herr von G. So? In der That? — Das ist bei meiner Treue etwas ganz Neues.

Frau von G. Wie denn das? Was wollen Sie sagen, mein Kind? Sie reden, als wenn Sie die gleichgültigste Frau hätten; und doch wissen Sie nur zu wohl — —

Herr von G. Ich? — Ganz und gar nicht, Madame.

Frau von G. O so lassen Sie doch Ihr Geschreibe da seyn! Ich bitte Sie.

Herr von G. Wenn ich Ihnen beschwerlich bin, so gehe ich in ein anderes Zimmer.

Frau von G. Eine hübsche Antwort, wahrhaftig! Ich sage Ihnen so viel Zärtliches vor, und Sie —

Herr von G. Zärtliches! Zärtliches! — Mir ist wahrhaftig an meiner Schreiberei hier mehr, als an aller Zärtlichkeit gelegen. Ich muß sammeln, Madame, damit Sie wieder zerstreuen können.

Frau von G. Alles zu seiner Zeit, Herr von Gercourt! Antworten Sie doch! Ist hier Niemand bei Ihnen gewesen?

Herr von G. Kein Mensch — bloß mein Bruder. Er war vor Freuden ganz außer sich. Er verheirathet seine Tochter. —

Frau von G. Meinetwegen!

Herr von G. An den Marquis von Ferville.

Frau von G. Ei sieh doch! An einen Marquis? Das hat gewiß die hochmüthige Närrinn, meine Frau Schwägerinn, angegeben.

Herr von G. Und weil er Sie eben nicht fand, so sollte ich's Ihnen sagen. Das hab' ich gethan.

Frau von G. Viel Glück dazu! — Aber Sie haben ja sonst noch Jemand gesehen?

Herr von G. Niemand! Niemand! — Ich habe zu thun, Madame.

Frau von G. Es ist sonderbar, Herr von Gercourt, daß Sie mich besuchen, und Sich doch gar nicht mit mir abgeben wollen. Wie kann ich denn mit Ihnen reden, wenn Sie da immer über Ihren Papieren sitzen? — Ich hörte ja, es wäre noch sonst Jemand da gewesen.

Herr von G. (ungeduldig). Keine lebendige Christenseele!

Frau von G. Wer denn? —

Herr von G. Ein Jude, Madame! — Auf der Tortur kann man nicht ärger fragen.

Frau von G. Ein Jude? Ein Jude? — Ach, mein Engel! (ihn liebkosend) Sie haben mir gewiß etwas recht Hübsches gekauft? Weisen Sie, weisen Sie doch! — Sie haben Sich erinnert, daß Sie mir lange nichts mehr geschenkt hätten. Und was lange währt, das wird gut. — Was ist es? Was ist es?

Herr von G. (immer schreibend). Es war ein Diamantring. —

Frau von G. Den Sie für mich kauften? Für mich?

Herr von G. Ja, Madame.

Frau von G. O so lassen Sie doch endlich Ihr Schreiben! Wo ist er? Zeigen Sie mir! Es ist gewiß ein recht schöner.

Herr von G. Ganz außerordentlich schön.

Frau von G. Und Sie sind so unbarmherzig, so grausam — —

Herr von G. Hören Sie mich erst an, Madame.

Frau von G. Was soll ich anhören? — Den Ring! Den Ring, mein Engel!

Herr von G. Je zum Henker! So lassen Sie mich Ihnen nur erst bedeuten — —

Frau von G. Bedeuten! Mit Ihrem Bedeuten! — Den Diamant her!

Herr von G. Geduld, Gnädige Frau. — (Er legt die Feder nieder) Sie müssen wissen, ich habe den herrlichsten Handel von der Welt getroffen. Mein Bruder hat den Ring dreitausend Thaler an Werth geschätzt.

Frau von G. Das wäre! Muß er nicht schön seyn?

Herr von G. Ja, wie gesagt, unvergleichlich! Und ich; ich habe ihn weggehascht — Rathen Sie einmal, wofür? — Für fünfhundert Reichsthaler.

Frau von G. Um's Himmels willen! Lassen Sie mich sehen, mein Schatz!

Herr von G. Das Beste kömmt erst, Madame. Er gefiel meinem Bruder so wohl — so wohl, daß er ihn gerne für seine Tochter gehabt hätte.

Frau von G. Ich erschrecke ganz. — Und Sie gaben ihn Ihrem Bruder?

Herr von G. Ei, daß ich kein Narre gewesen wäre!

Frau von G. Bravo, bravo, mein Liebster! Sie sahen vorher, wie sehr ich mich darüber freuen würde. — O, das verdient einen Kuß.

Herr von G. Sie machen Sich Ungelegenheit, Gnädige Frau. Nur weiter gehört! — Er wollte, daß ich ihn für die hundert Louisd'or ihm wieder abtreten sollte.

Frau von G. Aber Sie werden doch nicht — —

Herr von G. Ei nicht doch! nicht doch! Was wäre denn dabei herausgekommen? — Höre nur, Bruder! fing ich ganz trocken an: ich muß Deiner Tochter zu ihrer Heirath ein hübsches Geschenk machen —

Frau von G. Wie?

Herr von G. Du hast den Diamant dreitausend Thaler geschätzt; wenn ich Dir ihn für hundert Louisd'or lasse, so bleiben noch zweitausend fünfhundert übrig: und mit diesen — —

Frau von G. Ich erstaune! Also gaben Sie ihm den Ring?

Herr von G. Allerdings! Kann ich wohlfeiler abkommen? Meine hundert Louisd'or, die giebt er mir wieder.

Frau von G. Gehen Sie! Gehen Sie! Das ist so eine abscheuliche Niederträchtigkeit, als ich in meinem Leben eine gesehen habe.

Herr von G. Da höre man nun! — Aber so sind die Weiber. Sie haben keinen Begriff von Geschäften.

Frau von G. Wenn Sie wohlfeil dazu kamen, sollte nicht Ihre Gemahlinn das erste Recht darauf haben?

Herr von G. Aber bedenken Sie doch, Madame! Ich mache ein Geschenk von zweitausend fünfhundert Reichsthalern, und es kostet mich keinen blutigen Heller!

Frau von G. (in vollem Zorn umhergehend). Ja, ich bedenke — ich bedenke, daß Sie gar nicht wissen, was das heißt, Ihrer Frau ein Vergnügen machen; daß Sie es niemals gewußt haben: nein, niemals, mein Herr; und daß ich eine Närrinn war, es mir nur einfallen zu lassen.

Herr von G. Aber — —

Frau von G. Schweigen Sie! Ich will davon nichts mehr hören. Es ist abscheulich — abscheulich!

Herr von G. (nimmt seine Papiere zusammen). Wenn ich hier keine Ruhe haben kann, so muß ich sie anderswo suchen. — Ich hatte mir vorgenommen, mit Ihnen zu Nacht zu essen; ich empfehle mich Ihnen, Madame. (Ab.)

Frau von G. Glück auf den Weg, mein Herr! Gehen Sie! — (Allein) So sind sie alle, die Männer. Filze sind es. Bären sind es. Und dann wollen sie doch, daß wir sie lieben sollen.

Eilfter Auftritt.

Frau von Gercourt. Der Graf.

Der Graf. Wie ist's, Gnädige Frau? Ich brenne vor Neubegierde. Ist der Handel gut abgelaufen?

Frau von G. (in einem trocknen Tone). Ganz vortrefflich, mein Herr.

Der Graf. O bravo! Ich bin entzückt darüber.

Frau von G. Sie haben den herrlichsten Einfall von der Welt gehabt; Sie können Sich Glück dazu wünschen. — Mein Mann hat den Ring gekauft, und ihn in eben dem Augenblicke wieder verkauft.

Der Graf. Ist es möglich? An wen?

Frau von G. An seinen Bruder, mein Herr.

Der Graf. An den Herrn von Mirvault? —

Frau von G. Ja doch! ja! Soll ich's Ihnen tausend=

mal sagen? — Das ist nun aus Ihren weisen Anschlägen herausgekommen.

Der Graf. Aber ich dachte, Gnädige Frau —

Frau von G. Ich dachte! Ich dachte! Sie hätten mich selbst sollen machen lassen. Aber da haben die Herren immer so viel Verstand, so viel Witz! — Sie werden mir einen Gefallen erzeigen, wenn Sie mich allein lassen, Herr Graf.

Der Graf. Reden Sie im Ernst, Gnädige Frau?

Frau von G. Im Ernst! Im völligen Ernst!

Der Graf. Aber ich hoffe, Sie werden morgen —

Frau von G. Weder morgen, noch jemals, werde ich anders reden. — (Abgehend) Ich will Sie nicht wieder sehen, mein Herr.

Der Graf (allein). Welche Begegnung! Ich bin wie vom Himmel gefallen. — Was fehlt der Frau? Was will sie von mir? — Weil ich um ihrentwillen mein Geld verliere; darum will sie mich nun nicht wieder sehen? — Eine schöne Entdeckung, die ich da mache! Wahrhaftig! — Also ist's ihr mehr um mein Geschenk, als um meine Gesinnung zu thun? — O, ich muß ihr nach; und wo sie sich nicht anders erklärt — —

Zwölfter Auftritt.

Der Graf. Israel.

Israel (im Hereintreten). Verwünscht soll der Cassier seyn! Wie ein Narr muß ich warten — — Ah! ah! Sind Sie da, Ihro Gnaden? Ich hab's gemacht, wie Sie befohlen haben. Sehr gut hab' ich's gemacht.

Der Graf. Mach's noch besser, Jude, und hänge Dich! Denn der Ring ist zum Teufel.

Israel (erschrocken). Wie? Wie? —

Der Graf. Sieh, daß Du Deine hundert Louisd'or kriegst, und geh' dann selber zum Teufel! — Der Herr von Mirvault hat ihn. Der Bruder des Herrn von Gercourt hat ihn.

Israel (ihn am Rocke haltend, da er weggehen will). Mein Herr Graf! Mein Herr Graf! —

Der Graf. Geh', sag' ich, oder — — (Ab.)

Israel (allein). O weh! Wie geschicht mir? Ich bin ein unglücklicher Mann. — Soll ich gehen? Soll ich zum Teufel gehen? — Erst mein Geld! Meine Bezahlung! Meine tausend Reichsthaler!

Dreizehnter Auftritt.

Israel. Henriette.

Henriette. Nun, Herr Israel? Nun? Mein Profitchen?

Israel. Ich soll zum Teufel gehen. Zum Teufel bin ich gewiesen.

Henriette. Ei, warum denn? Was fehlt Ihm?

Israel. Er ist verschachert, der Ring; er ist fort. Der Herr von Gercourt hat ihn an seinen Bruder verschachert. — Nun heißt der Graf mich zum Teufel gehen; nun will er mir nicht halten sein Wort. Ich bin ein unglücklicher Mann.

Henriette (hält ihn auf, da er fort will). Wart' Er doch! Sag' Er mir doch! — Verschachert wäre der Ring?

Israel. Ja verschachert! verschachert! An Herrn von Mirvault verschachert!

Henriette. Hahahaha! — Die arme gnädige Frau!

Israel. Wie? Sie lacht noch, Sie —

Henriette. Der arme Herr Graf von Tourmont! — Hahahaha!

Israel. Pfui Sie an! Pfui, daß Sie lacht!

Henriette. Und ach! Der arme Herr Israel! Wie will der nun zu seinem Gelde kommen? — Hahahaha!

Letzter Auftritt.

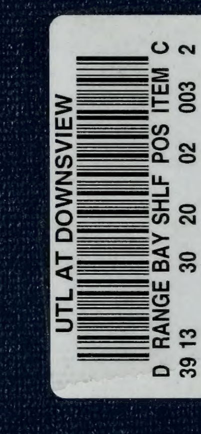
Die Vorigen. Der Graf.

Israel (auf ihn zulaufend). Gnädiger Herr Graf! Gnädiger Herr Graf!

Der Graf. Was willst Du, Jude? Deine Bezahlung? Ich habe sie Dir auf meine Ehre versprochen. Das ist Dir genug. Gieb Dich zufrieden! (Israel küßt ihm den Rock.) — — Das Geld würde mich reuen, wenn ich nicht eine Lehre damit erkaufte, die mir vielleicht zehnmal so viel ersparen wird. Wer weiß, was ich noch an diese Dame und an andere verschwendet hätte? — Empfehle Sie mich Ihrer Frau, Henriette! Sage Sie ihr, daß ich ihrem wiederholten Befehle gehorche, und daß ich sie niemals wieder sehe. — Und Du, Israel! folge mir, und nimm Dein Geld in Empfang. Ich fahre nach Hause. (Beide ab.)

Henriette (allein). Wie? Was ist das? — — Der Graf geht fort? Der Jude geht fort? Meine Profitchen und meine Trinkgelder gehen fort? — (Zum Parterre) Ach, meine Herren! Wer unter Ihnen ein Aemtchen hat, bei dem die Accidenzien das Beste sind, der wird mich gewiß bedauern.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 30 20 02 003 2